This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

# Erzählungen,
# Sagen und Legenden
aus
# Ungarns Vorzeit.

---

Von
Alois Freiherrn von Mednyánszky.

# Erzählungen,

# Sagen und Legenden

aus

# Ungarns Vorzeit.

Von

Alois Freiherrn von Mednyánszky.

Pesth,
bei Konrad Adolph Hartleben.
1829.

MEH

GR.158
M4

Gedruckt
bei Chr. Fr. Schade
in Wien.

# Vorwort.

Nicht alle, wohl aber die meiſten der hier erſcheinenden Erzählungen, ſind bereits aus dem von mir und Freiherrn von Hormayr gemeinſchaftlich herausgegebenen Taſchenbuche für vaterländiſche Geſchichte, aus Hesperus und dem Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt, ſo wie meiner maleriſchen Reiſe auf dem Waagfluß bekannt. Ich würde daher nie auf den Gedanken verfallen ſeyn, ſie nochmals der Leſewelt vorzuführen, wenn nicht von mehreren Seiten der Wunſch geäußert worden wäre, was in ſo vielen, mitunter koſtſpieligen und zum Theil ganz vergriffenen Werken zerſtreut iſt, in einem oder zwei Bändchen vereint zu finden. Keineswegs bin ich ſo befangen, dieſen Wunſch jener Ausſtattung zuzuſchreiben, die Erzeugniſſe geiſtreicher Schriftſteller anziehend macht, auch wenn ihre Beſtimmung nur jene des augenblicklichen angenehmen Eindruckes iſt, denn wie viel dieſe Erzählungen hierin zu wünſchen übrig laſſen, kann ich mir nicht verhehlen. Wohl aber darf ich ihn der täglich zunehmenden, mehr und mehr ſich erwärmenden Theilnahme an vaterländiſchen Ereigniſſen und Gegenſtänden beimeſſen, die von Bildern

der Vorzeit angeregt wird, selbst wo die Unbehülflichkeit des Pinsels gegen die vollendete Rundung ästhetischer Formen anstößt. Nicht ohne Erfolg sind in dieser Hinsicht die von dem Freiherrn von Hormayr seit zwanzig Jahren mit regem Eifer verfolgten und von mir nicht minder lebhaft aufgefaßten Bemühungen gewesen, die bildende und redende Kunst mit der vaterländischen Geschichte zu vermählen. Mehrere hier gegebene Erzählungen gaben Stoff und Veranlassung zu dichterischen Erzeugnissen, die als Ballade, Epos oder Drama nicht ohne Werth sind, und zum Theil auch ihre Anerkennung gefunden haben. Somit ist ihre Bestimmung erfüllt, der nur noch mangelt, daß auch die bildende Kunst das Ideale, dem sie mit schöpferischer Hand das anschauliche Daseyn zu geben gesonnen ist, aus diesen oder ähnlichen Darstellungen, deren Grundzug geschichtlich ist, wählen möchte.

Bloß in dieser Absicht sei es mir daher gestattet, das schon bekannte Zerstreute zusammengefaßt hier wieder zu geben, somit vielleicht Anregungen zu veranlassen, die von liebenden Händen talentvoller Männer groß gezogen, dem Vaterlande herrliche Blüten und Früchte bringen können. Diese offen ausgesprochene Absicht ist zugleich lebhafter Wunsch; möchte er doch erfüllt und durch vaterländische Gesinnung angeregt, verbreitet und befestiget werden.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Der Rabenfels | 1 |
| Der Bruderzwiſt | 30 |
| Das Schloß am Munde | 48 |
| Der eiſerne Hahn zu Raab | 59 |
| Die Flucht | 66 |
| Der ſteinerne Mönch vor der Geiſterburg Hricſo | 80 |
| Der Brunnen der Liebenden | 90 |
| Edle Rache | 105 |
| Der Wunderſturz zu Lietawa | 120 |
| Das Gaſtmahl zu Winna | 126 |
| Liſt mächtiger als Gewalt | 139 |
| Der Löwenſtein | 150 |
| Des Vaters Fluch | 161 |
| Das ſteinerne Geld | 171 |
| Die Felskapelle an der Waag | 179 |
| Die Brautwerbung | 194 |
| Die Mauerblende zu Budethin | 210 |
| Die Freunde | 230 |
| Der Margittafelſen in der Waag | 249 |
| Achmet Paſcha | 254 |

Seite

Des Willens Kraft. . . . . 267
Der Mädchenbrunnen zu Pöstény. . . . . 278
Der Berggeist des weißen Gebirges. . . . . 289
Das Windschloß. . . . . 294
Der Rektor Magnificus. . . . . 304
Das Wunderkreuz im Baume. . . . . 310
Szolnok's Vertheidiger. . . . . 316
Die Teufelsfurche. . . . . 339
Das Jungfernschloß zu Schemnitz. . . . . 346
Die Gründung der Helenenkirche. . . . . 355
Vergeltung. . . . . 366
Der schwarze Herführer. . . . . 380
Die Gründung von Zeben. . . . . 396
Die gefährliche Wette. . . . . 403
Das blutige Gastmahl. . . . . 410
St. Simeons Finger. . . . . 416
Der abgehaute Fuß. . . . . 422
Die Bluthalle zu Lockenhaus. . . . . 442
Das Teufelsgemälde zu Preßburg. . . . . 450
Sanct Georgs Felsensprung. . . . . 457
Die Sagen vom Stibor. . . . . 461

# Der Rabenfels.

Unter jener Hügelreihe, die den Anfang der Karpathen bildet, erhebt sich der Wetterling an der Grenzscheide des Preßburger und Neutraer Komitats zuerst in ansehnliche Höhe. Weit in die Ebene des hier schon ganz geöffneten Waagthales hinausschauend, zieht er die Blicke der Bewohner desselben gar oft auf sich, denn als Wetterprophet steht er in nicht geringem Ansehen bei ihnen. Trügen seine Verkündungen auch öfter, gehen sie doch nicht minder oft in Erfüllung, und so bleibt denn seine Glaubwürdigkeit von der Menge unangefochten, die begierig einen Blick wenn auch nur in die allernächste Zukunft zu thun, zehn unerfüllte Vorhersagungen für eine, die der Zufall verwirklichte, vergißt, und auf diese hin jedem Wahrsager Glauben beimißt.

Aber nicht bloß, daß er gut oder schlimm Wetter verkünde, sondern auch so manche Geschichte von Ereignissen, die auf dem Berge in längst entschwunde-

ner Zeit Statt gehabt, mitunter noch in Spuren und geheimnißvollen Anklängen ſich erhalten, erzählt ſich das Volk in geſchäftsloſer Abendſtunde. So kenne jedermann, beſonders Jäger und Holzhauer, die oft auf dem Berge weilen, den Rabenfels, eigentlich einen flachen tafelartigen großen Steinblock, der mitten aus berastem Boden ſich erhebt, und unter ſeinem Vorſprung, bei plötzlich eintretenden Gewitterſchauern, ſchon Manchem Zuflucht gewährte. Mit dieſem habe es eine gar ſonderbare Bewandtniß. Allezeit, wenn der Mond im Scheiden iſt, verſammelt ſich in grauſer Mitternachtsſtunde eine Unzahl von Raben, die aus allen Weltgegenden herbeigeflogen kommen, auf dieſem Fels. Sie ſprechen und krächzen, und flattern und gehn, und drängen und ſtreiten in ungeheurem Lärm und Bewegen mit und auf und durch einander, bis eine Stimme in durchdringendem Schrei alle übrigen übertönt. Hierauf wird es plötzlich ſtill, und einen Augenblick nachher zerſtiebt das ganze Heer nach allen Richtungen. Aber nunmehr erſcheint eine weibliche Geſtalt in weite flatternde Gewänder gehüllt. Sie ſchlägt den wallenden Schleier zurück, blickt ſehnſuchtsvoll nach dem fernen Oſten, mit langſam erhobenen Armen den Blick geleitend; dreimal

entquillt dem blaſſen Munde ein ſchmerzlicher, aus den tiefſten Tiefen der bewegten Bruſt heraufgeholter Seufzer; der Schleier fällt, und die Erſcheinung zerfließt in leichte Morgennebel.

Wie dies eigentlich zu deuten und was dazu Veranlaſſung gegeben, ſei folgendes:

In dem letzten Rákoczyſchen Kriege, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts dieſe Gegenden lang und ſchwer heimſuchte, war die Burg Szomolán, an des Wetterlings Fuß gelegen, von kaiſerlichen Truppen beſetzt, die der Beſitzer, die eigene Mannſchaft zu verſtärken, willig aufgenommen hatte. Er ſelbſt in öffentlichem Dienſte vollauf beſchäftigt, und an den Ort, wo es ſein Amt erheiſchte, gebunden, ſah die Burg nur ſelten, in der ein wackerer, ſeit vielen Jahren als treu erprobter Kaſtellan, den Oberbefehl in des Herrn Namen führte. Auch itzt war Ellewény die Sorge um Land und Leute zu dem Burgbann gehörig, ſo wie über die Veſte ſelbſt, anvertraut worden, nachdem bei dem Herannahen des Ungewitters alles, was in einer möglichen Belagerung als nothwendig ſich erproben konnte, im Voraus beſtellt wurde.

Die Vorſicht ſchien auch wirklich nicht vergeblich, denn der Krieg, obwohl an des Reiches nördlicher

Grenze entzündet, wälzte sich mit beispielloser Schnelligkeit bis in diese Gegend. Szomolán, an sich keine der bedeutenderen Burgen des Landes, erhielt durch ihre Lage eine Wichtigkeit, die es nicht zuließ, daß sie von Freund oder Feind unbeachtet bleibe. An dem über das weiße Gebirge gegen Mähren führenden Hauptpaß gelegen, konnte nur der sich als Herrn dieser wichtigen Kommunication betrachten, der nicht zu befürchten hatte, von der Schloßbesatzung beunruhigt zu werden. Auch entging diese Berücksichtigung dem Rákoczyschen Oberfeldherrn Bertsényi keineswegs, darum sandte er einen bedeutenden Heerhaufen unter dem Befehle Ladislaw Otskay's gegen Szomolán, sich der Veste und des Gebirgspasses zu bemächtigen.

Schon aus weiter Ferne sah Ellewény die feindlichen Reiter rasch anrücken, und kaum hatte der rückkehrende Späher über Anzahl, Absicht und Namen der feindlichen Scharen und Führer seinen Bericht erstattet, als auch der Trompeter schon vor dem Burgthor mit der Aufforderung zur Übergabe erschien. Abgewiesen, wie man es von dem wackern Kastellan erwarten konnte, mußte dieser bald abziehen, und Otskay sich zur Belagerung entschließen. Mit dieser

ging es ganz läſſig, denn es war nur ein Reiterregiment, das die Burg durch Überfall oder Kapitulation zu nehmen gehofft hatte; als dies aber nicht gelang, wenig ausrichten konnte. Bis daher Fußvolk und Geſchütz nachkommen würde, begnügte man ſich, vor der Veſte zu lagern, und in einzelnen Abtheilungen Streifzüge in der Umgegend zu machen.

Zwar hatte Otſkay den Feldherrn dringend um Belagerungsgeräth und Mannſchaft angegangen, allein Graf Bertſényi's Abſicht ging eigentlich auf die feſte Stadt Tyrnau, die er zum Stützpunkt ſeiner ferneren Operationen machen wollte, und nothwendig nehmen mußte, bevor noch General Heiſter mit den kaiſerlichen Truppen von Preßburg ankommen würde. Die Bürger hatten indeß die Thore verſchloſſen, Wälle und Mauern beſetzt, und ſich zum hartnäckigſten Widerſtand gerüſtet. Bertſényi wollte daher verſuchen durch Gewalt zu erlangen, was ſeinen Unterhandlungen und Verheißungen durchaus nicht gelingen wollte. Dazu benöthigte er ſeines ſämmtlichen Geſchützes, deſſen ohnedies nicht gar zu viel war. Denn obſchon bei Ausbruch des Krieges in kurzer Zeit eine bedeutende Anzahl Menſchen ſich unter Rákotzy's Fahnen verſammelte, würde er doch nie etwas Bedeu-

tendes haben unternehmen können, wofern nicht Frankreich Geld, Geschütz und erfahrne Artilleristen, so wie Ingenieurs zu dessen Leitung geliefert hätte. Im Überfluß jedoch war dies auch nicht geschehen, auf dem bisherigen Zuge manches unbrauchbar geworden, wofür, was man in eroberten Festungen gefunden, kaum hinlänglichen Ersatz gewährte. Das Resultat alles dessen war, daß genau mit dem Vorhandenen Haus gehalten werden mußte, daher — so berichtete Otskay's aus dem Hauptquartier rückkehrender Hadnagy — außer ein paar leichten Feldstücken, die bald ankommen würden, vor der Hand auf keine größere Unterstützung zu rechnen sei.

Diese Nachricht gab die Überzeugung, daß die Belagerung wohl von selbst aufhören müsse, doch bevor sollte noch ein nächtlicher Überfall in aller Stille versucht werden, damit man doch nicht, ohne irgend etwas unternommen zu haben, ruhmlos abziehe. Allein Ellewény war auf seiner Hut, die Bewegung im Lager entging seiner Aufmerksamkeit nicht. So fand denn Otskay, als er in der Nacht mit Sturmleitern in größter Stille anrückte und die Sorglosen zu überraschen hoffte, die ganze Besatzung auf den Beinen. Verrathen sah er seinen Plan, zu weit

hatte er ſich gewagt, um ſo leicht zurückzutreten und ſich dem Hohn der Gegner Preis zu geben. Sein ungeſtümer Muth trieb ihn und die Seinen vorwärts. Der erſte war er auf der Mauer des Hauptvorwerkes, mehrere Braven folgten ihm, ſchon wollte er den Siegesruf anſtimmen, da brach die Leiter unter den Nachklimmenden, er und ſeine Gefährten wurden nach wüthendem Widerſtande übermannt und zu Boden geworfen, der Angriff war abgeſchlagen, der Rückzug eilig, einer Flucht ähnlich.

Der Kaſtellan, hoch erfreut über den köſtlichen Fang, empfing den gefangenen Feldobriſten mit Anſtand und Edelmuth; er war ja ein ehemaliger Bekannter, dem er oft begegnet bei Freunden und Nachbarn, bevor der unſelige Bürgerkrieg ſie einander gegenüber geſtellt. Nur auf wenige Stunden weit lag das befeſtigte Kaſtell von Otſko durch einen Hügel gedeckt, der im Geſichtskreis der Burg Szomolán ſich befand. Ellewény drückte ſeinem Gefangenen das lebhafteſte Bedauern aus, ihn ſo wiederſehen zu müſſen, trug ihm jedoch an, wofern er mit dem Ehrenwort bürgen wolle, keinen Verſuch des Entweichens zu machen, ſtatt in enger Haft frei in der ganzen Burg wandeln zu können. Nur mit Widerwillen be-

quemte ſich der raſche Kriegsmann hiezu, denn er hatte gehofft, gegen Löſegeld oder Austauſch entlaſſen zur vorigen Thätigkeit zurückkehren zu können. Bald aber minderte ſich dieſer Widerwille, denn wofern Ilka, des Kaſtellans liebliche Tochter, ſich aus des Vaters Gemach nicht entfernte, wenn Otſkay eintrat, um an dem Imbiß oder am Geſpräch Theil zu nehmen, glaubte dieſer ſeine Lage um Vieles leichter ertragen zu können.

Obſchon ſeit ein paar Jahren Witwer, ſtand doch der tapfere Krieger in der Blüte ſeines Alters, mit allen Vorzügen begabt, die als vortheilhafte Empfehlungsbriefe einer gütigen Mutter Natur gelten können. So günſtig ſein Äußeres ſich geſtaltete, ſo ausgezeichnet waren die Eigenſchaften des Mannes, der keine der geringſten Stützen des Heeres, an der Spitze eines Reiterregimentes ſtand, mit dem er manche kühne That ausgeführt, die ſeinen Namen geehrt und gefürchtet machte.

Mächtig fühlte ſich der edel ſtolze Mann zu Ilka hingezogen, die in aller Anmuth aufblühender Jugend, die Geſchäfte der Häuslichkeit emſig beſorgend, dem Vater die früh verlorne Gattinn treulich erſetzte. Bald konnte er ſich es nicht verhehlen, daß

ihr Besitz zu seiner Wünsche höchsten gehöre. Auch auf das Mädchen hatten die in tausend unnennbaren und doch so bedeutungsvollen Nichts sich aussprechenden Bewerbungen des ausgezeichneten Gefangenen Eindruck gemacht, und endlich zu der (wohl auch mit einem Seufzer begleiteten) Bemerkung geführt, wie Jammerschade es doch sei, daß ein so tapferer und angenehmer Mann gerade ein feindlicher Offizier seyn müsse. Was sich Ilka kaum selbst gestand, bedauerte Ellewény — nur in ganz anderer Beziehung — gar oft. So manches Mal betrachtete er ihn mit langen durchdringenden Blicken, sprach dann väterlich mahnend über das Unheil der Zeit und die verderblichen Folgen, die der Bürgerkrieg über das Vaterland bringen müsse, und wie schmerzlich ihm sei, so viele ausgezeichnete Männer, darunter auch Ladislaw, einem Panier folgen zu sehen, dessen Untergang ihm gewiß sei. Mit aufbrausendem Ungestüm vertheidigte dieser sich und seine Genossen, und manchmal wären die Männer hart aneinander gerathen, würde nicht Ilka sanft begütigend und vermittelnd zwischen sie getreten seyn. Sie war es, die den löwenkühnen jungen Mann mit einem Blick, mit einem Wort bändigte, denn er hatte sich ihr hingege-

ben ganz mit aller Kraft ſeiner Feuerſeele, wenn ſchon das Geſtändniß ſeiner grenzenloſen Liebe noch nicht über die ſonſt beredten Lippen ſich geſtohlen hatte.

Die Nachricht von Otſkay's Unfall erfüllte das ganze Rákotzyſche Heer mit Bedauern, und kam dem Oberfeldherrn zur ungelegenſten Zeit, da er eben dieſen muthigen und bisher glücklichen Parteigänger zu einer Unternehmung von Wichtigkeit auserſehen hatte. Er knüpfte daher ſogleich Unterhandlungen wegen deſſen Auswechslung gegen einen hohen kaiſerlichen Offizier an. Allein dieſe zogen ſich in die Länge, und ſo mußte denn das Kommando einem anderen übertragen werden. Endlich kam das Kartell zu Stande, und Ellewény erhielt den Befehl, ſeinen Gefangenen unter ſicherem Geleit nach Tyrnau zu ſtellen, wo die Auswechslung erfolgen ſollte.

So ſehr ſich der Kriegsmann über ſeine Befreiung glücklich pries, ſo ſchmerzlich fiel ihm der Abſchied von Ilka, die auch erſt im Augenblick der bevorſtehenden Trennung zum klaren Bewußtſeyn gelangte, wie theuer ihr der ſcheidende Feind geworden. Unmöglich konnte er ſie verlaſſen, ohne ſeine Gefühle ausgeſprochen zu haben. Noch an demſelben Abend fand ſich Gelegenheit dazu, und Ilka, hocherröthend, doch

unvermögend dem Drang des fliehenden Augenblicks zu widerstehen, verrieth das süße Geheimniß ihres Busens. In freudigem Entzücken schwor ihr der Glückliche unverbrüchliche Treue, unwandelbare Liebe, versprach, sobald dieser unselige Krieg geendet sei, zurückzukehren, bei ihrem Vater um ihre Hand anzuhalten, sie als seine Gemahlinn feierlich heimzuholen, und wollte ihr zum sichtbaren Unterpfand seines Wortes einen kostbaren Ring darreichen. Bei dem Worte »Vater« wand sich das überraschte Mädchen aus seinen Armen, und eilte, indem ein Strom von Thränen ihren blauen Augen entstürzte, rasch der Thüre zu. »Wohin?« rief ihr der Betroffene nach und vertrat ihr eben so rasch den Weg. »Zum Va»ter,« schluchzte Ilka, »der mir rathen, mir helfen »soll, vor dem ich kein Geheimniß haben darf.« »Nicht ohne mir,« fiel Ladislaw schnell ein — doch in eben demselben Augenblick öffnete sich die Thüre und Ellewény stand vor den Überraschten.

»Was geht hier vor?« sagte er ernst, und die Stirne in finstere Falten zusammenziehend, »ich will »nicht hoffen — —«

»Nichts, was Eure oder Eurer Tochter Ehre ge»fährden könnte,« erwiederte Otskay schnell, »denn

» so eben war ich im Begriff, mit diesem himmlischen » Mädchen zu Euch zu eilen, und um Euren Segen » zu dem Besitze ihrer Hand zu flehen, so wie ich ih» res Herzens bereits gewiß zu seyn hoffen darf.«

» Ihr seyd ein wackerer Mann, Herr Obrist,« sagte Ellewény, » und würdet mir in jeder Hinsicht » auch ein willkommener Schwiegersohn seyn. Doch » dem Feinde meines Herrn und meines Königs gebe » ich die einzige Tochter nimmermehr, und wäre es » der Fürst selbst, der gegen ihn kriegt. Verlaßt Ihr » aber seine Fahnen, erwirket die Verzeihung des ge» krönten Landesherrn, und kehrt glücklich aus dem » Felde heim, sei sie Euer, sammt meinem Segen » und meiner Habe.«

Ein Donnerschlag würde die Liebenden nicht heftiger erschreckt haben, als dieser Ausspruch, dessen sie sich am wenigsten versahen. Vergebens waren alle Vorstellungen, daß ja die Gerechtsame, um die gestritten werde, mit den Herzensangelegenheiten Einzelner gar nichts gemein haben, daß Ladislaw auf jeden Fall den Ausgang des Streites abwarten, und für jetzt nur seines künftigen Glückes Zusage zu erhalten wünsche. Der Kastellan blieb fest und unerschütterlich, und trieb zum Abschied, denn längeres

Zögern könne nicht zum Heil führen. Die beiden Scheidenden fanden nur noch so viel Zeit zu verabreden, wie und wenn sie sich Nachricht von einander geben und an welchem Ort sie sich sprechen könnten. Am geeignetsten dazu schien der unferne Rabenfels, dessen wirthliches Dach Schutz und Verborgenheit versprach. Da mahnte die Trompete des Thorwächters zum Abzug, und in wenig Minuten war Ladislaw mit seinen Begleitern dem Gesichtskreis der Burg entschwunden.

Großer Jubel ertönte im Lager, als der tapfere Obrist wieder mitten unter seine Kriegsbrüder trat, und seine verwaisten Reiter begrüßte. Alle drängten sich um ihn, bezeigten ihm ihre Theilnahme an dem, was ihn betroffen, und wie es nun sogleich muthiger vorwärts gehen werde. Wirklich hatte der Rückkehrende kaum ein paar Tage Zeit gehabt, in die Kenntniß des indeß Vorgefallenen sich zu setzen, so erging an ihn der Befehl, eine Recognoscirung gegen den über das weiße Gebirge von Szenitz her anrückenden kaiserlichen General Ricsan vorzunehmen. Der Feind war viel stärker als man vermuthete, bewegte sich jedoch mit großer Vorsicht und Langsamkeit vorwärts. Otskay bat daher um Verstärkung, und ließ indeß einen

Verhau anlegen, hinter dem er ſich auf dem höchſten Punkte des Gebirgsüberganges an der noch itzt ſo benannten — Teufelsfurche — feſtſetzte.

Die Straße führte ihn nahe bei der Geliebten vorüber, doch konnten ſich damals nur ſeine Blicke und Wünſche ihr nahen. Nun das Nöthige beſorgt war und, bis größere Streitkräfte anlangten, ohnedies nichts unternommen werden konnte, widerſtand er dem ungeſtümen Pochen ſeines Herzens nicht länger, und benachrichtigte Ilka, daß er ihrer nächſten Abend am Rabenfels harren werde. Sie kam voll Liebe, doch auch harmvoll, denn der Vater beſtand feſt und unwiderruflich auf ſeinem Ausſpruch, und von dieſem würde ihn nie etwas abbringen, meinte ſie, denn ſeine Sinnesart ſei ihr wohl bekannt. Alle Troſtgründe dagegen waren vergebens, und ſo mußten ſich die Liebenden mit ſchwerem Herzen wieder trennen.

Bald ſah ſich der Obriſt an der Spitze einer Macht, mit der er aus ſeinen Verſchanzungen heraus zu kommen wagte. Täglich fielen kleine Scharmützel vor, Ricſan wurde unaufhörlich geneckt und ermüdet, wozu das Terrain treffliche Gelegenheit darbot, doch auch hingehalten, daß er die ihm obliegende Vereinigung mit der Hauptarmee nicht bewerkſtelligen

konnte. Da beſchloß er den Übergang zu erzwingen, und rückte mit allen ſeinen Truppen gegen den Verhau. Otſkay, von dieſem Vorhaben unterrichtet, ſtellte ihm nur ſchwachen Widerſtand entgegen, und ſchickte ein Detaſchement von Holzhauern, auf unwegſamen Stegen geführt, dem Feind in den Rükken. Langſam, doch feſten Schrittes, rückten die Kaiſerlichen vor, den ſie umſchwärmenden leichten Trupp zurückdrängend. Als ſie aber in den engen Schluchten auf dem auserſehenen Platz angelangt waren, erhob ſich der Wald, als wäre jeder Baum plötzlich belebt. Das Gefecht ward bald allgemein, obſchon ſich die Streitmaſſen nicht gehörig entfalten konnten, und Angriff ſo als Widerſtand gleich hartnäckig. Ricſan ſah das ungünſtige ſeiner Lage bald ein, beſonders da er von ſeinen Feldſtücken keinen rechten Gebrauch machen konnte, und gab den Befehl zum Rückzug, um den Feind in das Freie herabzulocken. Da ertönte plötzlich Angriffsgeſchrei im Rücken, die Unordnung riß ein und wandelte ſich bald in Flucht, die auch den Feldherrn mit ſich riß. Mit Mühe gelang es dieſem bei dem Dorfe Jablonitz ſich mit einiger Mannſchaft aufzuſtellen. Doch lange konnte er dem Anſtürmen des ſiegtrunkenen Feindes nicht widerſtehen.

Eine Kugel warf ihn verwundet vom Pferde, mit seinem Fall war auch das Schicksal des Tages unwiderruflich entschieden. Das ganze Corps war aufgerieben oder zersprengt, der Anführer selbst mit einem großen Theile der Seinen gefangen, Otskay's Sieg glänzend und vollständig.

Weniger günstig gestalteten sich indeß die Ereignisse bey Rákotzy's Hauptarmee, in deren Operationen die schon früher bestehende, aber nun auf das höchste gestiegene Spaltung zwischen den beiden Hauptanführern Bertsényi und Forgáts eine Unsicherheit und Mangel an Übereinstimmung gebracht hatte, die später das Meiste zum Mißlingen der ganzen Unternehmung beitrug. General Heister war indeß von Preßburg herangerückt, hatte das berannte Tyrnau entsetzt und machte Miene zu einer Hauptschlacht, ohne sich auf einzelne Gefechte einzulassen, oder sein Heer durch Absendung von Truppenabtheilungen zu schwächen. Otskay hatte mit dem Bewußtseyn einer ausgezeichneten Waffenthat auf ausgezeichneten Empfang gehofft. Doch mit Schmerz und Ahnung böser Zukunft mußte er erfahren, daß sich der Parteigeist der ganzen Armee bemächtiget habe, und weil er keinem von beiden huldigen wolle, auch seinem Verdienst

nicht jene Anerkennung werde, auf die er zu rechnen ſich berechtiget glaubte.

Mißmuthig hierüber und in ernſtem Nachdenken über die Geſtaltung der Zukunft, berief ihn der Befehl des Feldherrn zum Kriegsrath, den Heiſters drohende Stellung und die mancherlei ungünſtigen Nachrichten von dem Abfall mehrerer angeſehener Herren zu erheiſchen ſchien. Die wenige Übereinſtimmung der Abſichten und die Leidenſchaftlichkeit, die in den Äußerungen der doch nur zu einem großen Zweck hier verſammelten Kriegsobriſten herrſchte, ſtimmten ihn noch düſterer, und brachten den Gedanken immer zu größerer Wahrſcheinlichkeit, daß bei dieſer unſeligen Zerwürfniß nimmermehr ein gutes Ende zu erwarten ſei. Nach langem Berathen kam es endlich zum Schluß, daß die Stellung der Armee verändert, und dieſelbe an das weiße Gebirge ſich ſtützen ſolle, wobei ſowohl das rechte Waagufer, als der durch Otſkay's Sieg nun ganz freie Paß, für den Fall eines Mißgeſchickes offen bleiben würde. Dabei aber kam ganz natürlich in Betrachtung, daß man im Rücken dieſer Stellung unmöglich einen, wenn ſchon nicht ſtarken Feind laſſen könne, daher Szomolány durchaus nehmen müſſe. Schnell erbat ſich Otſkay dieſen Auf-

trag, um — wie er ſagte — die dort erlittene Scharte auszuwetzen, indeß wohl auch noch mitunter aus ganz andern Beweggründen.

Kaum war der Kriegsrath geendet, war er auch ſchon an der Spitze einer mit allem wohlverſehenen Macht auf dem Wege nach der Burg. Schnell war dieſe umzingelt, und eine ſchriftliche Aufforderung an den Kaſtellan abgeſchickt. Ein kleines Zettelchen darin eingeſchoben, bat um geheime Unterredung am bekannten Orte, und Begleitung Ellewénys, mit dem er ſich durchaus verſtändigen müſſe. Die Aufforderung ward abgeſchlagen, die Zuſammenkunft zugeſagt.

Noch war die Nacht erſt angebrochen, ſtand der ungeduldig Harrende ſchon unter dem Rabenfels, und verwünſchte den langſamen Lauf der Zeit und die Vorſicht des alten Kaſtellans, die ſeinen Wünſchen ſo ſehr entgegenſtand. Endlich ertönte das verabredete Zeichen, ſchnell ward es erwiedert, und Ellewény, doch nur allein, trat aus dem Dunkel der zweifelhaften Schatten hervor.

»Zu ernſt,« hub er an, »iſt die Zeit, als daß »man ſie mit der Liebe Tändeleien zubringen dürfte, »überdies kennt Ihr meine Bedingniß. Ihr habt mich »in des Vaterlandes Namen hieher beſchieden, ein

» hochheiliger Name, für den ich alles zu wagen, al-
» les zu opfern bereit bin. Sagt — was wollt Ihr —
» sprecht kurz und von der Sache, Ilka's erwähnt
» nicht dabei.«

Getäuscht in seiner süßesten Erwartung, faßte sich Otskay doch bald und erwiederte: » Ihr habt nicht
» redlich an mir gehandelt, indem allein den Gang
» Ihr gemacht, doch rechten will ich nicht, und ernst,
» wie die Zeit, an die Ihr mich gemahnt, ein ern-
» stes Wort mit Euch sprechen. Ihr seht, mit wel-
» cher Macht ich angerückt, und daß es diesmal gilt,
» denn nehmen muß ich die Burg, es koste was es
» will, so lautet mein Auftrag, und der Auftrag der
» äußersten Nothwendigkeit, der jede andere Rück-
» sicht weichen muß. Zum ernsten Widerstande seid
» Ihr zu schwach, so ergebt Euch denn auf ehrenvolle
» Bedingung, wenn ich neuerdings Euch auffordere.«

» Da sei Gott vor,« entgegnete der Kastellan,
» daß ich, so lange noch ein Arm in der Veste sich
» rühren kann, dem leisesten Gedanken an Ergebung
» Raum gebe. Ich thue meine Pflicht, wollte Gott,
» Ihr kehrtet auch zu der Euren zurück.«

» So muß ich,« fiel der Aufgeregte schnell ein,
» zum äußersten, zum Sturm schreiten, wie kann

» ich dann der rohen Soldaten Wuth Einhalt thun,
» was soll dann aus Euch, was aus Ilka werden?«

» Was Gott will, was er über uns beschlossen hat.«

Und nun redete der Alte mit Eifer über Pflicht und Recht und die gegenwärtigen Verhältnisse und die Gestaltung der Zukunft, so daß der tiefe Eindruck, den seine Vorstellungen auf den Zuhörer machten, unverkennbar war. Zuletzt drang er in Otskay, sich dem Kaiser zu unterwerfen, verhieß die Vermittelung zu übernehmen, malte ihm das Gemälde des häuslichen Glückes an Ilka's Seite mit den reizendsten Farben aus, und zeigte ihm scharf damit contrastirend als Gegenbild Flucht, Verbannung oder unrühmlichen Tod, als Folge der Niederlage seiner Partei, an der bei dem Abfall so Vieler, die anfangs daran Theil nahmen, und der Uneinigkeit der Übrigbleibenden kein Zweifel mehr seyn könne.

Immer finsterer, aber auch immer schweigsamer ward der Obrist, endlich fuhr er wie aus einem schweren Traume auf, schüttelte dem Alten die Hand und verschwand mit dem Rufe » auf Wiedersehen« hinter dem Fels.

Am nächsten Morgen begannen die Belagerungsanstalten und die nöthigen Arbeiten, um das Geschütz

aufzuſtellen; allein es ſchien damit keine Eile zu haben; alles wurde nur läſſig betrieben, der belebende Geiſt fehlte, denn der Befehlshaber ſaß düſter ſinnend in ſeinem Zelt, unbekümmert, ob und wie ſeine Befehle vollzogen würden. Da brachte man ihm Briefe von dem Heere, die meldeten, indem das Lager abgebrochen und die neue Stellung bezogen werden ſollte, ſei der Streit zwiſchen den Anhängern der beiden Feldherren ſo heftig ausgebrochen, daß es beinahe zu Thätlichkeiten kam, und nur die perſönliche Dazwiſchenkunft des Fürſten (Rákoßy) habe noch eine förmliche Schlacht im Angeſicht des Feindes verhindert; die Bande der Subordination löſten ſich mit jedem Tage mehr, und wenn nicht ein Wunder geſchehe, ſei nächſtens ihr aller Verderben unvermeidlich. Dies entſchied. — In einer halben Stunde überbrachte ein Trompeter ſchriftliche Aufforderung dem Kaſtellan zur Ergebung. Eine Beiſchrift meldete, ſchwer ſei das Gewicht der letzten Unterredung ſeither auf Otſkay gelegen, die bisherige Überzeugung von der Rechtmäßigkeit ſeines Handelns habe ſie ſtark erſchüttert. Noch erübrigten ihm aber wichtige Zweifel und Beſorgniſſe, die zu löſen ſei Ort und Zeit am Rabenfels die angemeſſene; doch beſchwöre er Elle-

wény, ja gewiß auch Ilka mitzubringen, denn unmöglich sei ihm länger zu leben, ohne sie gesehen zu haben.

Die Zusammenkunft fand Statt; das Entzücken der Liebenden war grenzenlos, lange weidete sich der Alte mit vergnügtem Blick daran. Aber nun mahnte er — seien noch wichtigere, größere Dinge abzuthun. Die Unterredung der beiden Männer dauerte lange, das Resultat derselben war, Otskay wolle sich dem Kaiser unterwerfen, und ihm sein ganzes Regiment zuführen, dagegen mit selbem in dessen Dienste aufgenommen werden, jedoch gegen seine bisherigen Genossen zu dienen nicht verpflichtet seyn; überdies solle ihm, so wie andern, die sich von Rákotzy losgesagt, Amnestie in vollem Sinne des Wortes gewährt werden. Ellewény bleibe es überlassen, die Gewährleistung dieser Zusage von dem kaiserlichen Oberfeldherrn zu erwirken, und so wie diese in Otskay's Händen, müsse die Burg gegen freien Abzug der Besatzung übergeben werden, indem ohne ihren Besitz der ganze weitere Plan nicht ausführbar sei.

Ilka jubelte über diese Wendung der Dinge, die ihr die Aussicht auf Vereinigung mit dem Geliebten eröffnete, und auch der Kastellan freute sich, einen

ſo wichtigen Mann ſeinem Herrn zugeführt zu haben. Doch er ſelbſt, obwohl von Ilka's Gegenwart befeuert, und ihr geſtehend, daß die unbegrenzte Liebe zu ihr, und die Unmöglichkeit, ſie zu miſſen, auf den ſo eben gethanen Schritt großen, ja entſcheidenden Einfluß habe, konnte ſich bei aller Ausſicht des Glückes der Liebe einer düſtern Ahnung nicht erwehren, die ſeine reine Freude trübte. Endlich mußte man ſich trennen, und am folgenden Morgen begann jeder mit der Ausführung ſeiner Entwürfe.

In dem Lager regte ſich alles in ungeheurer Geſchäftigkeit, denn Otſkay trieb und drängte die Belagerungsarbeiten, als müſſe die Veſte heute noch fallen. Indeß waren Ellewény's Boten an Heiſter durchgelaſſen worden, und binnen wenig Tagen ſowohl die in kaiſerlicher Vollmacht ausgeſtellte Urkunde für Otſkay, als die Gutheißung der übrigen Verabredungen eingetroffen. Nun kündigte dieſer ſeinen Truppen einen allgemeinen Sturm für den nächſten Morgen an, wenn die nochmalige Aufforderung unwirkſam bliebe. Sie geſchah, und der Kaſtellan, von der Unmöglichkeit, ſich länger zu halten, überzeugt, ergab ſich gegen freien Abzug mit Mannſchaft und Gepäck.

Nachdem das Nöthige wegen Beſetzung der Burg

veranſtaltet war, rückte Otſkay zu dem Heere ein, wo er alle Vorbereitungen zu einer Hauptſchlacht getroffen fand, die durch Heiſter's kombinirte Bewegungen unvermeidlich ſchien, dabei wegen Überlegenheit an Mannſchaft, beſonders an Reiterei, im Rákotzyſchen Heer auf dem ganz flachen Terrain mit Vortheil geliefert werden konnte. Der Plan war gemacht, allen Anführern mitgetheilt, jedem ſein Poſten angewieſen, voll Muth und Zuverſicht für den Augenblick durch die gemeinſame Gefahr jeder einzelne Groll zum Schweigen gebracht. Otſkay erhielt die Beſtimmung, am rechten Flügel den Angriff des Fußvolkes zu unterſtützen, und wo möglich den Feind zu umgehen und ihm dann in die Flanke zu fallen.

Am früheſten Morgen verkündeten drei Kanonenſchüſſe den Anfang der Schlacht. Heiſter hatte eine ſchiefe Schlachtordnung angenommen, und ſich zuerſt auf den linken feindlichen Flügel geworfen. Doch bald ward das Gefecht allgemein und die ganze Linie darein gezogen. Das Glück ſchien bald den einen, bald den andern Theil zu begünſtigen, mehrere Stunden dauerte das Schwanken. Da brach plötzlich Otſkay mit ſeinem Regimente auf, als wolle er auf eine gegenüber ſtehende Maſſe ſich werfen. Dieſe

öffnete sich, das ganze Regiment drang im schnellsten Lauf durch die Reihen, und ein lautes Geschrei verkündete den Übertritt desselben zu den kaiserlichen Fahnen. Den Augenblick benützend, drang der Feind in die Lücke, brachte Verwirrung in die Operationen, und rollte so den ganzen Rákotzyschen rechten Flügel auf, was alsobald eine vollständige Niederlage herbeiführte. Abgeschnitten von dem weißen Gebirge mußte die geschlagene Armee, um nicht ganz aufgerieben zu werden, das ganze Waagthal räumen, und somit Vortheile aufgeben, die sie theuer errungen hatte.

Otskay kehrte seiner gesetzten Bedingniß, nicht gegen den Fürsten von Siebenbürgen dienen zu wollen, gemäß, nach Hause, voll der süßen Hoffnung, nunmehr mit Ilka die Vermählung feiern zu können. Die glänzendsten Vorbereitungen dazu füllten jetzt seine Zeit aus, und wurden mit dem lebhaftesten Eifer betrieben. Ilka war mit ihrem Vater nach Szomolány zurückgekehrt, denn die Besatzung schloß sich an die nach verlorner Schlacht eilig abziehende Armee, und ließ die Burg, deren Besitz weiterhin ohne allen Zweck blieb, leer stehen, worauf alsobald kaiserliche Truppen einzogen, und den Kastellan wieder

einsetzten. So wie dies Otskay in Erfahrung brachte, ritt er, von einigen Freunden begleitet, auf die Burg, und bat Ellewény feierlichst um die Hand seiner Tochter. Freudig gewährte dieser die Bitte, mit lautem Jubel folgte der Zusage die Verlobung, die Liebenden schwammen in einem Meere von Wonne.

Allmälig begann die Gegend ruhiger zu werden, Heister war dem rückziehenden Feind nachgefolgt, und eine wohlthätige Stille auf den Lärm und die Unruhe folgend, gewährte einige Erholung.

Näher rückte der zur Vermählung der Liebenden bestimmte Tag, alles war auf dem Kastell zu Otsko in Thätigkeit und Bewegung, da kam ein Bote an den Obrist mit der Bitte, ein ehmaliger Freund und Kriegskamerad liege krank zu Verbó danieder und wünsche sich seines Rathes und Beistandes in einem äußerst wichtigen Geschäft zu bedienen. Besuchen möge er ihn doch, da Unwohlseyn es ihm selbst nicht gestatte. Gerne sagte es Ladislaw zu, und bestimmte sogleich den folgenden Tag zu diesem Ritt.

Der Freund empfing den Erbetenen mit vieler Freude, das Geschäft ward besprochen und berathen, dann getafelt, und durch das zufällige Eintreffen mehrerer Bekannten, Gespräch und Gläserklang bis ge-

gen Abend verlängert. Nun aber forderte Otſkay ſein Roß, und ritt ganz gemächlich, nur von einem Diener begleitet, nach Hauſe. Allmälig war es dunkel geworden, allein der Weg nicht entfernt und bekannt, obſchon über einen Hügel am Saume eines Waldes vorüberführend. Kaum waren die beiden Reiter an dieſer Stelle angelangt, ſprangen ſchwarze Geſtalten mit furchtbarem Gebrüll dem Pferde in den Zügel, das mit einem gewaltigen Seitenſprunge den nichts ahnenden Ritter ſtürzen machte. Augenblicklich warfen ſich die Vermummten über ihn, bemächtigten ſich ſeines Säbels, bevor er ihn noch ziehen konnte, knebelten ihn an Händen und Füßen, warfen ihn auf einen Karren, nahmen den überwältigten Diener mitten unter ſich, und fort ging es über Stock und Stein ſo eilig, als nur die Pferde laufen konnten. Bald war die Landſtraße verlaſſen, und das Gebirge erreicht, wo man ſich in einer einſamen Hütte bei Tag verborgen hielt, und nur des Nachts weiter fuhr. Auf alle Fragen bekam der Gefangene keine Antwort, nur die Drohung, ihn augenblicklich tödten zu wollen, wofern er einen Laut von ſich geben würde. Endlich in der dritten Nacht ſchien die Eile etwas nachzulaſſen, doch mit Schreck gewahrte

der Überwältigte, daß man ſich einem Lager nahe, und der Anruf des nächſten Vorpoſtens belehrte ihn, daß er in Rákotzy's Hände gefallen. So war es auch. Ein kühner Waghals, Jaworka, mit der Gegend wohl bekannt, weil es ſeine Heimath war, machte ſich anheiſchig, Otſkay im Rücken des kaiſerlichen Heeres aufzuheben und einzuliefern, und brachte ihn nun den racheſchnaubenden Verbündeten.

Fürſt Rákotzy befand ſich ſo eben in dem wichtigen Neuhäuſel, als dieſer ausgezeichnete Gefangene anlangte. Graf Bertſényi, der das Heer befehligte, traute ſich nicht, über ihn zu verfügen, und ſendete ihn daher dem Fürſten zu. Klar ſah Otſkay, welches Schickſal ihm bevorſtehe, er waffnete ſich alſo mit Muth, ihm ſtandhaft entgegen zu gehen.

Wie er zu Neuhäuſel anlangte, befahl Rákotzy alſogleich einem Kriegsgericht ſich zu verſammeln, und übergab ihm den Abtrünnigen, das Urtheil über ihn zu ſprechen. Es ſprach Tod durch das Schwert, — und in drei Stunden war es auf dem großen Platze, vor dem gegenwärtigen Primatial-Gebäude, das der Fürſt bewohnte, vollzogen.

Abſichtlich verbreiteten die Rákotzyſchen die Nachricht davon auf das ſchnellſte im ganzen Lande, und

ſo gelangte ſie auch nach Szomolány, und durch Unvorſichtigkeit eines Dieners zu Ilka. Mit einem durchdringenden Schrei ſank ſie zu Boden, von ſchrecklichen Phantaſien war ihr Erwachen begleitet. Längere Zeit ſchwebte ſie in höchſter Gefahr, endlich ſprach ſie der Arzt davon frei, doch ihr Verſtand war zerrüttet. Nie ſprach ſie mehr ein Wort, doch jeden Tag ging ſie zu dem Rabenfels, harrte dort eine Stunde, ſtieg dann auf den Stein, ſtreckte voll Sehnſucht die Arme der Gegend zu, wo ihr Geliebter geendet, und kehrte dann wieder traurig zur Burg zurück. Alle Verſuche, ſie von dieſem Gang zurückzuhalten, waren vergebens und brachten ſie nur zur Wuth. Man mußte ſie daher gewähren laſſen, doch in einem Jahre hatte auch ſie geendet.

dennoch war »kein Richter mehr auf Erden.« Gedrängt von dem mächtigen Zapolya und dessen fürchterlichen Verbündeten, den Türken, konnte Ferdinand I. der Anarchie und dem heillosen Unwesen der beiderseitigen Parteigänger nicht steuern, die, während beide Könige um den Besitz der Krone kämpften, unter dem Vorwande, die Rechte ihrer Herrscher zu verfechten, den friedlichen Bürger vollends zu Grunde richteten.

Schrecklich benützten die beiden Brüder diese richterlose Zeit, und unterwarfen sich endlich den ganzen obern Theil des Waagthales, dem sie den Namen der Sileiner Gespanschaft beilegten, und mit unumschränkter Willkühr beherrschten. Zwar erhoben sich laute Klagen gegen die Unterdrücker, und mehrere königliche Abmahnungsschreiben wurden an sie erlassen; ja endlich, da diese nichts fruchteten, im Jahre 1542 die Acht über sie verhängt. Doch nützte alles dieses sehr wenig, denn es fehlte an der nöthigen Kraft, um dem Gebote Nachdruck zu geben, und stets innigst vereint, widerstanden die Brüder jedem Angriff.

Endlich erhob sich um einer zufälligen Ursache willen ein heftiger Zwist unter ihnen, der sie tödtlich

entzweite, und im Jahre 1545 ihre Unterwerfung unter die königliche Gewalt zur Folge hatte. Der Hergang der Sache war folgender:

Einst saßen die Brüder auf ihrer Burg Bistritz zusammen, die rauhe Jahrszeit rückte heran, die Streifzüge drohten beschwerlicher zu werden, da beschlossen sie schnell noch einen Zug zu machen, und dann für dieses Jahr ihre Unternehmungen zu beschließen. Johann sollte das nachbarliche Mähren, Raphael Schlesien heimsuchen. Kaum war der Plan entworfen, als an alle Lehnsleute und Verbündete abgesandt, die in beiden Provinzen befindlichen Raubgesellen von der baldigen Ankunft der Ritter benachrichtigt und zur freundlichen Theilnahme geladen wurden. In einigen Tagen war alles bereit. Am Burgthor theilten die Brüder die Mannschaft, und jeder zog mit seinem Haufen den vorbestimmten Weg.

Das Glück, das so oft dem Laster beisteht, lächelte Raphaeln ganz besonders auf seinem Zuge; da stieß er unfern des Jablunkerpasses auf einen von bewaffneten Reitern umgebenen Wagen, in dem Herr Girich von Lassinkowitz, ein alter, angesehener schlesischer Herr, mit seiner Tochter Hedwig fuhr.

Stets bereit zu gewaltthätigen Unternehmungen

und jede Gelegenheit benützend, die einen einträglichen Fang versprach, fiel die ganze Rotte unsers Raubritters augenblicklich über den Wagen. Tapfer vertheidigten die Knechte ihren Herrn, der trotz seines hohen Alters selbst das Schwert gezogen hatte, doch zu groß war die Anzahl der Angreifenden, und in wenig Minuten erhielt Herr Girich eine tiefe Wunde, die ihn besinnungslos danieder streckte, die Bedeckung ward überwältigt, und die ohnmächtige Hedwig aus dem Wagen gerissen.

Ritter Raphael, obwohl mit allen sanftern Gefühlen ganz unbekannt, konnte sich doch einer plötzlich erwachenden, zärtlichen Neigung bei dem Anblick des schönen Mädchens nicht erwehren, und beschäftigte sich auf das angelegentlichste mit ihrer Erweckung, während seine Gesellen alles plünderten. Nach vielen Bemühungen gelang es endlich, Hedwig schlug die Augen auf und erhob ein mächtiges Geschrei, als sie ihren Vater todt, und sich in den Händen der Räuber erblickte. Allein der Ritter kehrte sich nicht an ihre Thränen, nöthigte sie, ein lediges Pferd zu besteigen, und fort ging es nun nach seinem Felsennefte, das in der Nacht noch erreicht ward. Hier wies man zwar der Gefangenen eines der besten

Zimmer an, allein ſorgfältig ward es verſchloſſen, und der Schlüſſel vom Burgherrn ſelbſt bewahrt.

Indeß war der unglückliche Verwundete zum Bewußtſeyn erwacht, ſchleppte ſich nackend und rein ausgeplündert mit vieler Mühe zur nächſten Hütte und flehte um Hülfe. Lange wollte ſich niemand hiezu bequemen, denn Furcht und Schrecken über das vorüberſtürmende wüthende Heer hatten die Leute in die verborgenſten Winkel ihrer Behauſung getrieben, bis ſie endlich überzeugt wurden, daß von dem Jammernden nichts zu beſorgen ſei. Nothdürftig ward er nun verbunden und gekleidet, ein Bote mit der Nachricht des erlittenen Unfalls an die Seinigen geſendet, und Hülfe aus dem benachbarten Teſchen erbeten. Eilend erſchien ſein Sohn, ein wackerer Jüngling, der durch die erhaltene Kunde in die äußerſte Beſtürzung verſetzt ward, ließ den kranken Vater zur Stadt führen, und ſchwor, nicht eher zu ruhen, bis er ſeine Schweſter befreit und die angethane Unbild blutig gerächt hätte.

Sorgfältig ward Hedwig von ihrem Räuber gehütet. Niemand, als ein altes Weib durfte zur nothwendigſten Bedienung an beſtimmter Stunde ihr Zimmer betreten, welches dann ſogleich feſt ver-

ſchloſſen ward. Deſto freier bediente ſich der Ritter ſelbſt ſeiner Schlüſſel, denn ſeine Leidenſchaft für die ſchöne Gefangene ward durch den heldenmüthigen Widerſtand, den ſie ihm entgegen ſetzte, bis zur Raſerei geſteigert. Immer dringender wurden die Anträge ſeiner Liebe, doch ſtets waren ſie vergebens, und ſein Herz zwiſchen Zärtlichkeit und Wuth getheilt, konnte zu keinem Entſchluß kommen. Bald wollte er mit Gewalt erzwingen, was er nicht erflehen konnte; bald hoffte er durch unabläſſiges Beſtreben gefällig zu ſeyn, Gegenliebe zu erlangen; bald wollte er ſich ſogar entſchließen, das Mädchen zu heirathen, obwohl ihm der Spott ſeines Bruders und der wilden Spießgeſellen, dem er ſich unausweichlich ausſetzte, unerträglich ſchien. Ein Spiel der widerſprechendſten Leidenſchaften, mißvergnügt, verſtimmt, wußte er ſelbſt nicht recht, was er wollte, als ſein Bruder vom mähriſchen Streifzug heimkehrte.

Mit Jubel und Freudengeſchrei nach gewohnter Weiſe zog dieſer in die Burg, allein nicht alſo ward er empfangen. Mürriſch und grämlich empfing ihn Raphael, und konnte ſeinen Mißmuth nur ſchwer unter gezwungener Freundlichkeit verbergen. Hoch verwundert über das ungewohnte Benehmen, und

bei allen Fragen kurz abgefertigt, wandte ſich der Angekommene mit einem derben Fluch nach ſeiner Behauſung, da ſteckte ihm einer der Knappen die Mähre, ſeit ihrem ſchleſiſchen Zuge und der Anweſenheit des gefangenen Fräuleins ſei es nicht richtig mit dem Herrn.

Mit lautem Gelächter kehrte Johann zum Bruder zurück, und wollte ihn mit ſeinem weichen Herzen derb aufziehen; doch mit fürchterlichem Ernſt verbat ſich Raphael jeden Spott, und drohte der brüderlichen Eintracht zu vergeſſen, würde er an dieſer ſeiner empfindlichſten Seite angegriffen. Lautlos vor Staunen über dieſe ganz fremde Sprache ſtand Johann eine geraume Weile, bis endlich Neugierde das Wundermädchen zu ſehen, deren Reize ſeinen ſonſt ſo harten Bruder ganz verändern konnten, jedes andere Gefühl verdrängte. Doch hartnäckig verweigerte ihm dieſer den Eintritt zu ſeiner Gefangenen, und endlich erhob ſich ein heftiger Streit zwiſchen den Brüdern, da Johann ſich auf das gemeinſchaftliche Eigenthum jeder Beute berief, und folglich auch auf dieſe ein unbeſtreitbares Recht zu haben behauptete; Raphael dagegen gerade hier eine Ausnahme machen wollte. Keiner wollte nachgeben, der Wortwechſel wurde immer

lebhafter und bitterer, und ſchon riß Johann das Schwert von der Seite, um nach der Sitte jener Zeit ſeinen Beweisgründen die fehlende Deutlichkeit zu geben, als einige der mitgekommenen Geſellen die Streitenden auseinander brachten. Fürchterlich tobte der Abgewieſene, und weder die vollen Humpen, noch der Zuſpruch ſeiner Freunde vermochten ihn zu beſänftigen. Als daher bald darauf der edle Rebenſaft ſeine Wirkung auf die Geſellſchaft zu äußern begann, raffte er ſich empor, feſt entſchloſſen, den Bruder im Guten oder im Böſen zum Nachgeben zu zwingen.

Dieſer wähnte ſeinen Bruder von den Saufgenoſſen feſtgehalten, und war eben wieder zu der unglücklichen Hedwig hinaufgeſchlichen, ſie mit ſeinen Bitten und Anträgen zu beſtürmen. Johann hörte nicht ſo bald, wo jener ſich befinde, als er ſchnell ihm nacheilte, und raſch in das Zimmer der Gefangenen eintrat. Raphael, erzürnt über die ungelegene Störung, ward vollends in die äußerſte Wuth verſetzt, als er in dem Eintretenden ſeinen Bruder erkannte. Ganz außer Faſſung ſpringt er auf, packt ſeinen Gegner mit kräftiger Fauſt an der Bruſt und will ihn erwürgen. Allein dieſer nicht minder ſtark, ergreift den Wüthenden,

und nun ringen beide in höchſter Anſtrengung, einander zu überwältigen, bis ſie zu Boden fallen, feſt umſchlungen, erneuernd den fürchterlichen Fauſtkampf. Hedwig, von dieſer mörderiſchen Scene aufgeſchreckt, erhebt ein Geſchrei, von dem alle Gewölbe wiederhallen; die Leute laufen herbei und erblicken ihre Gebieter auf der Erde im heftigſten Kampfe begriffen. Nicht ohne Mühe gelingt es ihnen, die mächtig verſchlungenen Arme der Kämpfer auseinander zu reißen, und ſchäumend vor Wuth wird jeder halb bewußtlos auf ſein Zimmer gebracht.

Doch nun war der tödtlichſte Haß zwiſchen die Brüder getreten, die heftigſten Leidenſchaften einmal aufgeregt, überſprangen alle Schranken, die Stimme der Mäßigung ward nicht mehr angehört, und nur Blut, ſollte es auch Bruderblut ſeyn, konnte das empörte Gemüth beruhigen. Schlaflos verſtrich die Nacht, tauſend Plane durchkreuzten die wilde Phantaſie der Tobenden, und kaum graute der Morgen, als Johann ſeinem Bruder den Fehdehandſchuh ſchickte und ihn zum Kampfe auf Leben und Tod auf den dritten Tag fordern ließ. »Sagt dem Ritter,« entgegnete Raphael dem Boten, »nur zuvorgekom»men ſei ſeine Botſchaft der meinigen; denn eine

» Stunde ſpäter hätt' er die nämliche von mir erhal-
» ten. Doch nicht den Aufſchub von drei Tagen nehm'
» ich an, heut', alſogleich entſcheide das Schwert zwi-
» ſchen uns. «

Mit Schrecken vernahmen die Gäſte, die ſich zum Abzug gerüſtet hatten, den Entſchluß der Brüder. Alle ihre Plane ſahen ſie zertrümmert, wenn dieſe ihre Hauptanführer ſich wechſelſeitig aufrieben. Bloß unter ihrem Schutz hatten ſie bisher ſtraflos geraubt, und ein herrliches, ſorgenfreies Leben auf Koſten anderer geführt. Dies drohte zu enden, die ſchlummernde Gerechtigkeit zu erwachen, Rechenſchaft zu fordern für ſo manches vergoſſene Blut, ihre ganze Exiſtenz ſtand auf einem zweifelhaften Spiele, und dies alles — eines Mädchens wegen. Dies wohl überdenkend, ließen ſie kein Mittel unverſucht, die Verſöhnung der Brüder auf friedlichem Wege zu betreiben. Lange waren ihre Bemühungen vergebens, zuletzt wirkte die Vorſtellung, nur durch ihre Einigkeit ſeien ſie bisher im Stande geweſen, der gegen ſie verhängten Acht Trotz zu bieten; nun dieſe zerſtört würde, ſei es leicht vorher zu ſehen, daß ihre Feinde neuen Muth gewinnen und nichts unverſucht laſſen würden, um den Übrigbleibenden zu ſtürzen. Welch

ein Triumph für dieſe, wenn die tüchtigen, noch ſtets unbeſiegten Ritter von Podmanin einander ſelbſt aufrieben, wenn ſie vielleicht beide im Kampfe blieben. Lieber ſollten ſie ſich friedlich vergleichen, und das Mädchen ſelbſt entſcheiden laſſen, wem ſie angehören wolle.

Dies ward denn endlich nach vielem Hin- und Herreden angenommen; die Brüder verſöhnten ſich wenigſtens dem Schein nach, und Hedwig ward vorgerufen, zwiſchen den Brüdern zu wählen. Doch beinahe wäre der mühſam zu Stande gebrachte Friede alſogleich wieder gebrochen worden, denn Hedwig wollte ſich ſchlechterdings zu keiner Wahl verſtehen, und drang, trotz aller Verſprechungen und Drohen, auf ihre Freilaſſung. Schon ſchienen die Sachen auf den vorigen Punkt zu kommen, als einer der Vermittler den Vorſchlag machte, den Beſitz des Mädchens durch das Los beſtimmen zu laſſen. Der Vorſchlag gefiel; die Würfel werden gebracht, und Johann begünſtigt das Glück. Voll verbiſſenen Grimmes ſieht Raphael ſeine ſchöne Beute ſich entriſſen, und indeß er auf heimliche Tücke ſinnt, kündet der Bruder ſeiner Braut ihr Schickſal an, und beſtimmt den Vermählungstag, wenig achtend auf ihr Sträuben und Flehen.

Ein Paar Tage gehen mit den Vorbereitungen zum Feste hin, da bringen Kundschafter die Nachricht, die beiden Herren Johann und Georg Szuniogh seien an den kaiserlichen Hof berufen, mit einem zahlreichen Gefolge dahin abgereist, ihre Burg Budetin daher nur mit weniger Mannschaft besetzt.

Lange schon hatten die Ritter von Podmanin ein Augenmerk auf dieses Schloß; denn hart an der Waag, dem Markte Silein gerade gegenüber gelegen, beherrscht es diesen Fluß und kann sich die Vorüberfahrenden zinspflichtig machen. Auch war es der einzige feste Punkt im ganzen obern Waagthale, der ihnen nicht gehorchte.

Nun schien die Gelegenheit da, sich in den Besitz desselben zu setzen, oder wie man es in der verfeinerten Sprache unserer aufgeklärten Zeiten nennt, sich zu arrondiren; der Zug dahin ward beschlossen, und augenblicklich angetreten, denn schnell mußte geschehen, was geschehen sollte, bevor die Eigenthümer zu Hülfe eilen konnten.

Ritter Raphael fand hier die gewünschte Gelegenheit, seinen verborgenen Grimm auszulassen und beschloß sofort, sie zu benützen. Zwar zog er mit seinem Bruder aus, um ihm allen Verdacht zu beneh-

men, doch schon nach ein Paar Stunden gab er eine Unpäßlichkeit vor, die immer zunahm, und endlich so heftig schien, daß er sich kaum mehr im Sattel halten konnte, und Johann selbst ihm rieth, sich nach der Burg zurückbringen zu lassen. Dies war es, was der schlaue Raphael gewollt hatte, obwohl er sich stellte, als gäbe er nur nothgedrungen und mit Widerwillen den Vorstellungen seines Bruders nach. Von zwei Knappen geleitet, wankte er mühsam nach Hause, doch kaum angelangt, schritt er zur Ausführung seines Vorhabens.

Hedwig, die den Abzug der Ritter mit inniger Freude vernommen hatte, sann nun auf Mittel, sich zu befreien, doch keines schien ausführbar, als durch List. Gefälliger bewies sie sich daher gegen die zu ihrem Dienst bestimmte Alte, und ohne Widerwillen zu äußern, hörte sie die Lobpreisungen der Glückseligkeit, die sie an Ritter Johann's Seite erwarte. Schon glaubte Hedwig, einen Schritt weiter gehen zu können, als sie durch den Eintritt Raphaels erschreckt, all ihr Bemühen vereitelt sah. Der Ritter, entschlossen das Äußerste zu wagen, verschwendete der Bitten viel, bot alle Künste der Beredsamkeit auf, zu seinem Ziele zu gelangen und wollte endlich, da

alles vergebens war, Gewalt brauchen. Schnell besann sich die Geängstete, und drohte, von dem heimkehrenden Bräutigam schreckliche Rache zu heischen. Da wendete sich die stürmische Leidenschaft des Verblendeten in Haß, und in wüthender Eifersucht schwor er bei sich einen gräßlichen Eid, könnte er sie nicht besitzen, sollte sie seinem Bruder auch nicht werden.

Mit Hülfe eines Vertrauten sollte der Unglücklichen Gift gereicht werden, dies ihr über das Vorgefallene ewig den Mund schließen, und die verschmähte Liebe rächen. Selbst sollte sie es gethan haben, dies sollte die Aufwärterinn gegen den Bruder aussagen, mit der Versicherung, oft aus dem Munde der Gefangenen gehört zu haben, sie würde sich eher den Tod geben, als Ritter Johann ehelichen.

Unter der Maske falscher Freundschaft verbarg der Verräther seine finstere Absicht, und lud das unschuldige Opfer zu der verhängnißvollen Abendtafel. Schon stand der tödtliche Trank auf dem Tisch, Raphael gab eben mit gleißnerischen Worten seine Reue über das Vorgefallene zu erkennen, bat um Verschwiegenheit gegen den Bruder, mit Angelobung künftiger Bescheidenheit, und erhob den Becher auf herzliche Versöhnung, da fiel, indem die arme Ge-

täuſchte das unheilbringende Gefäß an die Lippen ſetzen wollte, ein Schuß, das Horn des Thürmers erſcholl fürchterlich, und ein Knecht ſtürzte blaß und entſetzt mit der Nachricht herein, ein unbekannter Feind ſtürme die Burg mit großer Gewalt. Vor Schreck entſank dem unſchuldigen Schlachtopfer der giftige Becher, und der Ritter ſtürzte zur Thüre hinaus, um dem Feind Gegenwehr zu leiſten. Doch ſeine Mannſchaft, durch den Abzug des Bruders geſchwächt, überdies keines Überfalles gewärtig, und in finſterer Nacht plötzlich aufgeſchreckt, nur nothdürftig bewaffnet, konnte keinen langen Widerſtand leiſten; bald waren die Mauern von der Weſtſeite erſtiegen, und Raphaeln blieb nichts übrig, als ſich unter Begünſtigung der Dunkelheit an das Thor durchzuſchlagen und zu entfliehen.

Hedwig lag während des ſchrecklichen Lärmens auf den Knien und flehte zum Himmel um Rettung. Plötzlich ſprang die Thüre auf und ihr Bruder ſtürzte laut jubelnd in ihre Arme. — Dieſer hatte nämlich alles in Bewegung geſetzt, um ſeine Freunde zur Hülfe zu vermögen, und war endlich ſo glücklich, ein tapferes Häuflein zuſammen zu bringen, mit dem er das Äußerſte zur Befreiung ſeiner geliebten Schwe-

ſter zu wagen beſchloß. Allein, um ſeine Abſicht deſto beſſer zu verbergen und kein Aufſehen zu erregen, zerſtreute er ſeine Mannſchaft, und nur einzeln zog ſie an dem beſtimmten Tage zum auserſehenen Sammelplatz, eine Stunde von Biſtritz gelegen. In größter Stille wurde dann bei Annäherung der Nacht mit Äxten, Sturmleitern, Stricken und kurzen Waffen der Marſch nach der Burg angetreten, dieſe von der Weſtſeite, wo ſie mit einem andern Berg zuſammen hängt, angegriffen und erſtiegen.

Mit anbrechendem Morgen zogen die Sieger fort, nachdem ſie, was ſich leicht fortbringen ließ, mitnahmen, das Übrige zerſtörten, und das Neſt anzündeten.

Der Anſchlag auf die Veſte Budetin war indeß gelungen, und Ritter Johann feierte ſeinen Sieg, aus dem gefüllten Keller, mit vollen Humpen, bis tief in die Nacht. Sehr unangenehm ward er durch die Ankunft ſeines Bruders geweckt, der mit der Nachricht der eigenen verlornen Veſte kam. Schnell ſaßen die beiden Ritter mit ihrer Mannſchaft auf, um ihr Eigenthum wieder zu nehmen, allein leer und ausgebrannt fanden ſie die Mauern, ohne Widerſtand, doch in einen Aſchenhaufen zogen ſie ein und vermißten nicht bloß ihre ſchöne Gefangene, ſondern

auch noch gar Manches von ihren zuſammengeraubten Schätzen. Indeß, der Streich war geſchehen und nicht mehr zu ändern, und wohl überdacht, fanden es die Brüder doch am zuträglichſten, die Burg wieder herzuſtellen, und ſo wie bevor gemeinſchaftlich zu hauſen. Allein ganz ließ ſich das alte Verhältniß nicht wieder herbeiführen, das gegenſeitige Vertrauen war geſchwächt, und ein heimlicher Groll, der manchmal ſich in unwillkührlichen Äußerungen verrieth, entfernte die Gemüther immer weiter. Die Folge davon war, daß ihre Macht getheilt, und weniger furchtbar, ihnen ſelbſt die Hoffnung benahm, ſich auf die bisherige Art lange zu erhalten, daher ſie den Entſchluß faßten, ſich dem Könige zu unterwerfen, wie denn auch durch den 47. Artikel des Jahres 1545 die Acht gegen die Herren von Podmanin aufgehoben und ſie von dem Könige in Gnaden aufgenommen wurden.

Mit dieſen Brüdern, die beide unbeweibt ſtarben, erloſch das Geſchlecht der Ritter von Podmanin, deren weitläufige Güter an andere wohlverdiente Männer kamen, deren Nachkommen ſie größtentheils noch heut zu Tage beſitzen.

# Das Schloß am Munde.

Die Gespanschaften des obern gebirgigen, nördlichen Ungarns sind vorzüglich reich an festen Bergschlössern und an Ruinen gewaltiger Burgen. Während die meilenlangen Flächen an den Ufern der Donau und Theiß blitzesschnell und ohne Widerstand, ja häufig, ohne daß auch nur ihr Name genannt worden wäre, von Marhanen, Magyaren, Mongolen, Polen und Türken überschwemmt wurden, welcher Letzteren anderthalbhundertjähriges Joch die schrecklichsten und bleibendsten Spuren hinterließ, gewannen jene leicht beweglichen, leicht ersetzlichen aber auch nur leicht gerüsteten Scharen, die keine Magazine brauchten und keine Brücken über die Ströme von Mungacs bis Spalatro, niemals festen Fuß im Gebirge. — Darum wurde es bald ein allgemeiner Zufluchtsort; darum krönte jeder, dem Vermögen, Lage und Umstände es vergönnten, jeden schroffen Fels oder wohlgelegenen Berg mit einem festen

Schloſſe, das manchem unternehmenden Feinde Trutz bot, gleichwohl zu ohnmächtig wider die — alles beſiegende Zeit. Ein Gleiches thaten die Dynaſten der kleinen, aber rings von hohen Bergen eingeſchloſſenen Thurotzer Geſpanſchaft. Eine dieſer Thurotzer Burgen, Blattnitz, noch in ihren Trümmern ehrwürdig, gehört dem Geſchlechte der Grafen und Freiherren von Revay, das dem Staate viele Männer von treuem Vaterlandsſinn und kräftiger Tugend geliefert hat, und nebſt ausgedehnten Beſitzungen und der erblichen Obergeſpanswürde dieſes Komitats, ſich den Titel der Grafen von Thurotz rühmlich erwarb.

Wo jetzt Schutt und Trümmer der Burg Blattnitz in's Thal hernieder ſchauen, ſtand in jenen Zeiten ein Mönchskloſter, geehrt und geſucht in der ganzen umliegenden Gegend, um Rath gefragt in jeder wichtigen Angelegenheit des Lebens.

Zu Odilo, einem Mönch dieſes Kloſters, dem Orakel der Nachbarſchaft (denn er war nicht nur des Leſens und Schreibens in hoher Vollkommenheit mächtig, ſondern auch in der Heilkunde wohl erfahren), kam einſt die Frau eines benachbarten Burgherrn mit der bangen Klage, ihre Tochter Elika,

vielleicht gar durch einen Zaubertrank berückt, weigere ſich, mit einer an der zarten Taube kaum begreiflichen Hartnäckigkeit, eine Verbindung einzugehen, auf der das Glück ihres Hauſes beruhe. Der Bräutigam ſei herbeſchieden, und werde in wenigen Tagen erwartet. Kaum habe ſie es wagen dürfen, vom nahen Schloß in ſeine Zelle zu eilen, bei der nur allzu begründeten Beſorgniß, der rauhe Vater, jedes Widerſpruches und Widerſtandes ungewohnt, würde ihr geliebtes, einziges Kind darob mißhandeln oder gar ermorden. — Odilo befahl, ihm das Mädchen zur Beichte zu ſchicken und verſprach ſein Beſtes. Aber als ſie wirklich kam, in allem Reiz kaum aufgeblühter Schönheit und engelreiner Unſchuld, ſchlug eine verbrecheriſche Leidenſchaft mit aller Glut und Gier der Hölle ihre Krallen in das Herz des Mönchs. Bald entlockte er Elika, das Siegel des heiligen Geheimniſſes entweihend, das Geſtändniß: ihre Weigerung ſei die Folge eines feierlichen Gelübdes, das ſie in der Kapelle am Scheidewege, zwiſchen des Vaters Schloß und der nahen Burg Znio, bei der Mutter aller Gnaden gethan, — und der, ſo dieſes Gelübde, nur ihn einig, innig und ewig zu lieben, empfangen, ſei der Geſpiele ihrer Jugend,

Illamer, der schöne und freudigkühne Edelknappe von Znio's mächtigem Gebieter! — Der Mönch wußte genug.

Von der bekümmerten Mutter eifrig in's Schloß geladen, seine Rathschläge, seinen Zuspruch zur Abwendung böser Folgen fortzusetzen, vergaß sich der Mönch, von dieser verdammlichen Neigung an Herz und Gehirn wie hindorrend, den Angel im Busen, mit Bleiben oder Losreißen, nur immer tiefer und schmerzlicher sich eingrabend, — zum frechen Geständniß seiner Liebe. Schrecken und Abscheu war Alles, was er erhielt. Elika wollte fliehen, den Ältern alles entdecken, aber mit höhnender Wuth mahnte er sie: wie ihr Geheimniß, wie Illamers Leben, nur von seinem Hauch abhänge, und schloß der Unglückseligen auf diese Weise schmerzlich den Mund, wie in der Folge eine rächende Vergeltung ihm denselben auf ewig verschloß.

Der Kunstgriff, den nahen Burgherrn von Znio in ein wichtig Geschäft zu verwickeln, und dadurch zugleich die Versendung seines Günstlings Illamer zu veranlassen, hatte ihn um kein Haarbreit weiter geführt. Ein letzter Versuch wahnsinniger Liebesschwüre und scheinbarer Güte war eben so fruchtlos. —

Da eilte er zornerglühend zu Elika's Vater, ihm nach einigen Winkelzügen und heuchlerischen Bitten um Schonung und Nachgiebigkeit geradezu entdeckend, der Tochter unwürdige Liebe zu dem, ihr weder an Geburt, weder an Verwandtschaft noch Gut ebenbürtigen Illamer, sei jener hartnäckigen Abweisung des vom Vater aus so triftigen Gründen auserlesenen Bräutigams einzige Ursache. Rasend fuhr dieser empor, überhäufte Mutter und Tochter mit Vorwürfen, Drohungen und mit seinem Fluch, stieß blutige Vorsätze gegen Illamer aus und ließ Eilboten aufsitzen nach dem durch allerlei Zufälle durch geraume Zeit aufgehaltenen Bräutigam. — Odilo hatte seine Späher in dieser Burg und auf jener von Znio desgleichen.

Die letzteren berichteten ihm Illamers Rückkehr in wenigen Tagen. Die Kapelle am Kreuzwege hatte jener unentweihten Liebe bisher zur Freistätte, zur Zusammenkunft gedient, und Illamer der ängstlichharrenden Elika jedesmal mit einem Licht das Zeichen seiner Nähe gegeben. Er trat jetzt, nach der in seinen Augen der Ewigkeit vergleichbaren und doch so kurzen Abwesenheit, der süßesten Erwartungen voll, den Gang nach dem heiligen Orte an, und sein

Licht, einer reinen Liebe Stern, begann zu flimmern. Auch Elika eilte, von Angst und Schmerz und sehnsüchtigem Harren gequält und so milder Tröstung unendlich bedürftig, zum geheimen Pförtlein hinaus, an das vielgeliebte Ziel. — Die Windsbraut heulte unhold und kalt durch den Forst, und wirbelte den Staub auf den Wegen, und nur manchmal (auf daß es alsdann um so finsterer würde) that der Mond kurze Warnungsblicke durch den Riß eilender Wolken. — Kaum hatten die Liebenden zur Erneuerung des Bundesschwures Lippen und Arme verschlungen, als vermummte Gestalten aus den Winkeln hervorbrachen, Elika hinwegrissen und Illamer in ungleichem, meuchlerischem Kampf nach wüthender Gegenwehr, mit vielen Wunden zu Boden streckten.

Als Elika zwischen Tod und Leben die Augen wieder aufschlug, fand sie sich auf dem ärmlichen Lager einer Köhlerhütte, von Schreck und Bangen, von der raschen Fahrt über Stock und Stein, von der die Ohnmächtige übrigens nichts wußte, an allen Gliedern zerschlagen. — Der Köhler war des Klosters Leibeigener und gedungen von Odilo, der Illamers Mord und Elika's Entführung veranstaltet hatte, und in der ganzen Gegend bei den betroffe-

nen Ältern, wie beim Burgherrn von Znio durch tausend kleine Umstände höchst wahrscheinlich zu machen gewußt hatte, Illamer und Elika seien mit einander entflohen. — Vom Köhler erhielt die Verzweifelnde auf keine Frage eine andere Antwort, als rauhe Mahnung zur Geduld, der kommende Morgen werde alles lösen.

Nach einer den Martern der Hölle, wo kein Trost, keine Hoffnung und nicht einmal eine Zeit ist, nicht unähnlichen Nacht, kam dieser Morgen und mit ihm — Odilo. — Frech entweihte er für seine verworfene Gier den Namen einer Leidenschaft, die eine der mächtigsten Klammern des Weltbaues, das Höchste und Heiligste ausstrahlt, was je eine Menschenbrust bewegte, aber unbewacht und unbezähmt, gleich dem sonst wohlthätig leuchtenden und wärmenden Feuer, zum verzehrenden Brande wird. Er verhehlte nicht Illamers Tod, er steigerte seine Anträge und seine Drohungen, um das Gebäude seines vermeintlichen Glückes gleich auf entschiedener Hoffnungslosigkeit, auf Furcht und willenloser Hingebung aufzuführen. Der Himmel hatte für den Frevler noch keine Blitze, es geschah kein Wunder, und so erlag die hülflose Unschuld — der List und Gewalt. — Nur der

fromme Glaube an Jenseits hielt Elika in solchem namenlosen Jammer und Schmach vom Selbstmorde zurück. Über ein halbes Jahr dauerte dieses unaufhörliche Sterben, und mit Entsetzen sah der Frevler die Reize, die ihn entzündet, dem Grabe entgegen wanken. Die Ältern glaubten Elika in fernen Landen, in dem ihnen so verhaßten Ehebund.

Eines Tages schienen Elika's martervolle Träume in grause Wirklichkeit überzugehen. Eine blutige Röthe, ein heftiges Prasseln und Knistern und hereinqualmende Rauchwolken jagten sie von ihrem Lager auf. Die Hütte stand in Flammen. Elika pochte ihre harten Wächter aus dem tiefen Schlaf, der Brand zwang' zur wildesten Eile. Kaum sah die Gefangene sich im Freien, als sie, unter dem Schutze der Nacht und der Verwirrung auf's Gerathewohl dem tiefsten Dickicht zueilte, wohl mehrmals erschöpft zu Boden sank, aber von Angst getrieben sich wieder aufraffte. Endlich glänzte in mäßiger Ferne ein freundliches Licht, ihr Ruhe und Rettung verheißend. Es war das Licht eben der Kapelle, das ihr zu den seligsten Augenblicken, wie zu jenem unheilvollen Wendepunkte ihres Lebens, mit derselben Freundlichkeit gewinkt hatte. Mit letzter Kraft stieß sie die Thüre

auf, die ein heftiger Zugwind in's Schloß warf — und zugleich die Lampe verlöschte. Halb ohnmächtig lag Elika zu den Füßen der Hochgebenedeiten, als sie gar bald des Köhlers rauhe Stimme vernahm, der sie und den Sturm, die Finsterniß und sein fruchtloses Suchen verwünschte. Die zugeschlagene Pforte hielt ihn ab, in die Kapelle zu dringen, und eben so wenig, meinte er, könne auch seine Gefangene dorthin geflohen seyn. — Wie erschrak der, mit dem frühesten Morgen öffnende Küster über die unerwartete Erscheinung! An seiner hülfreichen Hand eilte Elika, so gut sie nur vermochte, auf Abwegen nach dem Vaterhaus. — Ein furchtbarer Wechsel der Gefühle durchzuckte die Ältern bei der Rückkehr des verlornen Kindes. Beim ersten Blick auf ihre Gestalt wäre beinahe jeder Gruß des Willkommens auf des Vaters Lippen erstarrt. Ein Fluch über Illamer, ihren vermeintlichen Verführer, donnerte von denselben. Aber — welcher Abscheu und welcher Schmerz ergriff beide, als Elika den Schleier des Geheimnisses mit bebender Hand und brechendem Blick von ihren Begegnissen hinwegzog und dann zurücksank auf das Lager, auf dem sie allzu früh eines todten Kindes genas, um Tages darauf selbst ihm in ein besseres Leben nachzufolgen.

Der ergrimmte Vater, der Burgherr von Znio, ſein Waffenbruder, auch zornentbrannt über des geliebten Illamer meuchleriſche Ermordung, und mehrere als Zeugen des Gräuels herbeigerufene Nachbarn, ſandten auf Einmal Alle dem Kloſter Blattnitz Abſag- und Fehdebriefe. Der erſtaunte Abt forderte frei Geleit und ritt zur Burg, die Urſache ſolcher Befehdung zu erkunden, und um das Unheil ſo viel möglich von ſeinem Kloſter zu wenden. Er hörte,— ſtaunte,— verhieß beiſpielloſe Beſtrafung des Schuldigen. Gleich bei ſeiner Zurückkunft verſammelte die Kapitelglocke ſein Konvent und der Verbrecher ward bald überwieſen und geſtändig.

»Ihr wißt,« erhob nun der Abt das Wort, »die Strafe, die auf des Beichtſiegels Verletzung ſteht. Ewig muß der Mund verſtummen, der nicht bewahrt, was am heiligen Orte dem Ohr anvertraut wird: daher werde Odilo's Mund mit einem Schloß geſperrt, und da Mord, Jungfrauenraub und Verletzung der Gelübde durch Blut allein geſühnt werden kann, verſchlinge den noch lebenden Verbrecher — am dritten Tage das Grab« — und es geſchah, wie der Abt geſprochen.

Das iſt die Sage von dem Mönch zu Blatt-

nitz. So geht sie von Munde zu Munde. — Vor wenigen Jahren wurde bei einer ganz zufälligen Nachgrabung in diesen Ruinen ein männliches Gerippe mit einem am linken Kinnbacken hangenden Schlosse, in einer Blende eingemauert gefunden. Die Besitzer schenkten es an das Nationalmuseum in Pesth, wo es noch zu sehen ist. Daß dieses Schloß einem lebenden Menschen angehängt worden, zeigt, daß der Knochen, wo er vom Eisen berührt war, ganz zerfressen ist, und unverkennbare Spuren vorhergegangener Eiterung an sich trägt. — Ein entsetzlicher Tod, aber auch ein entsetzliches Verbrechen!

# Der eiſerne Hahn zu Raab.

Am 29. September 1594 war Raab, die wichtige, Wien und Preßburg unmittelbar mitbedrohende Grenzfeſte, in die Gewalt der Erb- und Erzfeinde der Chriſtenheit gefallen. Sinan Paſcha, der Großweſſir, jubelte über ſolche Verherrlichung ſeines Amtes. — Erlau, Gran und Raab gaben überaus wichtige ſtrategiſche Flankenpunkte der osmaniſchen Herrſchaft in Ungarn. — Dieſes herrlichen Reiches Überreſte waren nicht mehr zu retten, und auch Wien nicht, und das ſüdliche Deutſchland nicht, wäre nicht ein ſo auffallender Gegenſatz geweſen, zwiſchen den Großherren vor und nach dem Eroberer Ungarns, dem großen Suleyman, Überwinder Syriens, Perſiens und Ägyptens. — Vor ihm zwölf Sultane in drittehalbhundert Jahren, alle muthvolle Krieger und unwiderſtehliche Eroberer, nach ihm zwanzig, worunter nicht zwei nennenswerthe Soldaten und nicht ein einziger Liebling des Schlachtenglücks, alle

erſäuft in den Lüſten und im nichtsthuenden Genuß, zwiſchen Weibern und Verſchnittenen geboren, erzogen und wieder eingeſchlafen oder erwürgt!

Der Fall von Raab durchkreuzte und lähmte alle weitausſehenden Plane und Maßregeln des Türkenkrieges. — Kaiſer Rudolph's Eiferſucht auf ſeinen Bruder Mathias machte das Übel noch ärger. Dem argwöhniſchen Monarchen wäre es ein tieferer Stich in's Herz geweſen, hätte Mathias Raab, die Vormauer von Wien und Grätz, wieder errungen, als daß die Türken ſich dort mit der äußerſten Thätigkeit befeſtigten. — Sie verordneten darüber einen ihrer beſten Männer, Aly Paſcha von Sorrento, Torquato Taſſo's Landsmann und Zeitgenoſſen, einen italieniſchen Renegaten, bei der Eroberung von Chio nach heldenmüthiger Gegenwehre, mit Wunden bedeckt, von den Moslemins gefangen, und von ihnen (die den tapfern Feind wohl zu ſchätzen wußten) eben ſo verlockend milde behandelt, als undankbar von den Chriſten! Wüthende Rache gegen die Franken zerfleiſchte dem neuen Sohne des Islam mit Widerhaken den Buſen. — Erzherzog Maximilian erſchien mit einem zahlreichen und wohl verſehenen Heere vor Raab. Aber es erging ihm hier

nicht einmal so gut, wie mit der äußersten Anstrengung der Kräfte vor dem andern Grenzplatze Erlau, denn in der Schlacht um diesen flohen wenigstens beide Theile, halb Sieger, halb besiegt, in lächerlicher Verwirrung. — In der Schlacht um das polnische Reich der Zboroviſchen, wider die den schwedischen Sigismund hereinführende Zamoiskyſche Partei, wurde Maximilian überwunden und gefangen. — Auch die mit ungeheuern Kräften begonnene Belagerung Raabs mußte er mit bedeutendem Verluſte aufgeben.

Der Überläufer, Aly Paſcha, entbrannte hierüber im grenzenloſen Dünkel. — Verachtung des Feindes ſchläfert weit mehr ein, als Glück den kriegeriſchen Muth und Übermuth ſteigert. — Nie mehr ließ er Abends die Thore ſchließen, die Zugbrücken aufziehen, die Wachen gehörig beſetzen, aber durch alle dieſe prahleriſche Nachläſſigkeit noch nicht gekühlt, verewigte er durch ein öffentliches Denkmal ſeinen Übermuth, und ließ über dem Waſſerthore mit wahrhaft morgenländiſchem Prunk einen reich geſchmückten Kioſk errichten. — Auf ſeiner Spitze ſchimmerte ein ungeheurer eiſerner Hahn. — Unter dem Donner der Pauken wurde verkündigt: nicht eher, als

bis dieſer eiſerne Hahn krähe, würden die Chriſten wieder ſiegreich und beſitzhaltend in Raab einziehen. Ein Gleiches wurde auf die größten Kanonen des Platzes geſchrieben.

Trotz Rudolphs II. unabſehbarer Unthätigkeit, und während ſeines, alle Vaterlandsfreunde tödtlich betrübenden und täglich zunehmenden Blödſinnes, lag dennoch Raab den ägyptiſchen Fleiſchtöpfen Wiens allzu nahe, als daß ſeine Wiedereroberung nicht das erſte Augenmerk hätte ſeyn ſollen. Der Ungarn lautes Muth- und Wuthgeſchrei verſtärkte dieſe Stimme nicht wenig. — Bereits vier Jahre lag Raab in Feindeshand. — Da wurde raſcher und liſtiger Überfall beſchloſſen, wo die offene Gewalt und wo löwenkühne Tapferkeit nichts gefruchtet hatten. — Die Petarde war damals ein ſo neues und ſo viel beſprochenes Kriegeswerkzeug, als in dem Augenblicke des endlich durch das Gottesurtheil bei Leipzig entſchiedenen großen Kampfes um die Freiheit der Welt, die Congreveſchen Raketen. — Der Soldat will haben, woran er ſeine Einbildung knüpfe.

Adolph Schwarzenberg und Niklas Palffy, Mathias Unterbefehlshaber, hatten in Komorn eine auserkorne Schar ungariſcher Lanzen-

reiter und Fußgeher, Deutsche, Wallonen, Spanier und Franzosen gesammelt; die Späher kündeten ihnen, Aly Pascha habe im Übermaß sorgloſen Dünkels, sogar seine besten Janitscharen um Geld, um Mund- und Kriegsvorrath an den Beglerbeg von Ungarn nach Buda (Ofen) gesendet.

Am Abend des 27. März brachen sie auf, den ganzen 28. hielten sie sich verborgen in den Wäldern von Nemethy. Als die Entscheidungsnacht des 29. März hereingebrochen, bestärkte jenes erste Wahrzeichen des Adlers, der ihnen, von den Thoren der unbezwungenen Jungfrau Komorn an, vorangeflattert, daß der helle Vollmond im freundlichen Bunde sich mit Wolken bedeckte. — Schon glaubte man, es sei zu spät, als Raabs Wälle, Mauern und Thürme aus dem Dunkel plötzlich ganz nahe emporstiegen. — Fünf Husaren, der türkischen Sprache kundig, riefen halblaut den Feldwachen zu, sie eilten dem erwünschten Transport aus Ofen voraus, von den Christenhunden verfolgt. Vor allem sei Stille nöthig. Sie wurden eingelaſſen, und stießen ohne Laut die türkische Wache nieder.

Die Zugbrücke am Stuhlweißenburgerthor war gar nicht aufgezogen, und nur das innere verschloſſen.

Babacourt heftete ſchnell die Petarde an dasſelbe und mit fürchterlichem Knall und Gepraſſel flogen die beiden Thorflügel über dreihundert Schritt weit auseinander. Einſtrömte unaufhaltſam das chriſtliche Heer, — Babacourt und Obernpruck mit Franzoſen und Wallonen auf den Hauptplatz, wieder andere gegen das Schloß, Peter Orczy mit den Ungarn auf die Wälle, der Spanier Lopez, Straſoldo mit den Deutſchen in die Gaſſen, jeder wohin er voraus beſtimmt war. Schwarzenberg mit Sebaſtian Jöhöly, und einigen blieb unter dem eingebrochenen Thor, zu Rath und Schwertſchlag bereit, wie es die Noth erheiſchen würde, Palffy mit den Reitern hielt außen.

Das Sprengen der Thore rüttelte die Türken aus ihrem Schlummer, wüthend warfen ſie ſich den eindringenden Chriſten entgegen. Einzelne Türken widerſtanden in den engen Gaſſen, und in jedem Schlupfwinkel ganzen Haufen Stürmender; dreimal wurden die Chriſten zurückgetrieben, dreimal drangen ſie wieder vor. Es war ein fürchterliches Hin- und Herwogen von Tapferkeit und Zufall, von Streit und Glück. Da rief Schwarzenberg auch noch die Reſerve unter Palffy. Aber die Reiter wollten ihre Roſſe nicht verlaſſen. Da ſtieg Palffy der

erſte vom Pferde, und was ſein Wort nicht vermochte, that ſein Beiſpiel: am meiſten aber wirkte ein dreimaliger ſtarker, durch die ganze Stadt vernehmlicher Hahnenruf. Den Türken entſank der Muth, ſie gedachten der nun zu ihrem Verderben gekehrten, prahleriſchen Weiſſagung ihres Paſchà, welcher, als ein raſender Held, die Waffen in der Hand verzweifelnd unter den Säbeln der Ungarn an eben dem Waſſerthor fiel. — Mit dem erſten Strahl der Morgenröthe ergab ſich auch Omar Aga im Schloſſe. Aber die meiſten Türken ſtürzten ſich in wahnſinniger Wuth lieber von den Wällen herunter. Es wurden nur 300 Gefangene gemacht. — Unermeßlicher Kriegsvorrath mit 180 Kanonen fiel dem Kaiſer, unermeßliche Beute den Kriegern zu. — Die Wiedererkämpfung einer wichtigen Vormauer der Chriſtenheit, Raabs Befreiung, die Strafe des Übermuths jenes Abtrünnigen, wurde durch das Rufen eben jenes Hahnes verkündigt, deſſen ewiges Verſtummen die unzerſtörbare Dauer des türkiſchen Joches hätte verbürgen ſollen! —

# Die Flucht.

Die lange, ruhmbekränzte Regierung Leopold I. war unheilvoll dem türkiſchen Halbmonde. Vor Wiens heldenmüthig vertheidigten Wällen ward er genöthigt zu verbleichen, nimmer kam ihm der alte Glanz zurück, von Ofens, nach Stambul der vorzüglichſten ſeiner europäiſchen Städte, höchſten Zinnen herabgeſtürzt, mußte er dem freudig aufgepflanzten Kreuze weichen, und auf Mohacſens blutgedüngten Feldern, wo ſeine Größe 160 Jahre früher gegründet ward, ſank er in düſteren Nebel, um nie wieder in voriger Klarheit daraus hervorzutreten. Das lange und ſehnlich herbeigewünſchte Werk der Erlöſung Ungarns von dem osmaniſchen Joche war mit dem letzten Jahre des ſiebzehnten Säculums vollbracht, und die zur Heilung der tiefen Wunden dem Lande ſo nöthige Ruhe, nachdem auch Tököly's frevleriſche Unternehmungen geſcheitert waren, endlich wieder hergeſtellt. Mit ſcheelſüchtigem Auge ſah Ludwig XIV.

dieſen für die ganze Chriſtenheit freudigen Ereigniſſen zu. Es lag ihm alles daran, Leopolden nicht lange in Frieden zu laſſen, ſondern ihm mächtige Feinde zu wecken.

In dieſer Gemäßheit bekamen ſeine, an den, Öſterreich benachbarten Höfen ſich aufhaltenden Geſandten ihre Inſtructionen. Der Marquis von Bone am polniſchen Hof accreditirt, ein überaus thätiger, feuriger und intriganter Mann, glaubte genugſam Möglichkeit wahrzunehmen, in Ungarn Unruhen anzuzetteln. Es waren noch viele der Tökölyſchen Anhänger am Leben, die an Franz Rákotzy einen Vereinigungspunkt um ſo eher zu finden hofften, als man wohl wußte, wie unvergeßlich für ihn ſei, daß ſeine Vorfahren einſt den ſiebenbürgiſchen Herrſcherſtuhl beſitzend, unter den Fürſten Europa's Platz nahmen, wogegen er als Privatmann ein dunkles Leben führen ſollte.

Auf tauſend verſchiedenen Wegen wußte der Marquis de Bone dieſen Geiſt der Unruhe nicht bloß zu nähren, ſondern ſelbſt immer mehr anzufachen, und endlich Rákotzy mit dem Gedanken der Selbſthülfe, der wohl kaum ohne dieſe Einflüſterungen und Hülfsverheißungen in ſeinem Kopfe entſprungen, oder we-

nigstens nicht zur unheilbringenden That gereift wäre, vertraut zu machen. Der junge Mann von des Franzosen lockenden Vorspielungen verblendet, ließ sich bethören, pflanzte das Panier des Widerstandes gegen den Kaiser, öffentlich ihm den Krieg erklärend, auf, und sah sich bald zum Oberfeldherrn ausgerufen, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, und von Männern durch Ansehen, Geburt und Erfahrung gleich ausgezeichnet umgeben, durch die der Sache, für die sie sich erklärten, ein großes Gewicht zuwuchs.

Unter diesen zeichnete sich Niklas, Graf von Bertsényi, ein angesehener, mächtiger reicher Herr, durch mancherlei Verhältnisse auf das innigste an Rákoßy gefesselt, vorzüglich aus. Im Kriege nicht unerfahren, persönlich tapfer, stürmisch in der Schlacht, bedächtig im Rathe, ward ihm die zweite Befehlshaberstelle. Dem Glück, das ihn durch lange Zeit hindurch besonders begünstigte, zu sehr sich hingebend, vernachlässigte Bertsényi manche Maßregel der Klugheit und Vorsicht, mußte auch dafür Manches büßen. Dennoch führte er seine Scharen oft zum Siege, und verschaffte seiner Partei manchen Vortheil, durch den sie in Stand gesetzt ward, vorge-

gangene Unfälle zu verſchmerzen, ſo daß, wäre nicht Uneinigkeit unter den Feldherren eingeriſſen, deren ſchädliche Folgen Rákoczy mit aller Klugheit und Mäßigung zu verhindern oft nicht im Stande war, es noch viel ſchwerer gehalten haben würde, dieſes Öſterreich hart bedrohende Ungewitter zu beſchwichtigen.

Endlich war die Schlacht von Romhány (22. Jänner 1710) geſchlagen, Sickingen, Meiſter des Schlachtfeldes, Rákoczy's Armee nicht bloß überwunden, ſondern ganz aufgelöſt, und die Anführer, wohl einſehend, daß nun alles vorüber ſei, berathſchlagten nur mehr darüber, wie und wohin ſich jeder von ihnen flüchten könne und ſolle? Nach allen Seiten zerſtreut, ward Polen zum gemeinſchaftlichen Sammelplatz bezeichnet, bevor aber eilte jeder nach Hauſe, zuſammen zu raffen die beſte Habe, und Anordnungen zu treffen, ſo gut und viel als möglich. Bertſényi auf ſeiner Herrſchaft Temetvényi angelangt, verfügte, was er zweckdienlich fand, und glaubte es wohl wagen zu dürfen, von dem feſten Gebirgsſchloſſe, nach dem am Fuße des Berges hart an dem Ufer der Waag liegenden Kaſtell von Brunotz (in friedlich ruhigen Zeiten ſein Lieblingsaufenthalt) herab zu kommen,

da die ganze Gegend rings herum von kaiſerlichen Truppen entblößt war.

Allein ſchon am zweiten Tage brachte ein Diener dem Grafen einen Zettel folgenden Inhaltes: »Graf Bertſényi fliehe augenblicklich, denn noch heute Nacht wird eine Abtheilung deutſcher Truppen ſeine Beſitzungen überfallen, um ihn lebend oder todt einzubringen. Alle Wege ſind beſetzt, nur durch das Gebirge iſt Rettung noch möglich.« Nun war freilich wohl keine Zeit zu verſäumen, und nur zu berathen, auf welche Weiſe die Flucht zu bewerkſtelligen ſei? Waren alle Wege bereits unſicher, wie der unbekannte warnende Freund verſicherte, ſo mußte ſich freilich wohl der Graf entſchließen, das ſteile Gebirge zu durchwandern. Allein weder Wagen noch Pferd konnte hier durch, nur ſchmale Steige, Jägern und Alpenhirten bekannt, durchkreuzten ſich in mannigfaltiger Richtung, und bis nach Polen auf dieſen unwirthbaren Pfaden zu Fuße zu gelangen, war ein Wagniß, das bei des Grafen großer und ſtarker Statur, und der im letzten Gefecht erhaltenen leichten Kopfwunde kaum ausführbar ſchien. Indeß konnte die Wahl zwiſchen ſicherem Verderben und gewagter Rettung nicht zweifelhaft ſeyn, und die Hauptſorge war

nur dahin gerichtet, die Verfolger auf eine falsche Spur zu leiten und dem Grafen einen bedeutenden Vorsprung zu verschaffen. Dafür wußte ein listiger Franzose in Bertsényi's Diensten Rath, und seinem Plane gemäß begab sich der Graf alsobald nach dem Gebirgsschlosse, wo er Anstalten zur Vertheidigung und dem hartnäckigsten Widerstande traf. Doch wie es Dunkel ward, verließ er, in gemeine Reitertracht gehüllt und wohl bewaffnet, von einem einzigen getreuen und der Bergpfade kundigen Diener begleitet, in größter Stille das Schloß, indeß einer seiner Vertrauten, der sich willig zum Opfer für seinen Herrn dargeboten hatte, seine Rolle übernahm.

So wie es der Warner vorausgesagt hatte, rückte in der nächsten Nacht ein Fähnlein kaiserlicher Völker nach Brunotz, umringte das Kastell, und forderte barsch, eingelassen zu werden, nachdem es sich vorher aller Ausgänge versichert hatte, durch die Bertsényi würde entwischen haben können. Nach einigen hin und her gewechselten Reden wurden die Thore geöffnet und dem Hauptmann mit einiger Mannschaft der Eingang gestattet, so wie seinen wiewohl fruchtlosen Nachforschungen kein Hinderniß in den Weg gelegt. Auf seine Frage um des Grafen

Aufenthalt ward geantwortet, er sei zwar allerdings hier gewesen, allein bereits abgereiset, und als der Offizier dem Kastellan hart zusetzte, schien er nur mit Zittern zu gestehen, das obere feste Gebirgsschloß dürfte wohl bessere Beute enthalten.

Nicht zweimal ließ sich der Hauptmann dies sagen, sondern eilte schnell hinauf, nachdem er noch einige Soldaten als Besatzung in dem Kastell zurückgelassen hatte, um sich des Schlosses durch Überrumpelung zu bemeistern. Doch fand er sich bitter getäuscht, denn bei dem indeß angebrochenen Tageslicht sah er die Zugbrücke aufgezogen, die Schießscharten besetzt, die Wachen in ihren Luegecken, mit einem Worte, die Veste in vollkommener Verfassung, jedem Feinde die Stirne zu bieten. Zu schwach, um mit offener Gewalt etwas ausrichten zu können, mußte sich der Offizier wohl bequemen, die Besatzung nach Kriegesgebrauch förmlich aufzufordern. Allein da hierauf nur durch Schüsse geantwortet ward, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich vor dem Schlosse zu lagern und Verstärkung abzuwarten. Das that er denn auch; durch Eilboten berichtend, Graf Bertsényi habe sich in Temetvény eingeschlossen, und scheine fest gesonnen, sich auf das äußerste zu vertheidigen.

Am folgenden Tage ſah man eine bedeutende Anzahl kaiſerlicher Truppen heranziehen und mehreres Geſchütz nicht ohne Beſchwerlichkeit den ſteilen Weg hinauf bringen, ſo wie die Belagerungsarbeiten mit großem Eifer beginnen. Kaum waren die Batterien aufgeworfen und das Geſchütz einige Mal gelöſt worden, als die Beſatzung zu capituliren verlangte. Man kam überein, die Feindſeligkeiten einzuſtellen, und ſollte binnen drei Tagen kein Entſatz kommen, die Veſte zu öffnen. Die Belagerer gingen dieſe Bedingniß um ſo leichter ein, als ſie wohl wußten, daß Rákotzy's Heer zerſtreut ſei und daher dem eingeſchloſſenen Grafen keine Hülfe leiſten könne. Sie betrachteten daher dieſen Aufſchub bloß als eine Liſt, um Bertſényi indeß entfliehen zu laſſen, was ſie wohl durch verdoppelte Aufmerkſamkeit zu verhindern dachten. Eben ſo wollten es die wenigen eingeſchloſſenen Mannen nicht auf das äußerſte ankommen laſſen, da ſie zum Widerſtande zu ſchwach, und wären ſie auch zahlreicher geweſen, doch weder mit Geſchütz noch Munition oder Lebensmitteln verſehen, auf keine Belagerung gefaßt waren, und ihr Zweck, während mehrerer Tage die Aufmerkſamkeit des Feindes von ihrem flüchtigen Herrn abzulenken, und ihn ſo vor

Verfolgung zu schützen, durch den bewilligten Aufschub vollkommen erreicht war.

Die anberaumten drei Tage waren nun vorüber, kein Entsatz erschien, da rollte die Zugbrücke am früheſten Morgen des vierten Tages langsam herab und die Sieger zogen ſtolz und finſter in die Burg, bald ſich den Äußerungen des heftigſten Unwillens dahingebend, als ſie das kleine Häuflein, das ihnen Trotz zu bieten wagte, und den gänzlichen Mangel an Vertheidigungsmitteln erblickten. Doch ihren Hauptzweck nicht aus den Augen verlierend, ſuchten ſie emſig in allen Ecken nach dem Grafen und zogen ihn endlich hinter einer alten Tonne hervor. Keiner kannte ihn perſönlich, wohl aber ſagt ihr Signalement, Bertſényi ſei ſehr dick, trage einen ſehr langen, weit herabhangenden Schnurrbart, und würde wohl mit verbundenem Kopf, der kurz vorher erhaltenen Wunde wegen, gefunden werden. Alles dies paßte in der That auf den Bezeichneten, allein ſein Repräſentant hatte ſich auf des Franzoſen Rath ihm ſo ähnlich zu vermummen gewußt, daß wohl ſelbſt ein Bekannter auf den erſten Anblick würde getäuſcht worden ſeyn, die fremden Offiziere aber um ſo leichter hintergangen wurden.

Höhnisch erfreut über den köstlichen Fang, verlor man man keine Zeit, den vermeinten Grafen in einen verdeckten Wagen zu setzen und gegen Preßburg abzuführen, während sich die Nachricht von diesem Ereigniß wie ein Lärmfeuer im ganzen Lande verbreitete.

Indeß alles dieses hier vorging, vertiefte sich der flüchtige Bertsényi immer weiter in die Gebirge, und hatte mit unzählbaren Mühseligkeiten, Beschwerden und Gefahren zu kämpfen, die verdoppelt von der schweren Last eines ähnlichen Ungemaches nicht gewohnten Körpers manchmal schlechterdings unüberstehlich schienen. Nur die schnelle Geistesgegenwart des treuen Gefährten rettete sie schon am andern Tage ihrer Wanderung aus einer höchst bedenklichen Lage, denn als sie eben auf dem Fatskoer Berge angelangt, quer über die das Neutraer mit dem Trentschiner Komitat verbindende Heerstraße ziehen wollten, kam ein Trupp Soldaten, in lange Reihen aufgelöst, unter Lärmen und Singen die Straße entlang daher getrabt. Leichter gegeben als ausgeführt war der Rath des Dieners, sich in den Gipfeln der abseitigen hohen Bäume zu verbergen. Das Unausführbare dieses Vorschlages jedoch einsehend, vertauscht er ihn schnell mit einem

andern, hilft dem Grafen in einen trockenen Wasserriß, bedeckt ihn dort mit dürrem Laub, und klettert selbst auf einem der höchsten Bäume, in angstvoller Stille das Ende des gefährlichen Zuges abwartend.

Mit Hunger und Durst kämpfend, den ungewohnten Beschwerlichkeiten tagelanger Märsche in dichten Wäldern und unwegsamen Bergen beinahe erliegend, ohne Obdach, dem Wechsel jeder Witterung ausgesetzt, von Angst und Besorgniß gefoltert, mit einem zerrissenen Kleide und wunden Füßen erreichte Bertsényi die hohen Karpathen der Arver Gespanschaft, in deren jenseitigen Thälern er Ruhe und Sicherheit zu finden hoffte. Von wüthendem Hunger getrieben und von dem Bedürfniß, nach mehrtägiger Anstrengung wieder einmal in einer menschlichen Wohnung auszuruhen, klopften die beiden Flüchtlinge eines Abends an einer einsamen Sennhütte, Milch und Brot sammt einem wirthlichen Nachtlager fordernd. Erschrocken vor den fremden Männern, die in ihrer gemeinen durchlöcherten Kleidung und ihren finsteren verwilderten Mienen, mit Schwert, Dolch und Pistolen bewaffnet, wohl eher Räubern, als rechtlichen Menschen gleich sahen, öffneten die Hirten nur mit Zittern, und brachten angstvoll das Geforderte, mißtrauisch,

den Reiſenden Platz in der engen Behauſung gewährend. Schon ſank Bertſényi, von Mattigkeit überwältiget, einem tiefen Schlaf in die Arme, als ſein Gefährte durch das ſcheue, ängſtliche Benehmen und ſorgfältig verheimlichte Flüſtern ſeiner Hauswirthe früher ſchon aufmerkſam gemacht, aus der Hütte tretend, den Knecht in haſtiger Eile den Berg gegen den im Thale liegenden Ort herabeilen ſah. Nicht viel Gutes hievon ahnend, wie denn dieſer um Hülfe gegen die vermeinten Räuber zu holen ſorgfältig war, weckte der Diener alſobald den Grafen, und weiter ging der Zug auf's Gerathewohl beim trügeriſchen Schimmer des Mondes. Einige Stunden mochten ſie gewandert ſeyn, denn ſchon vergoldeten die Strahlen der aufſteigenden Sonne die hohen ewig beeisten Berggipfel, als plötzlich eine donnernde Stimme aus dem Gebüſche ein fürchterliches »Halt« rief und wohl auch zwanzig rauhe ſchreckliche Geſtalten die beiden Wanderer umringten. — »Halt!« donnerte die vorderſte Stimme noch einmal, indem ſie zugleich dem Grafen ein blankes Gewehr vorhielt, »ergebt Euch!« »Nicht ſo ſchnell,« erwiederte der Graf, indem er zugleich ſeine Waffen entblößte, und ſich zur Wehre ſetzte. Doch in demſelben Augenblicke rief der Anführer

der Räuberhorde, ihm tief und ſcharf in das Angeſicht blickend, »iſt es Wahrheit oder Täuſchung, ſehe ich nicht hier, trotz dieſes Aufzuges, den Grafen Bertſényi?« — »Ja, ich bin es,« verſetzte der Graf, »doch lebend ſollt Ihr mich nicht in Eure Gewalt bekommen.« — »Nichts hievon, mein theurer Feldherr,« verſetzte jener, »Ihr ſeid unter Freunden, gebietet über uns, die wir unter Euch in ſo mancher Schlacht geſtritten, ſo manchen Sieg erfochten haben, ſeht uns zu Euren Füßen, Leib und Leben willig zu Eurem Dienſte, zu Eurem Schutz Euch anbietend.« Erſtaunend blickte der Graf auf die ſich vor ihm niederwerfende Schar und hob ſie liebreich auf, voll Neugierde des Räthſels Löſung fordernd. Und der Anführer erzählte: unter jenen Fahnen hätten ſie alle treu und redlich bis zur letzten unglücklichen Schlacht gedient, hätten ſich dann zerſtreut, und irrten nun in den Wäldern und Gebirgen herum, ihr Leben von einem Tage zum andern friſtend. Und als ſie dann von dem Grafen vernommen, wie es auch ihm ſeither ergangen, was er gelitten und erduldet, und wie er nur mit Mühe der Gefangenſchaft entronnen, nun ein verlaſſener Flüchtling ſei, da führten ſie ihn zu ihrer Höhle, bereiteten ein bequemes Lager, verſahen ihn mit

Speiſe und Trank, und baten ihn, der lang entbehrten Ruhe zu genießen, indem ſie Wache ſtehen wollten vor ſeiner Lagerſtätte, wie ſie dies oft vor ſeinem Zelte gethan hätten. Mit Rührung nahm Bertſényi dies Anerbieten an, das ihm ſeine vorige Größe und Macht in ſchmerzliche Erinnerung brachte; redlich hielten die Räuber ihr Wort. Nachdem ſich der Ermüdete durch Schlaf und Nahrung erquickt hatte, brach der ganze Zug auf, und mit dieſer ſonderbaren Leibwache kam der Graf glücklich und ohne weitere Unfälle nach Polen, von wo er ſpäter, als alle Ausſicht zur Rückkehr nach Ungarn verſchwunden war, ſich nach Frankreich wandte. — Jener treue Diener aber, der im Schloſſe zu Temetvény ſtatt Bertſényi gefangen, bei ſeiner Ankunft zu Preßburg alſogleich erkannt wurde, ſaß einige Zeit hindurch im Kerker, und zog, nachdem er frei gelaſſen war, ſeinem geretteten Herrn nach.

# Der ſteinerne Mönch vor der Geiſterburg Hricſo.

Trägt das leichtgebaute Floß den Wanderer, auch nicht ohne Unbequemlichkeit und ohne Sorge, die Fluten der Waag hinunter, ihre Ufer ergetzen gleichwohl das Auge, Bild an Bild, in üppiger Fülle und ewiger Neuheit lieblich lachend, geſpenſtiſch düſter, voll majeſtätiſchen Ernſtes, auch wohl abſichtlicher Ungewißheit und neckender Frage nicht unähnlich, wenn beinahe an jeder Ecke, Windung und Krümmung eine von der unmittelbar vorhergehenden, ganz verſchiedene andere Welt überraſchend ſich aufſchließt. Einer dieſer vielfältigen Landſchaften Mittelpunkt macht höchſt ſeltſam die Veſte Hricſo. — Mehrere ſchroffe und nackte Zacken bilden zuſammen eine Zinkenkrone von Felſen. Zwiſchen einigen dieſer thurmhoch emporſteigenden Zacken iſt mit cyklopiſcher Kraft und Beharrlichkeit, mit jenem herausfordernden Übermuth, der am Thurm zu Babel die Spra-

chen verwirrte, Mauerwerk und Erker eingefügt, Thürme hingerundet, und wo ſonſt nur königliche Adler horſteten, eine Burg entſtanden, geringen Umfangs, aber ſeltſamen Anblicks, feſt, klar, trotzig, gleich jener Zeit und jenen Menſchen. — Nun iſt ſie ganz verfallen und drei Jahrhunderte währt ſchon die Sage: Hricſo ſei nur mehr böſer Geiſter Aufenthalt. So manche Erzählung der Neugierigen oder der Schatzgräber, die ſich von Zeit zu Zeit in dieſe grauſenerregenden Trümmer wagten und gejagt, geängſtiget, verwundet davon eilten, trugen nichts dazu bei, dieſen Ruf zu begütigen.

Faſt zugleich mit dem jagelloniſchen Königsgeſchlechte und mit der Feſtſetzung der Osmanen in Ungarn erloſch auch der Stamm der urſprünglichen Burgherren von Hricſo, der Ritter von Lahar. Vier Söhne des zarteſten Alters ſah der letzte troſtloſe Burgherr nach einander hinſterben. Er hinterließ die unerſteigliche Burg und die weitläufigen Güter ſeiner Gemahlinn. Das reiche Erbe lockte viele Freier herbei. Sie wurden alle abgewieſen und durch mehr als drei Jahre war die klöſterliche Abgeſchiedenheit der gebeugten Mutter und traurenden Witwe jedem äußern Andrang unzugänglich.

Die damals in Ungarn überhandnehmende neue Lehre, die harte Verfolgung, die ſie theilweiſe erfuhr, die Spaltung, welche ſie im Reich, die ſie in den meiſten einzelnen Familien hervorbrachte, ließen die Witwe ihre ruhige Zurückgezogenheit um ſo minder bereuen. Aber eben die gewaltigen Schwingungen im Gefolge dieſer neuen Lehre, zu der auch ſie ſich hinneigte, ſollten der ganz und gar zufällige Anlaß einer grauſamen Störung ihres tiefen Friedens, ihres beklagenswerthen Unterganges ſeyn.

Der Witwe nächſter Nachbar, Franz Thurzo, ehemals Biſchof von Neutra, darauf einer der heftigſten Verfechter der Glaubensneuerung, der reizenden Barbara Koſtka vermählt, und dadurch zugleich Herr der Veſte Lietawa, hatte dieſe ſeine Gemahlinn ſo eben durch den Tod verloren. — Der Witwe anſehnliche Güter grenzten überall mit dem reichen Beſitzthum der Thurzonen, vermiſchten und durchſchnitten ſich häufig, daß die Vereinigung Beider die Thurzo's zu den mächtigſten Edelherren der ganzen Gegend erheben mußte, und der Wunſch danach, — ſo wie das nächſte und einzige Mittel, eine Verbindung mit der Witwe, hätte auch ein weniger um ſich greifendes Gemüth, als jenes Franz Thurzo's, erfüllen müſſen.

Seine Beſuche bei der reichen Witwe wurden daher immer häufiger, ſeine Bewerbungen immer dringender und endlich auch — durch die zärtlichſte Neigung erwiedert. Dennoch konnte ſie ſich nicht entſchließen, dem um mehrere Jahre jüngern, in jeder Ader von leidenſchaftlichem Ungeſtüm zuckenden Manne, voll kühner Zuverſicht im Blick und Gang und Ton, voll hinreißenden Feuers in ſeiner Rede, ihre Hand zu reichen. — Ein Leben — ohne anderer als Mutterliebe, darauf voll bitterer Schmerzen, endlich voll eintönigen Schlummers, ruhig und ſtill, wie ein Kirchhof oder Eisgebirg, hatten ihre bewunderten Reize ſchneller verblühen laſſen, und ſie gegen jeden lauten und kräftigen Andrang von außen unheilbar verſchüchtert. — Die Unglückliche that das Ärgſte, ſie that etwas Halbes, die gefräßige Brandfackel eines ungeſtümen Gemüthes in die dürren, lechzenden Räume der zögernden Zukunft hinzuhalten. Sie nahm Franz Thurzo, mit königlicher Bewilligung, an Sohnes Statt an und ernannte ihn, jedoch erſt nach ihrem Tode und auf Widerruf, zum Erben ihres ſämmtlichen Vermögens, in der eitlen Hoffnung — in dem jüngern Manne, dem ſie ſich herzlich und gänzlich ergab, durch ein fortwährendes,

immer gleiches Intereſſe, auch immerfort den zärtlich dringenden Geliebten ſich zu erhalten, nie den überdrüſſigen, wankelmüthigen, rauhen Eheherrn wahrzunehmen; welch unrichtige und höchſt unglückliche Berechnung!

Wenn auch über die Jahre hinaus, genoß die Witwe Lahar, Burgfrau auf Hricſo, dennoch einer kräftigen Geſundheit, die neu aufzukeimen ſchien, als ihr Leben einen neuen Reiz erhielt, durch eine mehr und mehr zur Leidenſchaft erwachſende Neigung. — Thurzo ſah durch ihren Entſchluß alle ſeine hochfliegenden Plane weit hinausgerückt und auch am Ende noch nicht ganz gewiß. Seine Rolle wurde ihm läſtig, und längſt gewohnt, ſo wie die Lawine ſeiner Leidenſchaft einmal loſe war, mit unwiderſtehlicher, Alles mit ſich fortreißender Gewalt, vom Äußerſten zum Äußerſten vorzuſchreiten, ſo ward auch in dem finſtern Gemüthe der Wetterſchlag und Entſchluß plötzlich helle: ein kecker Schritt werde an's raſche Ziel führen. Nur ein ſolcher könne für das vergebliche Mühen mehrerer, ewig langer Jahre entſchädigen. Schon in der nächſten Nacht drang er, nur von zwei vertrauten Knechten begleitet, in das Gemach ſeiner Wohlthäterinn, nöthigte ſie, ihm zu folgen,

ihr den finſterſten und abgelegenſten Kerker, kaum dem Kaſtellan bekannt, zum Aufenthalt anweiſend. — Des andern Morgens kündigte er dem verſammelten Schloßvolke ſich als Herrn an, weil die Gebieterinn in ſo tobenden Wahnſinn verfallen ſei, daß ſie zu ihrer eigenen und Anderer Sicherheit, bis zu entſchiedener Beſſerung, nach des (erkauften) Arztes Vorſchrift, in unzugänglicher Verwahrung gehalten werden müſſe. — Zugleich entließ er alle der Herrinn getreue Diener, beſetzte das Schloß mit ſeinen eigenen Leuten, nahm die Huldigung der Vaſallen, und — vor ewiger Sorge nicht wagend, den ſcheuen Fuß außer die Zugbrücke zu ſetzen, ward er ſelbſt auf Hricſo zum Gefangenen bei ſeiner Gefangenen.

Dieſe befand ſich in dem bejammernswertheſten Zuſtande. Zu allen Schreckniſſen und Entbehrungen ihrer Lage geſellte ſich auch noch der herzzerreißende und ſinneverwirrende Schmerz über den furchtbaren Undank des Geliebten. Nur der Wahn, dieſe Härte ſei vielleicht bloß das Werk einer grundloſen Eiferſucht, einer boshaften Verleumdung; nur die Hoffnung, ſein Herz oder ſein Gewiſſen werde ſehr bald die Riegel ihres Kerkers ſprengen, hielt ſie noch einiger Maßen aufrecht. Aber als ihr in dieſer unwür-

digen Lage allmälig die Tage wie die Stunden, die Wochen gleich den Tagen verfloſſen, und Monate wie jene Wochen nachfolgten, überließ ſich die Unglückliche der Verzweiflung, die gräßlichſten Flüche und Verwünſchungen ausſtoßend — gegen die Burg, um deren Beſitz willen ſie ſich lebendig begraben ſah, und gegen ihren ruchloſen Peiniger. An den feuchten, dunkeln Wänden, an den einſam düſtern Spalten, in Qualen und Schauder todesſchwangerer Lüfte, wiederhallte hier der Fluch jenes, von den grauſamen Töchtern, denen er ſein Reich hingeworfen, in Sturm und Ungewitter und Platzregen hinausgeſtoßenen Königsgreiſes Lear:

Blaſet ihr Winde, ſprenget eure Wangen,
Tobt, blaſt! Ihr Himmelsfluten und Orkane,
Strömt, bis ihr Thürm' und Wetterhahn erſäuft!
Ihr ſchwefelichten, gedankenſchnellen Blitze,
Vortrab der eicheſpaltenden Donnerkeile,
Stürzet, verſenget, brennt! kommt Wetterſtrahlen
Und ſchlagt ſich flach des Weltbau's dicke Ründung!
Zerkracht die Formen der Natur, — verwüſtet
Auf Einmal jeden Keim, woraus der Menſch
Entſpringt, der Undankbare!

Von dem Augenblicke dieſes grauſenvollen Fluches, den der Gefangenwärter, die karge Nahrung

reichend, Thurzo'n hinterbracht und auch den Burgleuten kund gegeben hatte, ſchienen böſe Geiſter dieſe Burg, und vorzüglich des eingedrungenen Herrn felſenharte Bruſt zum Wohnſitz erkoren zu haben. Niemand fand das Schloß mehr geheuer, alles ſah ſich kreuzend und ſegnend mit verſtohlenen Blicken und Achſelzucken an. In den unterirdiſchen Gewölben polterte es, ein ſeltſames Wimmern durchheulte die langen Gänge, drohende Geſtalten rauſchten durch die Gemächer mit einem Gefolge verzerrter Thier- und Menſchengebilde bis vor Thurzo's Bette; jede richtete hundert Augen, ſtreckte hundert Hände wider ihn. Wie ein fahles Irrlicht, ſtarren Auges, verwünſchenden Mundes, erhellte ſich vor ihm der Witwe leichenblaſſes Antlitz, und ſein Angſtgeſchrei traf nie ein hülfreiches Ohr, weil das Entſetzen jeden von ihm am weiteſten hinweg trieb.

Einſt meldete man Thurzo einen, im Rufe der Heiligkeit ſtehenden Mönch, der ſich nicht abweiſen laſſe. Nur die Angſt überwand den Unwillen des ehmaligen Biſchofs. Er ließ ihn kommen, mit krauſer Stirne, ſcheuen Blick und bebenden Knien erwartend, was da kommen würde? Als der Mönch nun eine Donnerſtimme erhob und ihn vor ſeinen Dienern

laut der Gräuelthat anklagte, ließ ihn Thurzo sehr unsanft aus der Burg weisen. — Der Mönch harrte nun vor dem Thore, in Wind und Wetter geduldig, ob es sich ihm wieder aufthue? von Zeit zu Zeit ein lauter Herold der Schande Thurzo's und der Rache, seine Bußpredigt erneuernd. Da keine Drohung ihn vertrieb, ließ ihn Thurzo zum Hungertode in den so genannten Moderthurm schleppen. Es geschah; — aber nun sah Thurzo von seinen Fenstern einen der Felsblöcke der Burg sich zum Riesengebilde eines drohenden Mönches gestalten; und so oft er auch es zu zertrümmern befahl, — er sah es jeden Morgen drohender wieder, mit einer Stimme, daß er den Bergen hätte zurufen mögen: fallet über mich! und den Hügeln: bedecket mich! — Kein Lohn und keine Furcht war nun mehr stark genug, seine treuesten Diener bei dem Mächtigen zu erhalten. Es verließ ihn einer nach dem andern. Dieser endlose Ring von Schreckniſſen zerhämmerte endlich Thurzo's Frevelmuth. Er befahl, die Witwe in Freiheit zu setzen, sobald sie feierlich beschworen, sich nie zu rächen, ihn nie zu verklagen. Aber als ihr Kerker sich aufthat, — bedurfte sie keiner irdischen Gnade mehr.

Wie von Furien getrieben, eilte nun Thurzo

nach Lietawa, aber auch dort ward ihm keine Ruhe.

Die Geister vertrieben von Hricso nach und nach alle Bewohner, selbst den mit der Burghut betrauten und so lange als möglich ausharrenden Kastellan — und als nun kein Schuldiger und auch kein Unschuldiger mehr darin war, stand die Burg in der nächsten Nacht, ohne allen kundbaren Anlaß, von allen Seiten zugleich in Flammen und verfiel in den Schutt, in welchem sie noch liegt; denn so oft man sie auch wieder herstellen wollte, stürzte das Aufgebaute wieder zusammen. Desto getreuer hält der Fels, der steinerne Mönch genannt, noch immer die Wache vor dem ehmaligen Eingang und wird sie wohl so lange halten, bis der ineinander stürzende Weltbau auch diese ewigen Berge begräbt.

# Der Brunnen der Liebenden.

Wenn der gedankenvolle Wanderer durch das maleriſche Waagthal eilet und auf Einmal, wo die Berge dem ungeduldigen Fluß nur ungern einen engen Durchzug erlauben, unter dem Rauſchen des Stromes und unter dem wunderlichen Brauſen der windbewegten Bäume, die gewaltigen Trümmer der Burg Trentſin im blanken Vollmondſcheine gegen das unermeßliche Himmelsgewölbe empor ſtreben ſieht, wird er, in mächtige Erinnerungen verſunken, gerührt ſtille ſtehen. — Er wird ernſt und weich darüber hinbrüten, was der alte Wald mit ſeinem Rauſchen, und was die Waag manchmal lauter wider ihre Ufer klatſchend, und was die tauſendjährige Burg, gleich greiſen Schulgenoſſen und Jugendgeſpielen, kein Ende finden einander zu erzählen, was ſie geſehen von Zeiten und von Männern, die darin ſtanden, und den Zeiten (doch nur augenblicklich) das Gepräge ihrer großen Perſönlichkeit aufdrückten, und

von hier vollbrachten Thaten, welche noch leben und leben werden, über die engen Grenzen des Raumes und der Zeiten hinaus! — Wie iſt vom großen Marhanenkönig Swatopluk bis auf den Tököly, und ſeit dem Tököly hier alles neu und alles anders geworden! — Nur die Waag und die Karpathen und ihr Schnee ſind die Alten geblieben.

Des nordweſtlichen Ungarns Schlüſſel war Trentſin, von höchſter Wichtigkeit für des Königs Mathias Heeresfahrten gegen Mähren und Schleſien, über denen Er, wie über den Kriegen perſönlicher Erbitterung gegen den Kaiſer Friedrich, den ſchönſten vom großen Vater ererbten, ihm gleichſam vorzugsweiſe aufgeſparten Ruhm in den Wind ſchlug, der mehr und mehr geängſtigten Chriſtenheit Retter — wider ihren Erbfeind zu ſeyn. Mathias glaubte Trentſin der kräftigſten Hut, er glaubte es den beſten Händen zu übergeben, indem er es an Stephan Zápolya gab. — Stephan erkor ſofort Trentſin zu ſeinem Hauptſitz. So wie er es fand, ſchien es ihm hinfür zu gering. Des geübten Kriegsmannes Falkenaug' vermißte Manches in der Feſtigkeit, der Stolz des Emporkömmlings aber,

noch weit mehr an äußerer Pracht. — Wäre jene rauhe Zeit schon so überfein und dünn, wie die unsrige gewesen, hätte auch sie schon den beweglichen Reichthum so starr dem unbeweglichen vorgezogen, und sich wie diese (jede Leistung durch Hand und Sache verketzernd), vor dem Götzenbilde des alleinseligmachenden Goldes niedergeworfen, dieses Trentsin wäre so wenig erbaut als Petersburg.

Durch riesenhafte Arbeitskräfte thürmte sich der Bau unglaublich schnell. Geschickte Werkmeister und Künstler wurden berufen, und auch hier blieb der Adlerschwung nicht ohne sichtbare Rückwirkung, womit Mathias seinen Bücherschatz und seine Universität in Ofen als wahre National-Institute gründete, beständig über dreihundert Kopisten um die eben wiedergefundenen ewigen Werke der Alten ausgesendet hielt, womit er nicht nur Gelehrte, Maler, Bildner, Buchdrucker, sondern auch Baumeister, Handwerker und Landwirthe aus Italien und Deutschland, aus der Provence und vom burgundischen Hofe, um sich und seine Lieblinge versammelte. — Dicke Mauern, durch tiefe und breite, hier und da den Felsen selber enthauene Wälle beschützt, wehrten den Zugang von der einzig ersteig-

lichen Oſtſeite. Feſte Thürme ſpotteten jeden Sturmes. Ungeheure Gewölbe ſicherten die Vorräthe, dreifache Thore mit Zugbrücken und Fallgittern die Eingänge. Doch, was half das alles, ſo lange eines fehlte: Waſſer. — Menſchen und Thiere, ſo zahlreich in der weiten Burg, konnten für den Fall einer langen Belagerung nicht aushalten, mit dem ungewiſſen, oft ſogar ſeuchenerregenden Hülfsmittel — zweier Ciſternen. Vergebens erſchöpften der ungeſtüme Zápolya und ſeine Baumeiſter ihre Erfindungsgabe, den Fels bis zu der, wie man meinte, hundert Klafter vorüberſtrömenden Waag hinunter zu durchbohren. Nur wagerecht mit ihr durfte man hoffen, Quellen zu finden. Die Natur ſchien hier menſchlichem Scharfſinne und menſchlicher Kühnheit, die das neu erhobene Trentſin ſonſt mit allen ihren Gaben verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte, als eines dünkelhaften Aberwitzes zu ſpotten, indem ſie gerade jenes Einzige mit unerbittlicher Hartnäckigkeit zu weigern ſchien, was allem übrigen erſt dauerhaften Werth beilegte, und wirkliche Vollendung gab.

Der ſtolze Bau war eben im eifrigſten Betriebe, als dem Grafen Stephan ſeines Königs Ruf erſcholl, zur Heeresfolge wider die Türken. Mit einem

ganzen Banner ſtieß der Mächtige zu ſeines Königs ſieggewohnten Fahnen, ſtreifte bis tief in die Moldau, und erhielt das Köſtlichſte aus der Beute, erhielt die angeſehenſten, reiches Löſegeld gar wohl vermögenden Gefangenen. — Heimkehrend ſendete er Eilboten voraus an ſeine Gemahlinn Hedwig, geborne Herzoginn von Teſchen, eine Frau von ſtolzer, ſtrenger, unerquicklicher Schönheit wie ihr Gemüth, den Wunſch und Befehl ihr zu verkünden: er gedenke die vielen Gefangenen in fremder Tracht mit Mohren und Kameelen, die reiche Beute, die bekränzten Banner, die ſiegjubelnden Waffenbrüder, die kampfbewährten, mit des Königs »ſchwarzen Banden« wetteifernden Reiſigen, auf ihren, ſtolzer und ungeberdiger als beim Ausmarſche wiehernden Roſſen, unter kriegeriſchem Schall im feſtlichen Triumphzug einzuführen, in Trentſin, den neubegründeten Sitz ſeiner Waldſtrom ähnlichen Macht und der Ewigkeit ſeines Namens, daß er wolle von den wimmelnden Wällen und Thurmzinnen empfangen werden mit fliegenden Fahnen und hellem Zujauchzen, mit Geſchützdonner, mit den gleich dem Schlachtungeſtüm ſchmetternden Trompeten, und mit den gleich der Hoffart ſelber dumpf

und dunkel aufwirbelnden Heerespauken!! — Halb Ungarn wogte wie ein neigendes und nickendes Ährenmeer um Trentſin her zu dem ſeltenen Anblick.

Unter den Gefangenen war dieſes Siegeszuges Perle die Tochter eines vornehmen Türken, eine hohe ſchlanke Geſtalt in erſter Jugendblüte, nur um ſo reizender in ihrer verſteinerten Trauer. Das milde Feuer der Augenſterne, von einer Fülle dunkler Locken beſchattet, ſchien an die Erde feſt geheftet, um ein theures Grab zu erwärmen, um es mit wenigen, ſchweren Thränentropfen aus den langen Wimpern zu erfriſchen. Die Roſenknospe des zartverſchloſſenen Mundes that ſich nur ſelten zum Aushauch tiefer Seufzer auf. Ein ängſtliches Erkundigen nach der Herrinn dieſer ſtolzen Burg bei ihren Mitgefangenen, die ihr mit großer Ehrfurcht begegneten, und die mit ſchüchterner Heftigkeit ausgeſtoßene Bitte: unter ihre Sklavinnen, wie im Vaterlande, eingeſchloſſen zu bleiben, war beinahe der einzige Laut, der auf der ganzen Reiſe den ſchönen Lippen entfloß. Ihre Bitte wurde ohne Hinderniſſe gewährt, ja der Herzoginn eigenſinnige Gunſt ihr zugewendet. — Menſchen ohne eigenthümlichen innern Liebesfunken erzeugen durch ihre Gunſt mehr Unluſt und Quaal,

als durch ihren Haß. — Die Zärtlichkeit des Affen, der das geliebte Kind aus der Wiege nimmt und genau mit allen Geberden der Wärterinn koſend umher trägt, wird die Mutter ſchwerlich erfreuen.

Mehrere Monate verfloſſen. Zápolya war eben in Beſichtigung der beinahe vollendeten Werke begriffen, und wie immer, ſo auch heute, jenen einzigen Mangel des Waſſers in mürriſchem Unmuthe beklagend, als ihm die Ankunft türkiſcher Kaufleute mit einem anſehnlichen Gefolge und mit der Friedensfahne gemeldet ward. Ihr Haupt begehrte dringend ihn zu ſprechen. Er ließ ſie kommen. Der Anführer der Karavane (die Sage legt ihm den Namen Omar bei) wendete ſich mit edlem Anſtand an den Grafen, ihm eröffnend: »von mächtigen Geſchlechtern abgeſendet, ſei er ſchon an des Königs Hoflager und an mehreren Burgen vorüber gezogen, um gegen reiches Löſegeld ihre gefangenen Angehörigen der Sklavenfeſſeln entledigt, in den Schooß ihrer traurenden Familien zu führen.« — Zápolya ſelbſt ein gefürchteter Krieger und darum wenigſtens kriegeriſchen Tugenden nicht fremd, erkannte in dem angeblichen Kaufmann auf den erſten Blick die Haltung des Befehls, ein Feuer, das den Ehrgeiz zur Tugend adelt, und

eine Milde, die er nicht begriff. Weniger rauh als gewöhnlich zeigte sich Graf Stephan gegen Omars Antrag. Würden sie des Lösegeldes einig, so möge der Muselmann die Gefangenen alle frei der Heimath zuführen, nur die nicht, die der Graf seinen Vasallen und Hofleuten bereits zu eigen geschenkt, über welche zu verfügen also nicht mehr in seiner Macht stehe. Derselbe Fall sei auch, jedoch nur mit einer einzigen Sklavinn, die sich die Herzoginn statt alles andern Antheils an der reichen Beute auserkoren, und von der sie unzertrennlich sei. — Ihm sei übrigens recht gerne vergönnt, seine gefangenen Landsleute, alle, ohne Ausnahme, zu sehen und zu sprechen.« — Omar befiel ein inneres Beben, kaum vermochte er nach dem Namen der Gefangenen zu fragen. — Fatme heißt sie der mündlichen Überlieferung. Der Name fiel schwer auf Omars, vom innern Weh der Trennung zerrissenes Herz. — Eines der vornehmsten Paschen Sohn und selbst mit reichen Kränzen des Ruhmes behangen, hatte er Fatmen bei jenem Sturme verloren, wo die tapfern Magyaren im verwirrenden Dunkel der Nacht schon mitten in die Stadt gedrungen waren, zahllose Gefangene weggeführt, weit leuchtendes Feuer hineinge-

worfen hatten, aber von ihm, dem zehn Geister in der Faust und zehn im Busen raseten, wieder hinausgeschlagen wurden. — Nicht seiner mehr mächtig, auch nicht einer Forderung der Klugheit, warf er für diese Sklavinn gleich einen ungeheuren Anbot hin. »Heide, du bist nicht klug,« entgegnete Zápolya, »sprichst du mit einem Mäkler? Fatme gehört der Herzoginn. Sie will sie nie mehr lassen.« — Er drehte ihm den Rücken und sendete ihm die Gefangenen. — Es kamen Männer, die mit Omar so manche heiße Stunde ausgefochten, für welche er, und die für ihn geblutet hatten, mit Ketten belastet, gebeugt vom Heimweh, vom Grame verzehrt. Er sah nicht, er hörte nicht, unverwandt die Augen nach dem obern Thore gewendet — und sie kam — sie war's, — die er besessen und verloren, — die ihn besessen und verloren, und für todt geachtet! — Wer setzt das Übrige hinzu?

Die jedes Herz ergreifende Kunde dieses unausgesprochenen und unaussprechlichen Wiederfindens war auch zu Zápolya's Ohren gedrungen. Er ward aufmerksam. Noch hatte er die, nach ihrer Landessitte stets verschleierte Fatme kaum gesehen und sich weit weniger um sie bekümmert, als um die bun-

ten Papageien und um den weißen Zelter der Herzoginn. Er eilte hinab, und lächelnde, — dann überraſcht ſtockende, — zuletzt brennende Blicke fielen auf die ſchöne Ungläubige. — In nimmerſattem Ehrgeize ganz ertrunken, war zwar ſeine Bruſt zeitlebens mit dreifachem Erz wider die Liebe gegürtet. Aber der Mann hielt ſeinen Willen für das Geſetz der Schwere, und ſeine Wallungen für das einzige Geſetz, das ſeine Welt bewegen ſollte. Er war recht ernſtlich froh, daß ihm niemals eine Luſt beifiel, einen Stern an ſeinen Reigerbuſch zu heften, denn hinaufzugreifen hätte er doch nicht vermocht, und der Bruch in ſeinem Willen hätte ihn wahrſcheinlich wahnwitzig gemacht. — Omar verfolgte alle ſeine Blicke und Bewegungen, wie einſt auf pfeilſchnellem Roſſe den hierhin und dorthin ſich in die wilde Flut werfenden Feind.

In ſeinem Geheimniſſe durch Schmerz und Freude, durch Gunſt und Ungunſt des Zufalls voreilig verrathen, der quälendſten Unruhe Preis gegeben, that Omar, was er am mindeſten ſollte. Er drang immer lebhafter in Zápolya, und ſtieg von einem Anbote zum andern. Ungeduldig ſtieß endlich der Graf den Fuß wider die Erde: »Sie iſt mir und der Her-

zoginn um keinen Preis feil, und kein Gott iſt ſtark genug, ſie Euch wieder zu geben!« — Ganz außer ſich fiel Omar Zápolya zu Füßen. — Der wies Fatmen mit rauher Stimme hinweg in's Frauengemach, und: — »Entlo'cke Waſſer dieſem Felſen: nicht früher lockſt du in dieſe Augen des Mitleides thörichtes Waſſer!« donnerte er dem Muſelmann entgegen. »Verſuch' es, mache Wachs aus dieſen Steinen, und ich gebe Fatmen, mit allen übrigen Gefangenen, ohne Löſegeld frei!« — Ein ſchallendes Gelächter von den höhniſch verzogenen Lippen beſchloß die harte Rede. — Raſch trat Omar auf den forteilenden Grafen zu und forderte ſeine Rechte: »Wenn ich dir eine Quelle aus dieſem Felſen ſchaffe, verwandelſt du den harten Spott in biedern Ernſt?« — Ungläubigen Erſtaunens und Hochmuths voll, warf ihm der Graf die Hand entgegen zum Wahrzeichen des Wortes, »das er nie dem Freunde und auch dem Feinde nie gebrochen habe.«

Welch Wunder die Osmanen damals im Minenkriege gethan, zeigt jedes Blatt der Geſchichte ihres Angriffs oder Widerſtandes in feſten Plätzen.

Feierlich die Hände wider die Bruſt, ſchwor nun

Omar von dannen nicht zu weichen, bis er Fatmen erlöst, oder hier sein Leben gelassen! Das Gefolge wie die Gefangenen drängten sich zu diesem Riesenwerke, um der Güter höchstes zu erringen, Freiheit und Vaterland, — mit Omar, dem Stolz, der Hoffnung, der Drohung seiner Orta, mit ihm, dessen Gestalt und Sinn und Sitte längst sich alle neigten, Hände und Herzen ihm entgegen trugen, der mit gleichem Ebenmaß und Sicherheit in Freude und Leid dastand, als hätte er ein Unterpfand vom Glück, und wüßte voraus die geheimen Federn des Leichtesten und Schwersten, das er im Leben, im Rath, in Schlachten lösen sollte. — Viele Wochen und Monate lang hielt Omar der Gefährten muthigen Eifer aufrecht, durch Wort und Beispiel, Verheißung und Lohn. — Der Fels blieb immer gleich widerstrebend und seine theuerste und einzige Hoffnung blieb, im Verhältniß der Anstrengung, immer noch ohne nennenswerthen Erfolg.

Drei ewig lange Jahre waren unter diesen Bemühungen verflossen. Vergeblich riefen des Vaters und des Großherrn Bitten, Befehle und Drohungen zurück. Schon war der Unverzagte in eine unglaubliche Tiefe hinabgedrungen, und noch immer kein Was-

ſer. — Muth, Ausdauer und Kräfte ſeiner Gefährten ſchwanden täglich mehr. Nur er ward das ſtraffe, ſtrenge Band, das dieſes loſe Ruthenbündel noch zuſammenhielt. Allein von ruhmvollen Wunden, von Hoffnung und Sorge und übermenſchlicher Anſtrengung hart angegriffen, ſchien der Körper auch ihm jeden Dienſt allmälig aufzukünden. Die ſtolze Schönheit verzehrte ſich, der Augen Blitze erloſchen, das Leben ſchlich, ſich ſelbſt zuwider, nur träge und verdroſſen, des nahen Abſchiedes gewiß, durch ſeine Adern. Dem Kühnen blieb nur mehr die taube Aſche eines längſt verglommenen Glückes.

Schläge eines feindſeligen Verhängniſſes haben faſt immer ihr Heilkraut im Glauben, — ja ſelbſt der Tod ſein Gegengift, im Nachruhm für diesſeits und für jenſeits. — Aber Wunden, die das Herz ſich ſelber, die von zwei eng verwachſenen Herzen eines dem andern ſchlägt, ſind unheilbar, und der Getroffene verſchmähet ſelbſt Erſatz und Troſt und Rettung. — So hatte denn Omar ein Meer von Liebe unermüdet in ein verfängliches Sieb der Hoffnung ergoſſen. — Jetzt ſchien ihm nichts zu bleiben, als dieſes unbezwingliche Lieben und ein unerträgliches Leiden.

Von Erschöpfung und Schmerz endlich auf das Siechbette niedergeworfen, rief er seine Gefährten, bei dem Gott ihrer Väter und bei Mahoms Verheißungen zur Standhaftigkeit ermahnend, auch nach seinem Tode. — Fatmens zärtliche Pflege, durch Zápolya auf keine Weise erschwert, fristete noch mühsam die kleine, flackernde Kerze dieses theuern Lebens.

» Wer nicht will die tausendfachen Begierden des Eigennutzes, noch die niedrigen Winkelzüge der Furcht, noch die tausenderlei Ausflüchte der Trägheit, sondern nur Eines, sein Größtes, sein Nöthigstes, dem wird es gelingen!!« — Goldene Worte (seines Propheten) flüsterte Omar sich selber zu, kaum hörbar athmend, geschlossenen Auges, — als plötzlich ein heftiger Freudenlärm ihn aufschreckte: — »Der Herr ist groß, der Herr ist groß! — Wasser, Wasser, Herr! Allah sei gelobt!« — Wie ein Lauffeuer tobte es durch die Burg. — Das Unmögliche war geschehen, — in einer Tiefe von mehr als 76 Klaftern Wasser gefunden, Zápolya's heißer Wunsch erfüllt, und sein Trentsin jetzt unüberwindlich!

Von dieser und von allen seinen Burgen ließ er

nun alle türkiſchen Gefangenen durch Eilboten und Wagen raſch verſammeln, bewirthete ſie königlich, und führte Fatmen ſelber in Omars Arme, mit einer, ſeines Hochmuths und ſeiner Prachtliebe würdigen Ausſtattung. —

# Edle Rache.

Peter von Szápár, der Stammvater der ältern Linie der jetzigen Grafen von Szápáry, war aus einer alten adeligen Familie entsprossen, deren Ursprung sich weit in die zweite Periode der ungarischen Herrscher hinauf verliert. Obwohl von Natur sanft und gutmüthig, war doch seit der zartesten Jugend schon in seinem patriotischen Herzen ein unauslöschlicher Haß gegen die Feinde des christlichen Namens, die in seinem Vaterlande so schrecklich hausten. Mit Mühe konnte der muthige Jüngling den Augenblick erwarten, wo er die ersten Sporen verdienen sollte, und noch nicht zwanzigjährig folgte er 1650 einem seiner Verwandten auf dem Zuge gegen Csákvár, das durch Überfall genommen werden sollte. Doch der Feind war auf seiner Hut, der Anschlag mißlang, und unser Anfänger, der sich beim Angriff zu weit vorwärts gewagt hatte, sank von einer türkischen Lanze getroffen, schwer verwundet zu Boden, und konnte

nur mit Mühe aus dem Gedränge heraus geriſſen, und halb todt nach Hauſe gebracht werden.

Bei einem ganz gewöhnlichen Menſchen, hätte dieſer mißgünſtige Anfang das auflodernde Feuer mächtig gedämpft, doch bei Petern bewirkte er gerade das Gegentheil. Nur noch muthvoller ſtand er von dem langen Krankenlager auf und ſuchte neue Gelegenheit zum Kampfe, die er auch unter manchem erprobten, ruhmvollen Heerführer fand.

Endlich nach dem Tode ſeines Vaters trat er die nicht unbeträchtlichen, ererbten Beſitzungen an, die in der Nähe des von den Türken beſetzten Ofen gelegen, der Berührungspunkte viele, zum neckenden Streit darboten. Von gleichen Geſinnungen beſeelt, ein eben ſo tapferer Kriegsmann und unverſöhnlicher Feind des Halbmondes, war ſein Nachbar Graf Adam von Batthyan, der ſpäter zu den höchſten Würden des Reiches gelangte. Nicht ſobald hatten ſich die beiden Männer kennen gelernt, als ſie ſich zum Verderben der Barbaren verbanden und einen Freundſchaftsbund ſchloſſen, den nur der Tod löſen konnte.

Vereint brachten ſie ihren Feinden manche Niederlage bei, und erwarben ſich einen Namen, der von

allen Patrioten mit Ehrfurcht, von den Türken mit Schrecken genannt ward.

Beſonders ſchwer fühlte ihre Nachbarſchaft der in Erd ſtationirte Hanſa Beg, der oft überfallen, manchen Verluſt an Mannſchaft, Geld und Vieh erlitt, in beſtändiger Unruhe leben mußte, und ſich der ermüdenden Neckereien gar nicht erwehren konnte. Höchſt erbittert war er auf das Freundespaar, und bot alle Mittel auf, ſich ihrer unwillkommnen Beſuche zu entledigen, doch lange vergebens. Endlich begünſtigte das Glück ſeine Wünſche, und unſer Held, der mit ſeinem Häuflein in einen Hinterhalt gerieth, ward nach hartnäckiger Gegenwehr verwundet, und beſinnungslos unter ſeinem Pferde hervorgezogen, indeß ſein Waffengenoß ſich nur mühſam retten konnte.

Groß war die Freude über dieſen Fang bei den Türken, beſonders bei Hanſa Beg, der nun ſeinen fürchterlichſten Feind in ſeiner Gewalt hatte. Er überhäufte ihn mit den pöbelhafteſten Schimpfwörtern, ließ ihm hundert Peitſchenhiebe auf die Fußſohlen geben, die Wunden nothdürftig verbinden, und ſandte ihn an den Vezier nach Ofen, mit einem Empfehlungsſchreiben, das dem Gefangenen eben nicht die günſtigſte Aufnahme bereiten ſollte.

Mit gleicher Härte ward er dort empfangen, ein finſterer, unterirdiſcher Kerker ihm zur Wohnung angewieſen, wo auf faulem Stroh liegend, die ſchlecht verbundenen Wunden aufbrachen, und dem Hülfloſen unerträgliche Schmerzen verurſachten. Drei ſchreckliche Tage und ewig währende Nächte, in dieſem Zuſtand durchlebt, brachten unſern Helden an den Rand des Grabes. Allein die Abſicht des Veziers war keineswegs den Gefangenen ſterben zu laſſen, ſondern nur ihn auf das empfindlichſte zu peinigen; theils um ſo manches ſeinen Glaubensgenoſſen zugefügte Unheil zu rächen, theils um ein höheres Löſegeld zu erpreſſen. Als man ihm daher den bedenklichen Zuſtand des Leidenden meldete, gab er Befehl, ihm eine beſſere Wohnung zu geben, und ſeine Wunden zu heilen. Sobald dies geſchehen war, legten ihm ſeine Tyrannen die niedrigſten und zugleich härteſten Arbeiten auf.

Der Held, der ſich bei Freund und Feind einen großen Ruf erworben hatte, deſſen tapfere Fauſt ſo manchem Türken verderblich geweſen war, der von ſeinen Soldaten geliebt, von den berühmteſten Männern ſeiner Zeit geehrt, ja ſelbſt von ſeinem Monarchen geſchätzt wurde, mußte nun, dem Koch des Veziers zur Aushülfe zugetheilt, die Arbeiten eines Küchen-

trägers verrichten, erhielt dafür die kärglichen Überreste von Speisen, die niemand mehr mochte, weit öfter noch Schläge von den Übermüthigen, die ihren Muth an dem Wehrlosen kühlten. Besonders hart gegen Peter bewies sich Hansa Beg, der öfters theils in Geschäften, theils zum Besuche, zum Vezier nach Ofen kam, nie unterließ, sich um ihn zu erkundigen, aber auch immer die Veranlassung einer unwürdigern Behandlung war, daher seine Ankunft dem Gefangenen als ein sicherer Vorbothe neuer Mißhandlungen galt.

Mit männlicher Fassung und stiller Ergebung in den Willen des Allmächtigen, duldete der Edle das harte Schicksal, das ihm die Vorsehung auferlegt hatte, und erniedrigte sich nie zu einer Bitte an seine Peiniger. Daher denn einmal, als Hansa Beg im Vorübergehen ihn mit bitterm Hohne um sein Befinden fragte, und Peter den unedlen Spötter keiner Antwort würdigte, dieser im höchsten Zorne ausrief: »Zu gut behandelt man euch Hunde, daher seid ihr »auch noch stolz; doch bei dem großen Propheten sei »es geschworen, brechen will ich diesen Stolz; wie »das Vieh sollst du behandelt werden, gleich ihm, »mir dienen.« Alsogleich ward auf Hansa's Befehl

So waren dem Gefangenen drei schreckliche, der liebevollen Gattinn und dem traurenden Freunde eben so viele kummervolle Jahre verflossen, die verlangte Summe wollte noch immer nicht voll werden, und alle Vorschläge wegen Peters Entlassung waren von den Türken zurückgewiesen worden. Da erfuhr Graf Adam, daß ein vornehmer Aga, mit höchst wichtigen Aufträgen an den Vezier zu Ofen unterweges sei, und beschloß sein Leben zu wagen, und den Freund zu retten. Alle Mannschaft, die er nur immer aufbringen konnte, raffte er zusammen und zog damit, nachdem ihm seine Kundschafter die Annäherung des Aga gemeldet hatten, auf die Lauer. Bald kam dieser mit einem ansehnlichen Gefolge, und so wie er auf dem Punkte war, wo der Graf ihn erwartete, stürzte der ganze Haufe über die Türken. Verzweifelt war der Kampf, die Angegriffenen wehrten sich tapfer, angefeuert durch das Beispiel ihres Gebieters, der sich, obwohl ganz umrungen, nicht ergeben wollte, und dem nicht zuzukommen war; denn schwer hatte der Graf verboten den Aga zu tödten; lebend wollte und mußte er ihn haben, sollte seine Absicht erreicht werden. Endlich war er zu Boden geworfen, geknebelt, und ohne sich viel mit Plünderung seiner

Habe aufzuhalten, eiligſt in ſichere Verwahrung gebracht.

Der Vezier hatte kaum von dem Unfall ſeines hohen Glaubensgenoſſen Kunde erhalten, als er an den Grafen ſchickte, um deſſen Freilaſſung zu erwirken. Dies hatte der letztere erwartet, und verlangte nun eine ungeheure Summe als Kaufpreis des Aga. Als ſich hierauf der Vezier in Unterhandlungen einließ, ſchlug Adam den Tauſch des Aga gegen ſeinen Freund Peter vor, und genoß endlich das lang erſehnte, unausſprechliche Glück, ihn, den geliebten Freund und Waffenbruder, nach beinahe vier Jahren einer leidenvollen Gefangenſchaft, befreit in ſeine Arme zu ſchließen.

Nichts von der Scene des erſten Wiederſehens, die jede Beſchreibung nur entheiligen würde.

Unkenntlich ſelbſt für ſeine Familie, abgemagert, blaß, kraftlos von harter Arbeit und ſtäter Mißhandlung, in elende Lumpen gekleidet, tief herabhängend der Bart, einer wandelnden Leiche ähnlicher, als einem Menſchen, ſo erſchien Peter von Szápár, an der Hand des entzückten Freundes, im Kreiſe der Seinen. Auf eine weite Strecke waren ſie ihm in großer Anzahl entgegen gekommen, mit ungeſtümen

Jubel äußerte sich die Freude über die Rückkehr des verehrten Gebieters, doch in lautes Weinen löste sie sich auf, über den erbarmungswürdigen Zustand, worin sie ihn erblickten. Mit thränenschweren Augen zog der ganze Haufe zur Kirche und dann feierte jeder Hausvater das hohe Fest der Heimkunft seines Herrn, für den er mit Freuden ausgezogen war zu betteln.

Nur schwer konnte sich dieser erholen, die alten schlecht vernarbten Wunden öffneten sich, die von Schlägen und schweren Ketten gedrückten Beulen verursachten heftige Schmerzen, die so oft mißhandelten Füße versagten ihren Dienst; der erschöpfte Körper konnte nicht zu Kräften gelangen, und nur der beinah unzerstörbare Stoff, aus dem die Kraftmenschen jener noch nicht überfeinerten Zeit geformt waren, mit der sorgsamen Pflege einer treuen Gattinn, waren wirksam genug der gänzlichen Auflösung der so bedeutend zerrütteten Maschine zu widerstehen, und den Kranken, in einigen Monaten der Ruhe, langsam der Genesung entgegen zu führen.

Da erscholl plötzlich der Ruf, ein mächtiges Heer, angeführt von dem tapfern Herzog von Lothringen und vielen andern hochberühmten Feldherren, die ihren Heldenmuth bei der kurz vorhergegangenen Belage-

rung Wien's beurkundet hatten, sei im Anzuge, um die Hauptstadt des apostolischen Königs den Ungläubigen zu entreißen.

Welcher Ungar hätte bei dieser Nachricht gleichgültig bleiben können? Welcher nicht mit Gefahr seines Lebens zu diesem heiligen Unternehmen beitragen mögen? Und ein Held wie Peter von Szápár sollte bei dem großen Werke der Befreiung nicht zugegen seyn? Unerträglich, ja unmöglich nur der Gedanke daran!

Neue Kraft durchströmt seinen Körper, die Schwäche ist gewichen, alle Leiden sind vergessen, Leben und Gesundheit ergießt sich in jede Muskel, die Füße schwanken nicht mehr, aufrecht und fest steht der Mann, genesen durch die freudige Hoffnung seines patriotischen Herzens. »Auf!« ruft er, »auf meine Freunde, daß wir Theil nehmen an dem großen Kampfe für Freiheit und Vaterland.« Vergebens bittet ihn die besorgte Gemahlinn, sich noch zu schonen, vergebens ist die Vorstellung: die Genesung sei noch nicht vollkommen, vergebens ist das Zureden des Arztes: eine so heftige Bewegung müsse schädliche Folgen nach sich ziehen. »Laßt mich,« spricht der Held, »denn ich will nicht leben, kann ich an dem großen Werke der Befreiung nicht Theil haben.«

Mit jugendlicher Kraft ordnet nun Peter alles zum Zuge, bietet die sämmtliche, waffenfähige Mannschaft auf, bringt Weib und Kind in Sicherheit, und zieht vereint mit seinem bewährten Freunde in das Lager des großen Lothringers, dem die kampfbegierigen Ungarn von allen Seiten zuströmen. Mit Auszeichnung werden die wohlbekannten Helden aufgenommen, und stets vereint kämpfen sie Seite an Seite den blutigen Kampf mit.

Der glorreiche Erfolg des zweiten Septembers 1686 ist wohlbekannt, daher nur so viel davon, als zur gegenwärtigen Skizze gehört.

Mit unendlicher Anstrengung hatten beide Theile gestritten, wohl einsehend die Wichtigkeit des Tages, daher man nach der endlichen Erstürmung der Festung, die Todten nach Tausenden, die Gefangenen nur nach Hunderten zählen konnte. Unter diesen wenigen befand sich jedoch Peters fürchterlicher Peiniger Hansa Beg, den der Vezier, gleich allen übrigen umliegenden Befehlshabern mit ihren Truppen, zur Verstärkung noch vor Anfang der Belagerung in die Festung gezogen hatte.

Als endlich die Ruhe in der eroberten Stadt hergestellt war, feierten die Sieger das gelungene Werk,

nach vollbrachtem Dankopfer, mit einem großen Gastmahl, dem alle Heerführer beiwohnten. Während deſſen mußte Peter von ſeiner Gefangenſchaft erzählen, und that es mit einer Wahrheit und Lebendigkeit der Darſtellung, die alle bis zu Thränen rührte. »Wohlan,« nahm endlich der Herzog das Wort, »Euer unbarmherziger Feind iſt in unſerer Gewalt, er ſei Euer, ich ſchenke ihn Euch, verfahret mit ihm nach Eurem Gutdünken.« Dankend nahm Peter das Geſchenk an, und während jeder ſich in Vorſchlägen zu neuen Martern erſchöpfte, die dem Ungläubigen ſeine Grauſamkeit zehnfach vergelten ſollten, eilte einer der aufwartenden Diener, von Schadenfreude getrieben, zu Hanſa Beg's Kerker, und brachte ihm die Nachricht, die er ſo eben vernommen, mit einem ſpöttiſchen Glückwunſch über die Glückſeligkeit, die ihn bei ſeinem neuen Herrn erwarte. Mit ſichtbarem Entſetzen hörte der Türke die Worte des Dieners, der ſich ſchnell wieder entfernte.

Nach aufgehobener Tafel eilten die beiden Freunde zu dem Gefangenen, und fanden ihn düſter, in ſich gekehrt, in einer Ecke des Gemaches ſitzend. »Nun Hanſa,« rief ihm Peter zu, »erkennſt du mich wieder? weißt du wohl, daß du mein gehörſt mit Leib und Leben?« »Ich weiß,« entgegnete jener, »daß

»ich dir geſchenkt bin, aber darum gehöre ich noch »nicht dein, und lache deiner ohnmächtigen Drohungen.« — »Und was glaubſt du wohl, daß ich nun »weiter mit dir zu thun geſonnen ſei?« fragte Peter. »Was ſonſt,« erwiederte der Türke mit Trotz, »als dich zu rächen.« »Nein,« ſprach der Edle, »ich »räche mich nicht. Die Freiheit ſchenke ich Dir ohne »Löſegeld, ohne Bedingniß.«

Staunend, verwirrt, einem Träumenden gleich, blickte Hanſa lang und ſtarr ſeinen großmüthigen Herrn an, endlich rief er aus: »Nein! es iſt nicht »möglich, du täuſcheſt mich, dieſes Edelmuthes iſt ein »Menſch nicht fähig.«

Nur mit Mühe konnten ihn die Freunde von der Wahrheit deſſen, was er gehört hatte, überreden; in feierlichem Tone erklärte Peter, die Religion Chriſti lehre, man müſſe ſeinen Feinden verzeihen, und denen, die uns Böſes thun, mit Gutem vergelten, und bei dem, der dieſe Lehre nicht bloß gab, ſondern auch mit ſeinem Beiſpiel beſiegelte, ſchwöre er treue Erfüllung ſeines Verſprechens. Da ſprang Hanſa plötzlich auf, und umfaßte die Knie ſeines Wohlthäters. »Nun,« ſprach er, »iſt mir erſt recht innig leid, was ich an »dir, und was ich an mir gethan habe; denn wiſſe,

» ich kann von deiner himmlischen Milde keinen Ge-
» brauch machen. Als jener schadenfrohe Diener mir
» verkündete, ich sei dir geschenkt worden, zweifelte
» ich nicht, du würdest mich mit ausgesuchten Qualen
» zu Tode peinigen. Um dem Schmerz zu entgehen,
» nahm ich Gift, das ich stets bei mir führte, und dessen
» Wirkung sich bereits zu äußern anfängt. Doch da der
» Gott deines Glaubens eine so erhabene Lehre gab,
» wie du sie mir eben vortrugst, wünsche ich, mich
» zu ihm wenden zu können, und als Christ wenig-
» stens zu sterben. «

Tiefe Rührung ergriff die beiden Freunde bei dieser überraschenden Erklärung. Mit ängstlicher Eile wurden Ärzte und Geistliche in den Kerker entboten, zu retten den Leib und die Seele. Doch die Hülfe der Kunst kam zu spät, gerade nur auslangend, den entfliehenden Geist aufzuhalten, bis zum Schlusse der heiligen Handlung. Mit möglichstem Prunk feierte Peter das Begräbniß seines Täuflinges, und begleitete selbst, als erster Leidtragender, die Leiche seines vormaligen grausamen Feindes zur Ruhestätte.

# Der Wundersturz zu Lietawa.

Am Fuße des Schloßberges von Lietawa (vier Jahrhunderte hindurch die Bühne gewaltiger Entwürfe und Thaten der Bebeker, Zápolya's und Thurzonen) liegt das kleine von Hirten und Ackersleuten bewohnte Pfarrdorf gleiches Namens, mit seiner alten gothischen Kirche, in welcher wohl nur ein auf jeden Zug die früheste Kindheit der Kunst verrathendes, durch Flügelthüren verschlossenes Gemälde, einige Aufmerksamkeit verdient. — In Ölfarbe auf Holz, stellt es den schroffen felsigen Schloßberg, jedoch noch ohne Gebäude, in dem Augenblick vor, wo von seinem Gipfel viele Menschen jedes Alters und Geschlechtes, — unter ihnen, als Hauptfigur, ein Priester, von wüthenden Tataren in die unten aufgerichteten, spitzenreichen Pfähle hinabgeschleudert werden. Erst vor ungefähr achtzig Jahren, als die Burg auch von ihren letzten Bewohnern, dem Kastellan und seinem Haiducken, verlassen wurde, kam dieses Denkmahl aus

der Schloßkapelle in die Dorfkirche herab. Der Gegenstand desselben lebt dergestalt in der mündlichen Überlieferung:

Als Dschengis Chans Mongolen nach der unglücklichen Schlacht am Sajó sich in vier Heeren über Ungarn ergossen, die Mauern der Städte niederwarfen, die Dörfer einäscherten, alle Männer niedermachten, die Weiber verstümmelten und in die Sklaverei fortschleppten, die Kinder zum Zeitvertreib und in die Wette von den mongolischen Knaben mit Keulen erschlagen wurden, König Bela nach Dalmatien und zuletzt auf die Insel Veglia geflüchtet, und bei der Mongolen Abzug im Sommer 1242 alles Land von Siebenbürgen und zwischen der Donau und Theiß nur eine Wüste und Brandstätte war, durch menschenleere Strecken in einer Ausdehnung von fünfzehn Tagereisen die abgebrannten Kirchthürme die einzigen Wegeweiser, die Wölfe so kühn waren, daß sie Säuglinge an den Brüsten der Mütter zerrissen, der Hunger zur Menschenfresserei zwang und die Seuche vollendete, — in dieser Schreckenszeit blieben die gebirgigen Gegenden am linken Ufer der Donau vor solchem Gräuel großen Theils bewahrt. Nur Beutegier und Mordlust trieb einige Streifparteien theils

auf ihren leichten Rossen, theils auf Schläuchen über den starken Strom zu schwimmen. Die Gefahr stieg, als die Donau zum großen Glück nur auf wenige Tage theilweise zufror. Eine solche Heuschreckenwolke umschwärmte auch die Gegend um Lietawa. Was fliehen konnte, floh in die Wälder; nur Greise, Kinder, Kranke, Schwächlinge, unfähig die Anstrengungen zu schneller Flucht und die Entbehrungen und Mühseligkeiten der Wildniß zu tragen, blieben in Erwartung des Schrecklichsten zurück, mit ihnen der achtzigjährige Pfarrer, fest entschlossen, Gefahr und Noth, Freude und Leid, bis zum letzten Athemzuge zu theilen. Alle flüchteten in die Kirche und verrammelten sie.

Schon hatten die Tataren unter wildem Geheul und dem Knall ihrer langen Peitschen das Dorf Lietawa geplündert und hier und überall ringsum schwarz und blutig emporsteigende Feuersäulen zum Wahrzeichen ihres schrecklichen Daseyns gemacht, als sie zuletzt mit jener behutsamen Feigheit, die überall ihre Angriffe bezeichnete, an die Kirche kamen, noch ungewiß, auf welche Weise sie sie öffnen sollten? Das Jammergeschrei der Eingeschlossenen machte sie stutzen und gab einen Augenblick Frist. Ihn benützte der Pfarrer,

um von einer Maueröffnung herab durch Worte und Zeichen eine menschliche Regung zu Gunsten der Wehrlosen zu erflehen. — So wie die Mongolen durch falsche, von gefangenen Geistlichen verfertigte, mit dem erbeuteten königlichen Siegel versehene Briefe häufig von Flucht und von Widerstand abhielten, wie sie überall vortheilhafte Kapitulationen eingingen und alle mit meineidiger Grausamkeit brachen, forderten sie auch hier — Leben und Freiheit zusichernd — die Öffnung der verrammelten Kirche. — Wie diese erfolgte, ergoß sich der wilde Strom unaufhaltsam in das Gotteshaus, beraubte und verunehrte Altäre und Kirchengefäße, und überhäufte dann die Armen in viehischer Lust mit sinnreichen Mißhandlungen. Zuletzt sagten sie sich, daß aus dem ganzen armseligen Kreise gar niemand zu Sklavendiensten brauchbar sei und beschlossen, nach ihrem Abzuge hier nichts Lebendes übrig zu lassen. Dennoch boten sie denen Verschonung, die ihren Glauben verläugnen würden. — Der Pfarrer, wiewohl am schwersten gepeinigt, erklärte, ehe den grausamsten Tod leiden zu wollen und forderte mit letzten Kräften die Übrigen zu gleicher Standhaftigkeit auf. — Darob wuthentbrannt, schleppten die Unmenschen, was noch Athem holte,

auf den Berg, ſie von dort herab in den Abgrund zu ſchleudern, andere hatten eilig ſtarke Pfähle mit ſcharfen Spitzen unten aufgerichtet. Schon brachte der gräßliche Sturz der Erſten die Übrigen zum Wanken. — Der Pfarrer erneuerte ſeinen Zuſpruch und ſein Gebet, gleich dem blinden und entlockten Simſon, bei dem Hohnjauchzen ſeiner Feinde. — Ergrimmt fielen die Mongolen auf ihn mit dem Zuruf: ob denn ſein Gott ihm jetzt helfen werde? und ſtürzten den Greis in die ſchwindelnde Tiefe, — aber Worte ſind unzureichend, ihr Entſetzen und der Chriſten gläubige Erhebung zu ſchildern, als ſie ihn wie von einer unſichtbaren Hand ihren Blicken und ihren Qualen entrückt, während des Sturzes plötzlich verſchwinden ſahen! Paniſches Schrecken ergriff ſie und unbekümmert um ihre Gefangenen, ſtäubten ſie von dannen, dem Wirbelwinde gleich, wie ſie gekommen waren.

Den heldenmüthigen Greis hatte ein dichtes Geſträuch aus einer etwas vorragenden Felſenſpitze im Fall aufgefangen und Aller Blicken entzogen. Schwer getroffen und betäubt lag er einige Zeit regungs- und bewußtlos. Seine hülferufende Stimme zog alsbald Retter mit Stangen und Stricken herbei.

Durch mehrere Jahrhunderte beging ein feierliches

Dankfeſt alljährlich den Gedächtnißtag dieſer Begebenheit. Die lange Unglücksnacht der bürgerlichen Unruhen hat auch dieſes heilige Andenken von der Tafel der Gegenwart verwiſcht; aber es lebt und wirkt noch fort in dieſem Bilde und in dem ſchrecklichſten Fluche, den hier unter dem gemeinen Volke ein Feind für den andern hat: »Möchten ſie doch dich in tauſend Spitzen ſchleudern!«

# Das Gastmahl zu Winna.

In Ungarns bergigtem Nordost, in der Ungher Gespanschaft, reich an Schönheiten der Natur und an klassischen Reminiscenzen (denn dieser Boden war der erste, den die Magyaren bei ihrer kriegerischen Einwanderung betraten), ragt, nördlich der von Nagy-Michaly nach Szobrantz führenden Poststraße, eine kleine aber stolze Burg, Winna, herab. Am Fuße des Felsblockes liegt der dieser Burg dienstpflichtige, den gleichen Namen tragende Flecken. — Hier hauste um die Mitte des durch Türken und Rebellen verwirrten und blutbefleckten siebzehnten Jahrhunderts ein wackerer Degen, Stephan Eödenffy. — Aus seinen Ahnen nennt die Geschichte zu vorzüglichem Ruhme den Ladislaw Eödenffy, Obsieger der Türken am rothen Thore (1550), Feldhauptmann des Gegenkönigs, Johann Zápolya, und späterhin des rechtmäßigen Thronfolgers der Jagellonen, des Erbkönigs Ferdinand, Vice-Woywoden in Siebenbürgen.

In früher Kindheit älternlos und dem Eigenwillen eines feindſeligen Vormunds in die weite Welt hinaus entflohen, in alle dem glänzenden Elend der letzten anderthalb Jahrzehende des dreißigjährigen Krieges wider Schweden und Franzoſen, und wohl auch unter den Scharen des wetterwendiſchen Rákotzy umhergetrieben, hatte Stephan Esdenffy das eigene Vaterland von der Ungh und Lotorcza bis an die Leitha, Sau und den Balaton-See, Deutſchland von den niederländiſchen Moräſten bis jenſeits der Oder und bis in die Tiroler-Alpen durchzogen, die Verwirrung in Polen mitangeſchaut, und der Moskowiter Grenzmarken überſchritten. — Doch nicht die Waffen allein hatten ihm Blick und Kräfte in Sturm und Schlacht, in Mühſal und Noth, erprobt und geſtählt. Auch die Kenntniſſe und Künſte des Friedens trachtete er mit gleichem Eifer den ſpäteren Jahren zum Nothpfennig zurückzulegen. — Wie, der das Eiſen gut führt und regieret, auch des Silbers und Goldes ſicher ſeyn darf, ſo braucht der Krieger alles Wiſſen und jegliche Kunſt der übrigen Stände. — Meint und handelt er anders, ſo iſt er kein Krieger, — Soldat nur, vom Solde alſo genannt, und nur um denſelben beküm-

mert, eine Ziffer, eine Masse, aber nie, was gerade dem Manne des Krieges am besten gelingt, »ein ganzer Mann!« —

Die ziemlich verödete Burg Winna mit ihrem Burgfrieden war Stephans Eödenffy, wiewohl des einzigen Sohnes seines Vaters, einziges unbestrittenes Erbtheil. Der Flecken und mehrere feste Wohnhäuser darin wurden ihm von Geschwisterkindern und Seitenverwandten lebhaft angefochten. Er, der das Kriegshandwerk von Kindesbeinen auf mit der heftigsten Vorliebe getrieben, war — wie alle Äußersten sich berühren — nunmehr jedem Unfrieden so abgeneigt, daß er, wiewohl dadurch ungemein bevortheilt, lieber alle seine Ansprüche aufgab, lieber sich einfältig und furchtsam schelten ließ, und auf dem einsamen Neste einsam wohnte, mit einem einzigen alten Diener, der von frühester Jugend an treulich bei ihm ausgehalten, alle seine Pilgerfahrten mitgemacht hatte, und nun auch ihm einzig getreu blieb in dieser äußersten, menschenfeindlichen Zurückgezogenheit.

Stets ehelos und ein grimmiger Feind aller Weiber, der Gesellschaft der Menschen ohne Unterschied abhold, floh er selbst die Besuche seiner nächsten Ver-

wandten, die trotz der rauhen Wirklichkeit des ungerechtesten Streites, doch einen Heuchelschein vor der Welt retten wollten. — Sie wurden es aber auch gar bald müde, den ungehörten Ruf zu blasen, und vergebens zu harren an der beständig aufgezogenen und fest verschlossenen Zugbrücke, sie überließen den närrischen Vetter achselzuckend seinem Geschick und seiner eigenen Wahl.

In lauen Vollmondsnächten sahen manchmal Jäger, Hirten, Wanderer, Nachtwächter den einsiedlerischen Burgherrn und seinen alten Diener unter seltsamen Geberden Kräuter sammeln auf dem Abhang des Berges und im nahen Wald. Oft wollte man in dunkeln Nächten das ganze Schlößlein flammenhell gesehen und ein gewaltiges Windeswehen verspürt haben, dem der mächtige Urfels erzitterte, der es trug. — Armen und Verfolgten Rath zu geben und wo möglich auch Hülfe, ließ Eödenffy keineswegs außer Acht. Aber das Innere der Burg selber betrat kein menschlicher Fuß.

Jahre waren unter diesen Verhältnissen hingeschwunden. Niemand sprach mehr von dem Sonderling, der anfangs so vieles Aufsehen erregt hatte. — Da führten Amtsgeschäfte den Palatin Franz We-

ſelényi, berühmt durch ſeine kühn romantiſche Brautwerbung als Belagerer von Muranyi um die belagerte Maria Szetſi, nach dem Markte Winna. Das anſehnlichſte Kaſtell, das Eigenthum einer verwitweten Verwandten Eödenffy's, eben derjenigen, die wider ihn ungerechten Streit geführt, und zu deren Gunſten er ſich ſeiner Rechte begeben, ward dem verehrten und willkommenen Gaſte zur Wohnung angewieſen. Das Beſtreben, dem Palatin die geſchäftsloſen Stunden möglichſt angenehm auszufüllen, wohl auch das Beſtreben, die Schuld eines ungerechten Streites von ſich wegzuwälzen, lenkte das Geſpräch ſehr bald auf Stephan Eödenffy und auf ſein einſames Zaubererleben. — Der lebhafte Palatin davon ergriffen, äußerte den Wunſch, den Wundermann zu ſprechen. Alles hielt dieſes für unmöglich. Dennoch meinte die Hausfrau: Eödenffy ſei ein Ungar, und kein Ungar würde vermögen, Weſſelényi ſeine Pforte zu verſchließen, beſonders (ſetzte die Hausfrau mit raſcher Schadenfreude hinzu), wenn ihm der Palatin die Ehre erweiſen wollte, ſich für den nächſten Mittag bei ihm zu Gaſte zu laden.

Mit lautſchallendem Gelächter wurde der Vorſchlag angenommen. Alſogleich ſchritt ein Bote des

Palatins vor die ſtets verſchloſſene Zugbrücke des Schlößleins Winna, und kaum hatte er das Glockenſeil in der Hand, als Eödenffy ſelbſt, wie dieſer Beſchickung ſchon gewärtig, am ſchmalen Einlaß erſchien, den Boten kaum enden ließ und mit freundlichem Ernſt erwiederte: »Hocherfreut über ſo ausgezeichnete Ehre und über das Wiederſehen eines jüngern Waffengenoſſen, der wohl ihn längſt, er aber ſeiner nie vergeſſen, werde er zur anberaumten Zeit des hohen Gaſtes gewärtig ſeyn. Doch nicht den Palatin allein, auch alle ſeine muntern Begleiter mit Roß und Wagen wünſche er zur würdigen Feier eines ſo ſeltenen Begegniſſes nach Möglichkeit zu bewirthen. Seine liebe Anverwandte wage er zu bitten, hiebei um der Ehre ihres gemeinſamen Namens willen an ſo feſtlichem Tage das Amt der Hausfrau zu üben.«

Solcher Antwort hatte ſich wohl Niemand verſehen. Das wiehernde Lachen und der ſtechende Witz waren aus Weſſelényi's vorlautem Gefolge auf einmal verſchwunden. Ein bettelhaftes Mittagsbrot und viele lange Weile verſprachen die einzige Ausbeute des vorangegangenen Muthwillens zu werden. Der einzige Weſſelényi freute ſich des kommenden Tages, weil das Weſen jedes ausgezeichneten, wenn auch noch ſo

sonderbaren Mannes ihm, der die Herzen der Frauen, der Krieger, des Volkes in seiner Hand trug, ein reicherer Born scharfsinniger Beobachtung und fruchtbarerern Vergnügens war, als die glänzendsten Feste und Bankette.

Am unheimlichsten ward bei dieser unerwarteten, raschen Annahme der Einladung der schuldbewußten Witwe, doch hoffte sie für jedwede Möglichkeit, hinreichenden Schirm von der Macht und dem Ansehen ihres Begleiters, des geliebten, geehrten und gefürchteten Reichspfalzgrafen. — Die Stunde schlug und der gesammte Zug setzte sich in Bewegung gegen die verrufene Burg.

Schon der erste Eintritt setzte den hochherzigen Wesselényi in Verwunderung. Sein Gefolge kam vor Überraschungen gar nicht zu sich. Auf dreimaligen Trompetenstoß rasselte und rollte die Zugbrücke langsam herunter. Eödenffy's alter treuer Diener hielt den Bügel und küßte den von Edelsteinen blitzenden Säbel des Palatins. Beide halfen der Dame vom Roß. Dann wandte sich der Diener zum Gefolge, wies ihm die mit Allem reich versehenen lichten und luftigen Stallungen und mahnte die Mannen, wenn die Rosse versorgt wären, sich zwei Treppen höher zu Tische zu mühen.

Der Palatin hatte inzwiſchen die Dame die Treppe hinaufgeführt. An deren oberſter Stufe harrte der Gäſte ein kleines hageres rauhes Männlein, voll Ruhe und Ernſt in Ton, Gang und Geberde, aber voll unruhigen inneren Lebens in den tiefliegenden blitzenden Augen; mit freundlichem und freudigem Selbſtgefühl grüßte das graue Männlein den hohen Palatin, ein durchbohrender Blick ſchoß auf die nur zu wohl bekannte Muhme, die leichtfertige und ſchadenfrohe Urſache dieſes Beſuches, der einen Jedem, wo er konnte, wohlthätigen, Niemanden beleidigenden Anverwandten, gegen den ſie noch dazu gar ſehr im Unrecht ſtand, in Verlegenheit und Beſchämung verſetzen und dem Spotte Preis geben ſollte.

Doch dieſer unbeſtimmte Fieberfroſt wich ſehr bald dem unausſprechlichen Gegenſatz und Widerſpruch des ärmlichen und baufälligen Äußern der Burg und der unglaublichen Ausdehnung, vollendeten Bequemlichkeit und ſtolzen Pracht der langen Reihe von Gemächern. — Indem rief ein unſichtbarer dreimaliger Tuſch von Trompeten und Pauken zur Tafel.

Goldenes und ſilbernes Geſchirre, kunſtreich und geſchmackvoll gearbeitete Schüſſeln boten die auserleſenſten Speiſen und Schaugerichte dar. Aus großen

ſilbernen Humpen und künſtlich geſchnitzten Willkommbechern, aus den Hörnern des Steinbocks, aus rothen Korallen-Zacken, aus ſchimmerndem Glaserz, mit allerlei Vorſtellungen von heidniſchen Göttern, chriſtlichen Rittern und minniglichen Frauen, glühte und erblaßte in brennenden Farben, mit gelben Augen, goldenem Blute köſtlicher Wein aus den Bergen von Tokay und Ofen, entzündeten ſich manchmal in leichten lieblichen Flämmlein, die den Ungarn vorzüglich leckern geiſtigeren Getränke. —

Viele mit Gold und Silber reich bebordete Diener (Niemand hatte bisher eine lebende Seele, außer den beiden Alten, im ganzen Schloſſe je geſehen), rannten geſchäftig durch einander und lauerten über die ganze Tafel hin, jeglichem Wunſche der Gäſte zuvorzukommen. Geiſterhaft abſtechend gegen all dieſe Pracht des lebendigſten Lebens war die einfache, durch den nur allzu ſichtbaren Zahn der Zeit armſelig gewordene Kleidung des Burgherrn und ſeines Gefährten.

Während der ganzen Tafel war wie aus hohler Wand oder aus zauberiſchen Tonkäſten und Maſchinen eine reichbeſetzte Muſik zu vernehmen, bald ſchmeichleriſch ladend, leiſe und linde, dann in ma-

jestätischer Ruhe fortschreitend, endlich die Gesänge lauter, die Hörner und Pauken anrufender, drohender, donnernder, die Tanzweisen wüthender und hohnlachender, gleich plötzlich aus dem Kamin die Zunge hervorschießenden Flammen.

Die glühenden Weine und diese unwiderstehlich mit sich fortreißende Musik hatte sichtbar genug auf die ganze Gesellschaft gewirkt, den für Genuß und Gefahren des Lebens gleich mannesstarken Palatin allein ausgenommen, und die äußerst verblüffte Dame, an die Eödenffy mitten unter der allgemeinen Fröhlichkeit manche zornentbrannte Blicke richtete und manches nur ihr verständliche scharfe Wort.

Wesselényi fand, es sei hohe Zeit, das Gelage aufzuheben, drückte dem Hausherrn herzlich die Hand, überhäufte ihn mit Dankes- und Höflichkeitsbezeigungen, rühmte unter lautem Zujauchzen seines wohlbezechten Gefolges, ein köstlicheres und geschmackvolleres Mahl nie genossen zu haben. Alles schwang sich auf die ungeduldig wiehernden und stampfenden Rosse und zog weiter.

Wohl eine gute Stunde war der muthwillig lärmende und neckende Troß, unter unaufhörlichen Lobpreisungen der Küche und des Kellers und des kostba-

ren Hausrathes auf der Burg Winna und manchem unzarten Scherz über den Burgherrn, fortgeritten. Der Abend brach allmälig herein. Ein scharfer Nordwind pfiff sausend über die Heide hin und lichtete Dunst und Nebel in den Köpfen. — Auf Einmal erscholl helles Gelächter. Einer der vornehmern Diener des Palatins, der seltsam genug in so kurzer Frist nach dem verschwenderischen Gelage Hunger verspürte, hatte in seiner Säbeltasche sehr emsig nach einem mitgenommenen Restchen vom köstlichen Imbiß gesucht, und dafür eine Handvoll Asche und einige Bröckchen Ziegel herausgezogen. Gar bald aber schwieg der Scherz. Ein zweiter und dritter begann gleichfalls über wüthenden Hunger zu klagen, die Jammerblicke derer, die sich etwa solcher Klage schämten, waren noch beredter als die Worte der andern. Die Dame, die ihren hohen Gast eine gute Strecke weit hatte begleiten wollen, ächzte unverhohlen über heftige Schmerzen, als zucke Gift ihr durch alle Adern. Zuletzt gestand auch der Palatin, er könne es vor Hunger nicht länger mehr aushalten und fragte rasch um den nächsten Ort, wo man einkehren könne, oder um den kürzesten Weg nach Winna umzuwenden.

Allein so mächtig sie die Rosse spornten, so rasch

ſie auch vom inwendigen Feinde getrieben, vorwärts eilten, war doch weit und breit nur eine kahle Heide, die Nacht brach immer finſterer, immer kälter herein. Zwei Irrlichter fahlen Greiſenantlitzes hüpften manchmal verwirrend vor und neben dem Zuge her, der Reiter, Licht und Obdach einer nahen Hütte vermuthend, lag in einem Graben, andere geriethen in den Sumpf. Alles klagte, lärmte und fluchte, und ritt wie toll die Kreuz und die Quer bald auseinander, bald wieder zuſammen, jenes in ungeduldigem Drang, aus Hungerpein und Sturmnacht Ausweg und Zuflucht zu finden, dieſes in der Angſt einander in der finſtern Öde zu verlieren.

Alles umſonſt! Kein Sporn und keine Gerte und kein Fluch der unmuthigen Reiter vermochte die gleichfalls ausgehungerten und von dem tollen Umherjagen todesmüden Roſſe weiter zu bringen. Kein Mittel blieb, als trotz des nagenden Hungers in der grauſen Nacht unter Gottes freiem Himmel auf kühlem, naſſen Graſe zu lagern, und den rettenden Tag zu erwarten.

Auf einem vorragenden Felsſtein ſitzend, in den weißen Mantel gehüllt, auf den Griff des gefürchteten Säbels geſtützt, ſah der Palatin den erſten Mor-

genſtrahl auf den blaſſen, mürriſchen Geſichtern der von Müdigkeit und Schlaf endlich doch überwältigten Leibeigenen des Hungers. — Lächelnd dachte er, wie ſie dem alten Zauberer, den ſie verſpottet, ſelber die Zielſcheibe unerſchöpflichen Spottes und arger Demüthigung geworden, — und wie auch er, der ernſte Held unter dieſen Männlein der bunten Jacke und Schellenkappe, der Vergeltung nicht entronnen ſei, ſich ſo vorſchnell zum Werkzeug der Verhöhnung eines Weibes hergegeben zu haben!

# Liſt mächtiger als Gewalt.

Kriegeriſch war von jeher Ungarns kräftiges Volk, deshalb bewahrt uns ſeine Geſchichte der Heldennamen viele. Doch auch die Edlen, die nicht auf Zerſtörung, ſondern auf Bewahrung von Menſchenwohl ausgingen, und die ſtillen Tugenden der Liebe, Treue und Anhänglichkeit übten, haben ihre Geſchichtſchreiber, haben die ihrem Verdienſte gebührende Anerkennung gefunden.

Ein herrliches Muſter der Treue hat uns Paul Gregoriantz *), jener kräftige Biſchof von Raab 1553 und eine kurze Zeit Erzbiſchof von Kalotza, in der Geſchichte Benedikt Cheneházy's aufgeſtellt.

Groß war Mathias Corvin in jeder Hinſicht, groß als Herrſcher und Menſch, hoch emporragend aus dem Troß ſeiner Zeitgenoſſen, und klein waren die wahrlich nicht, doch — auch nicht von Schwächen

*) Einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, von Ferdinand I. vielfach in Staatsgeſchäften und Geſandtſchaften beſonders an die italieniſchen Höfe gebraucht.

frei, er würde ja ſonſt aufgehört haben Menſch zu ſeyn, nur in Tempeln müßte ihn die Nachwelt verehren. Zu dieſen gehörte eine ganz beſondere Neigung für das ſchöne Geſchlecht, die den Mann, deſſen Gerechtigkeit zum noch beſtehenden Sprichwort geworden iſt, manchmal von dem geraden Pfade abweichen und ſtraucheln machte. Nicht unbekannt war dieſes im Lande, denn auch die Flecken in der blendenden Sonne, obwohl tauſendmal überſtrahlt von ihrem glänzenden Lichte, ſind es nicht, und eben ſo wenig unbekannt war es Niklaſen Bánffy von Alſó Lindwa, deſſen Gemahlinn Margaretha, Herzoginn von Sagan, den Ruf der ſchönſten Frau im Lande behauptete.

Es war dieſer Niklas Bánffy einer der reichſten und angeſehenſten Herren im Lande, Graf von Preßburg, und Reichskapitän des königlichen Schloſſes alldort, ſo wie zu zwei verſchiedenen Malen Geſandter Corvins an den König Ferdinand von Sicilien, und an den Herzog von Mailand. War es Zufall oder das Werk eines müßigen Höflinges, der die Gunſt des Königs, weil er ſie zu verdienen unvermögend, zu erſchleichen ſuchte, der Corvin auf dieſe eben ſo tugendhafte als ſchöne Frau aufmerkſam machte, genug, daß er alſobald beſchloß ſie zu ſehen, und

daher unter dem Vorwande dringender Geschäfte die seine persönliche Gegenwart durchaus zu Preßburg forderten, dahin abreisete.

Doch so fein auch der Faden gesponnen war, konnte er dem Auge des besorgten Gemahls nicht entgehen, und alsogleich war der Plan gemacht, der Gefahr lieber aus dem Wege zu treten, als sich durch kühnen Trotz den dräuenden Stürmen auf einem unsicheren Meere Preis zu geben. Graf Niklas beruft daher Benedikt Cheneházy, einen noch in seines Vaters Diensten ergrauten vielfach erprobten Kämpen, der sein Vertrauen in so hohem Maße genoß, daß er ihm als Schloßhauptmann auch die Obhut des Schlosses in seiner Abwesenheit anvertraute, theilt ihm die erhaltene Nachricht nebst allen seinen Zweifeln und Besorgnissen mit, und schließt endlich mit dem Auftrag Margarethen alsogleich nach dem Stammschlosse Limpach zu führen, sie sorgsamer Obhut zu übergeben, und dann eiligst auf seinen Posten zurückzukehren. Der treue Diener wagt zwar Gegenvorstellungen, wie der König zwar allerdings dem Frauenvolke sehr geneigt sey, aber doch nie sich gegen Frauen von hohem Stande vergessen, oder Gunstbezeigungen, die ihm nicht freiwillig eingeräumt wurden, erzwungen habe,

folglich da er dieſes wohl auch nun kaum unternehmen würde, und Graf Niklas von der Treue ſeiner Frau vollkommen überzeugt ſeyn könne, durchaus nichts zu beſorgen ſei.

Überdies werde ein ſolches Verfahren den König, dem die Urſache der plötzlichen Entfernung der Gräfinn unmöglich ein Geheimniß bleiben könne, nothwendigerweiſe aufbringen, und könne ſchwere Folgen nach ſich ziehen. Doch alle dieſe Vorſtellungen bewirkten bei dem Grafen, der ſeine Frau zärtlich liebte, gar nichts, und er beharrte feſt bei ſeinem Entſchluſſe, ſo daß dem redlichen Benedikt nichts übrig blieb, als die Gräfinn alſobald nach Limpach zu geleiten, und nachdem er dort alles zu einem längeren Aufenthalte, ſo wie zu ihrer möglichſten Sicherheit Nöthige veranſtaltet hatte, zu ſeinem Herrn zurückzukehren. — Nicht ohne Bangigkeit erwartete Bánffy den König, der bald darauf zu Preßburg erſchien, im Schloſſe ſeine Wohnung nahm, und die Geſchäfte, welche ſeiner Reiſe zum Vorwande dienen mußten, zur Sprache brachte. Doch konnte es dem aufmerkſamen Grafen nicht entgehen, daß der König mit dem Empfang, obwohl Bánffy nichts, was die ſchuldige Ehrfurcht erheiſcht, verſäumt hatte, nicht ganz zufrieden ſchien.

Nicht lange ließ ihn der König in der Ungewißheit, denn nach manchen gleichgültig scheinenden Fragen, warf er die Bemerkung nur so wie ganz von ungefähr dahin, er habe nicht ohne inniges Befremden Bánffy's Gemahlinn bei seinem Empfange vermißt und vermisse sie mit noch größerem Erstaunen auch bisher. Mit schwer zurückgehaltenem Unmuthe vernahm er die Gründe, durch die Bánffy die Nothwendigkeit der Entfernung seiner Gemahlinn darzuthun bemüht war, allein da kurz darauf der Zwischenträger einer (leider gibt es deren an dem größten wie an dem kleinsten Hofe) ihm den ganzen Zusammenhang der Sache, freilich nur mit tief gekrümmtem Rücken und in der submissesten Devotion zu erklären wagte, entbrannte der Zorn des beleidigten Königs auf das höchste, denn er sah sich von seinem ganze Volke einer Untugend beschuldigt, die ihn desto empfindlicher traf, als ihm sein Bewußtseyn nur zu deutlich sagen mochte, daß er von ihr nicht ganz frei und des Grafen Verdacht nicht ohne Grund sei.

Schnell befahl er ihn zu rufen, tadelte alle Maßregeln, die Bánffy auf seinem wichtigen Posten als Befehlshaber des Preßburger Grenzschlosses zur Sicherheit des Landes gegen Kaiser Friedrich, mit dem

Mathias, wie bekannt, in ſtätem Unfrieden lebte, getroffen hatte, und nahm hieraus Veranlaſſung ihn mit Vorwürfen zu überhäufen. Je mehr und je gründlicher ſich der Graf verantwortete, je deutlicher er bewies, daß er keine ſeiner Pflichten verletzt habe, je unumſtößlichere Gründe er anführte, daß ihn keine der Beſchuldigungen treffen könne, deſto wüthender wurde der König, in dem immer ſteigenden Gefühle ſeines Unrechtes (das ganz nach dem Gange des menſchlichen Herzens, auch ſeinen Unwillen immer ſteigerte) und fiel endlich aus ſeiner Rolle ſo ganz, daß er dem Grafen auch die ſchnelle und geheime Entfernung ſeiner Frau, und die daraus folgende Beleidigung vorwarf. Nun vergaß Bánffy den Unterthan, vertheidigte ſich mit edler Freimüthigkeit als Mann gegen Mann, in ſeinem Hauſe ſich ſo gut König dünkend, wie Corvin auf dem Throne, und nahm die Worte nicht ſo genau auf die Wagſchale, als wie es bei den Vorwürfen, die ihn als Staatsdiener betrafen, geſchehen war. Hiedurch war das Übel nur noch ärger, denn was vermögen wohl Gründe über ein von ungeſtümer Leidenſchaft aufgeregtes Gemüth — der König kannte ſich vor Wuth nicht mehr und befahl mit drohender Geberde dem her-

beigeruften Schloßhauptmann, dem Grafen Niklas Feſſeln anzulegen und ihn in den Kerker zu führen.

Heftig erſchrocken über das Außerordentliche der Sache und unſchlüſſig wie er ſich gegen ſeinen Herrn benehmen ſollte, ſtand er einen Augenblick verblüfft und erſtarrt, ſo daß der König ſeinen Befehl bereits das zweite Mal wiederholte, als Benedikt zur Beſinnung kam, und mit der Verſicherung, augenblicklich zurückzukehren das Gemach verließ.

Mit der größten Eile verſammelt er nunmehr die unter ſeinem Befehle ſtehende Beſatzung, läßt ſie den Eid der Treue gegen ihren Grafen und des Gehorſams gegen ſeine eigenen Befehle wiederholen, befiehlt ihr ſich zum ſchleunigen Abzuge bereit zu halten, ſeine Rückkehr vom Könige am Schloßthor verſammelt zu erwarten, und überreicht ſeinem Lieutenant einen Beutel mit Gold, die verfallene Löhnung zu bezahlen. Er ſelbſt aber tritt, die Schlüſſel des Schloſſes in der Hand, vor den König, beugt das Knie, und ſpricht, »dieſe Schlüſſel hat mir mein Herr und Gebieter mit dem Befehle anvertraut, ſie treu und redlich zu bewahren und ihren Beſitz ſelbſt mit meinem Leben zu behaupten. Niemand auf der Welt dürfe ich ſie übergeben, nur den Fall ausgenommen, wenn ich die

ſichere Kunde ſeines Todes oder ſeiner Gefangenſchaft erhielte, dann ſollte ich ſie Dir, großer König, ausliefern. Nun ſehe ich ihn gefangen. Dir überantworte ich daher dieſe bis jetzt treu bewahrten Schlüſſel. Doch daß ich ſelbſt die Hand an meinen Herrn anlege, verbietet mir meine Pflicht, Eid und Geſetz, daher mögeſt du dies einem andern gebieten.« Mit dieſen Worten entfernte ſich Cheneházy, und zog mit ſämmtlicher Mannſchaft aus dem Schloſſe ab, den Weg gegen Limpach nehmend. Groß war das Aufſehen, das dieſes Ereigniß erregte, allgemein die Theilnahme an dem Schickſale Bánffy's, und die Bewunderung der ſeltenen Treue ſeines ihm ergebenen Dieners. Selbſt der König konnte ſich der ſtillen Anerkennung eines ſolchen Verdienſtes nicht enthalten, und legte kein Hinderniß ſeinem Abzuge. Allein bald ſiegte ſein Unmuth über das erwachende beſſere Gefühl, und Bánffy ward in Feſſeln geſchlagen, an eine Kanone angeſchmiedet, ſpäter jedoch auf einen Wagen geſetzt und ſo in dem Gefolge des Königs, der nicht länger zu Preßburg zu verweilen Luſt hatte, nach Ofen geführt.

Cheneházy langte indeß mit ſeiner Mannſchaft zu Limpach an, verbot bei Todesſtrafe irgend etwas von dem Vorfalle zu erwähnen, und brachte der Gräfinn

die beſten Nachrichten von ihrem Gemahl. Durch ganze zwei Jahre, ſo lange dauerte die Gefangenſchaft des Grafen, wußte er ſie ſtets in dem für ihr gefühlvolles Herz glücklichen Irrthum ſeines Wohlſeyns zu erhalten, brachte ihr öftere Nachrichten von dem Gemahl, erfann verſchiedene künſtliche Vorwände, um ſeine lange Abweſenheit zu entſchuldigen, und verſchaffte ihr ſelbſt einen ſcheinbaren ziemlich lebhaften Briefwechſel mit ihm, den er jedoch ſelbſt beſorgte.

Die Verhaftung und ungeſetzmäßige Behandlung eines der erſten und mächtigſten Kronbeamten hatte indeß das ganze Land in Bewegung geſetzt, und die Unzufriedenheit, die mehrere gewaltthätige Schritte des Königs ohnedies ſchon erregt hatten, nicht wenig vergrößert. Kaiſer Friedrich IV., der ſtets Gelegenheit ſuchte, ſeinem geringgeſchätzten Nachbar zu ſchaden, und ſich die Krone Ungarns zuzueignen, ſah dieſen unbedeutenden Funken zur Unzufriedenheit unter den Großen des Landes mit heimlichem Vergnügen entſtehen, und unterließ nicht ihn zu hellen Flammen anzublaſen. Durch geheime Wege wendete er ſich an verſchiedene Magnaten, und auch an Graf Niklas Bruder Jakob, der durch die Schmach ſeines Bruders auf das empfindlichſte gekränkt, und bei der

thätigen, doch vergebenen Verwendung für deſſen Befreiung von dem Könige hart angelaſſen, den bitterſten Groll im Herzen nährte. Schon fing ſich die Gährung an zu äußern. Mathias, eben in ſeine böhmiſchen Projekte verwickelt, mit ganzer Heeresmacht gegen Podiebrad ziehend, mußte es bedenklich finden, ſein von Truppen entblößtes Land nicht vollkommen ruhig zu verlaſſen. Der ſtets wiederholten Vorſtellungen zu Gunſten des Gefangenen, der ſich auch jetzt mit hoher Würde ruhig in ſein Schickſal ergeben betrug, müde, vielleicht auch einer inneren Stimme, die ihm Übereilung und Härte vorwerfen mochte, nachgebend, entließ er endlich nach zwei langen Jahren Bánffy, mit Einſetzung in ſeine vorigen Ehren und Würden, der Haft, und unvermuthet kehrte dieſer in die Arme ſeiner ſchon ſo lange vergebens harrenden Gemahlinn zurück.

Nicht ohne Erſtaunen bemerkte ſie nach den erſten zärtlichen Ergießungen des freudigen Willkommens, die tiefen Furchen des Kummers auf dem blaſſen und eingefallenen Antlitze ihres Gemahls, ſo wie den langen Kinnbart, den er ſich durch die ganze Zeit ſeiner Gefangenſchaft nicht hatte abnehmen laſſen. Mit inniger Rührung ſtellte ſie daher an ihn die Frage, woher dieſes Zeichen der tiefſten Trauer rühre, da ihm

doch nichts Widriges widerfahren ſei? Nur mit ähnlichem Erſtaunen ſchien der Graf antworten zu können, bis er endlich einem zärtlichen Unwillen Platz machte, mit dem er ſie frug, ob ſie denn ſeine zweijährige Gefangenſchaft ſo geſchwind habe vergeſſen können, oder nicht glaube, daß ſie hinlängliche Veranlaſſung zur Trauer ſei? da erhob Margaretha ein lautes Jammergeſchrei, als ſollte ihr geliebter Mann jetzt erſt das harte Los erleiden, und erfüllte das ganze Schloß mit ihren Klagen, die jedermann bis zu Thränen rührten.

Nun erklärte Chenehäzy, der keiner der ungerührteſten Zeugen bei dieſer Scene war, den wohlthätigen Betrug, und die ſinnreich erſonnenen Mittel, durch die es ihm gelungen war, die Gräfinn in ihrer glücklichen Unwiſſenheit zu erhalten, und nun floſſen die Thränen der Zärtlichkeit und Dankbarkeit noch reichlicher. Unter tauſend Umarmungen, dankte ihm Graf Niklas ſeine ſo zart bewieſene Treue, belohnte ihn mit mehreren Dörfern, und mit dem, was für den edlen Mann noch größeren Werth hatte, mit ſeiner Freundſchaft, indem er erklärte, unmöglich könne ferner noch ſein Diener bleiben, der Freundes Treue an ihm bewieſen hätte.

# Der Löwenstein.

In einer schauerlichen Wüste liegt der hohe Löwenstein, wohl eines der kühnsten Gebäude des Mittelalters in Ungarn. Über dem senkrecht aufgethürmten Fels erhebt sich in schwindelnder Höhe, alle übrigen Werke, Giebel und Zinnen hoch überragend, eine Warte, die mit ihrem weit über den bodenlosen Abgrund hinausragenden Erker, zu den erstaunenswertheſten Überresten jener Kraft und Zeit gehört, die wir mit allen ihren Gebilden, Menschen und Thaten in die Fabelwelt verweisen würden, sprächen nicht jene düstern Zeugen ihrer Herrlichkeit, an denen unser verkümmert Geschlecht mühsam hinaufblickt, zu laut für ihr einstig Daseyn. Still und öde ist es in und um die alte Burg, denn selten nur verirrt sich ein Menschenfuß den langen irrsamen Bergpfad entlang bis hieher, wo ihn die ewige Windsbraut gar unsanft empfängt. So war es auch vor einem halben Jahrtausend, lange bevor noch sich ein Stein zu dem

andern gefügt und zu einer menschenschützenden Wohnung gebildet hatte. Freie Wahl mochte wohl den ersten Gründer schwerlich geleitet haben, als er sich so weit von aller Gemeinschaft und kaum mit guten Fernröhren — die zu jener Zeit noch unbekannt waren — aus dem Thale sichtbar ansiedelte. Wie es damit zugegangen, erzählt uns die Chronik folgendermaßen.

Der furchtbarste Gegner König Karls I., aus dem Hause Anjou, den ein bedeutender Theil der Reichsstände nach dem Tode des letzten Arpaden auf Ungarns Thron berufen hatten, war Matthäus Graf von Trentsin, Herr des ganzen Waagthales, von dem schwachen Gegenkönig Wenzel aus Böhmen zum Palatin ernannt. Er allein hielt noch das Feld, als bereits sämmtliche Reichsherren dem neuen Herrscher gehuldigt hatten, seine Besitzungen wurden daher am schwersten mitgenommen durch das wechselnde Geschick des Krieges. Endlich unterlag auch dieser gefürchtete Mann, und was er, der gewaltigste Dynast des Jahrhundertes, sein genannt, fiel der Krone anheim. Ruhe kehrte in die vielfach verwüstete Gegend zurück, mit ihr auch die zerstreuten Einwohner der Grafschaft.

Allein kaum begannen sie ihren friedlichen Beschäftigungen nachzugehen, als neuer Schreck den ganzen Landesstrich stromaufwärts der nunmehr königlichen Veste Trentsin erfüllte. Einzelne Schäfer hatten mehrmal da und dort ein Stück von ihrer Herde vermißt, das sie in den Klüften der Berge verunglückt, oder von Wölfen, deren Kühnheit durch die zahlreichen ihnen eigentlich geschlachteten und bis in die Ebenen aufgetischten Kriegsopfer zugenommen hatte, hinweggerafft wähnten. Allein bald mehrten sich die Klagen über ähnliche Verluste so sehr, daß kein Hirt mehr die Alpentriften zu besuchen wagte, und als endlich sogar Menschen abhanden kamen, allgemeines Entsetzen sich verbreitete. Ein unbekanntes furchtbares Ungeheuer, das Einige als Lindwurm, Andere als gepanzerten Drachen, noch Andere als geflügelte Feuer und Giftdünste hauchende Schlange bezeichneten, benöthigte täglich einiger Opfer, und holte sie selbst aus den Bewohnern einzeln stehender Hütten, wenn der Zufall weder Mensch noch Thiere früher ihm in den Weg gebracht. Zwar hatte Niemand das Ungethüm gesehen, denn wer es erblickt — so verkündete das tausendzüngige alles vergrößernde Gerücht — fiel als Beute dem Schrecklichen anheim. Allein Thatsache

war es, daß Thiere sowohl als Leute verloren gingen ohne Spur dessen, was mit ihnen geschehen. Das Schlimmste hiebei war, daß sich diese Erscheinung auf eine weite Strecke, die Grenzgebirge mit Mähren entlang wiederholte, so daß es schien, als vervielfältige sich das schreckliche unbekannte Wesen in das Unendliche und sei überall zugleich gegenwärtig. Bald traute sich Niemand aus seinem Hause heraus, und die Geschäfte des Feldbaues und wechselseitigen Verkehres lagen danieder.

König Karl I., mit Polen und Böhmen freundschaftliche Verhältnisse anknüpfend, wollte sich den Grenzen dieser Reiche zur Erleichterung der Mittheilungen nähern, ohne diese seine Absicht darzuthun. Er ergriff daher den Vorwand, daß er sich persönlich von dem Zustande, den Bedürfnissen und Wünschen dieser seiner zuletzt ihn anerkennenden Provinz überzeugen wolle, zu einer Reise nach Trentsin. Alles strömte herbei ihm zu huldigen und huldigte ihm von ganzem Herzen, denn die Kunst aller Liebe, die ihm nahe kamen, sich durch Herablassung, Theilnahme, Güte und Wohlwollen zu erwerben, verstand Karl vollkommen. Es konnte nicht fehlen, daß bei dem väterlichen Nachforschen des gütigen Königs,

um alles, was dem Gemeinwohl Noth thue, nicht auch die Verheerungen des unbekannten Ungeheuers zur Sprache gekommen wären. — Alsobald ließ der König verkünden, wer das Land von der schrecklichen Plage befreie, könne auf ansehnliche Belohnung Rechnung machen. Manchen spornte diese Verheißung an, sein Glück gegen den gewaltigen Feind zu versuchen, doch entweder kamen die Kämpen zurück, ohne ihn gefunden zu haben, oder hörte man nie wieder etwas von ihnen. Das Jammergeschrei der Gefährdeten mehrte sich indeß von Stunde zu Stunde, denn es schien allerdings als sei das Ungeheuer nur noch mehr gereizt durch diese Aufforderung, indem nunmehr seine Nachstellungen mit gänzlichem Verschmähen der Thiere, bloß auf Menschen gerichtet waren. Auf wiederholte eindringende Klagen bestimmte nunmehr der König, wer dem Unwesen ein Ende mache, indem er das Ungeheuer tödte, sollte Herr seyn über so viel Land, als sein Blick von dem Fleck, auf dem er die Heldenthat vollbracht, erfassen könne.

Von Nahe und Ferne strömten Waghälse herbei, das Abenteuer zu bestehen und den trefflichen Preis zu erringen. Doch nicht besser war ihr Los, als das ihrer Vorgänger, und dem Verderben unwiderruf-

lich Preis gegeben ſchien das arme, rettungsloſe Land.

Alles, was die Waffen zu tragen im Stande geweſen, verſammelte Graf Matthäus Gebot, als er das gefährliche Spiel gegen den verhaßten Gebieter zum letzten Male gewagt. Bei Rozgony hatte ihn das Glück verlaſſen, ſeine Scharen löſten ſich auf, und was mit dem Leben davon gekommen, eilte der Heimath zu. Aber ſo mancher Verwundete mußte wohl erſt die Heilung abwarten, bis er dieſen ſeinen heißen Wunſch erfüllen konnte. So kam es denn, daß gleich ſo vielen andern auch Benze, ein kräftiger tapferer junger Mann, der in der letzten Schlacht unter den Vorderſten geweſen, erſt itzt, nachdem ſeine Geneſung es erlaubte, dem theuren Gebirgsdörfchen, in dem ihm die Sonne zuerſt geleuchtet, zueilen konnte. Der einzige Sohn und Ernährer bejahrter Ältern, würde er ſie nie verlaſſen haben, wofern der Befehl des gewaltigen Grafen irgend eine Ausnahme geſtattete. Deſto freudiger eilte er nun nach Hauſe in die Arme der geliebten Ältern. Aber nebſtbei zog ihn noch ein anderer Beweggrund ſo gewaltig hieher, die Liebe zu Belitza, die er wohl ſchon die Seine genannt haben würde, hätte das

furchtbare Aufgebot ihn nicht zu den Waffen und auf das ferne Schlachtfeld geführt. Nun war er heimgekehrt, aber so arm wie er auszog, denn das Bißchen, was früheres Kriegsglück ihm zugebracht, verschlang die langwierige Heilung und beschwerliche Heimreise. Doch hoffte Bentze durch Fleiß und Arbeit es wohl dahin zu bringen, daß ihm Belitza noch werden könne, denn die Treue, die sie ihm beim Abschied geschworen, bewahrte sie fest, obschon man durch falsche Todesnachricht von dem Geliebten sie wankend machen wollte. Einstweilen suchten die Liebenden durch trautes Beisammensein sich über die Beschwerden der Gegenwart wenigstens auf kurze Augenblicke zu täuschen, denn selten, kaum öfter als Sonnabends nach vollbrachter Arbeit (wann der Dienstherr den Burschen den Mädchengang nicht verwehren darf) konnte Bentze die karg zugemessene Zeit bei der Theuren zubringen. Ganz mit seiner Liebe und der Sorge um die Zukunft beschäftigt, kümmerte er sich wenig um das, was in der Welt vorging, hörte zwar von des Königs Verheißung und des Landes Jammer, nahm die Sache jedoch ziemlich gleichgültig, da in der Nähe schon geraume Zeit Ruhe geherrscht.

Eines Abends hatten sich die Liebenden bis spät in die Nacht in Gesprächen über ihre Hoffnungen und Aussichten vertiefet, endlich mußte geschieden seyn und Belitza geleitete den Geliebten noch bis vor die kleine Hausthüre. Da erglühte plötzlich etwas wie ein paar Feuerflammen im nahen Gebüsch, ein unförmliches, durch unsicheren Mondesschatten bis zur Riesengröße ausgedehntes, phantastisches Ungeheuer stürzte mit donnerähnlichem Gebrüll hervor, erfaßte Belitza und eilte mit der schönen Beute in wildem Laufe davon.

Starr vor Entsetzen bei dem ersten Anblick des Unthiers fand Bentze sogleich sein volles Bewußtseyn, als er den Raub der Geliebten ersah, und schleuderte mit der Kraft der Verzweiflung dem fliehenden Ungeheuer seine Streitaxt nach, zugleich mit furchtbarem Geschrei ihm nacheilend. Indeß das ganze Dorf in Aufruhr gerieth, kam Bentze dem Feinde stets näher, der, wie die Blutspuren deutlich bewiesen, verwundet, durch die Last der Geraubten im raschen Laufe gehemmt ward. Endlich hatte er ihn erreicht, und begann den Kampf, sein gutes Schwert dem Thiere tief in die Weichen einsenkend. Da ließ das Ungethüm die Beute fahren, erbrüllte mit einer Ge-

walt, daß die Erde davon erzitterte und wandte sich rasch gegen den tollkühnen Angreifer. Von scharfen Klauen fühlte sich dieser zerrissen, dem unvermeidlichen Verderben Preis gegeben, denn die wiederholten Streiche, so kräftig sie auch Bentze führte, dienten nur die Wuth des riesigen Ungeheuers zu steigern. Da öffnete es den gewaltigen Rachen mit einem Male zu enden. Schnell erfaßte Bentze den Augenblick, mit aller Gewalt der ihm noch erübrigenden Kräfte, das Schwert hinein zu stoßen bis an den Griff. Ein Schlag des geringelten Schweifes streckte den Kämpfer zu Boden, aber auch das Thier wankte, schleppte sich mühsam noch einige Schritte weiter, und röchelte dort niedergestürzt unter gräßlichen Schmerzenstönen das Leben aus.

Nur mit großer Anstrengung kroch der Gerettete bis dahin, wo Belitza mit Blut überdeckt in tiefer Ohnmacht lag, einer Todten ähnlich, und von Schreck, Schmerz und Blutverlust dem Tode nahe gebracht. In verzweiflungsvollen Jammertönen ergoß sich Bentze's Schmerz über den Verlust der Geliebten, an ihrer Seite war er niedergesunken, mit ihr wünschte er sterben zu können und fühlte freudig, wie auch sein Leben mit dem strömenden Blut dahinschwinde,

bis es dunkel ward vor seinen Augen und sie sich schlossen zum ewigen Schlaf.

In ängstlicher Erwartung harrten die Bewohner des Dorfes auf den ersten Morgenstrahl, denn weder Bitten noch die eindringendsten Vorstellungen der unglücklichen Ältern beider Verschwundenen konnten die grenzenlose Furcht besiegen, die in jedem Schatten der Nacht die Wiederholung des entsetzlichen, in seinem Umfang nicht einmal genau bekannten Ereignisses sah. Endlich war der Tag angebrochen, die rüstigsten Männer machten sich wohlbewaffnet auf den Weg, den ihnen die Blutfährte bezeichnete, und sie an den Ort brachte, wo die Schreckensscene der Nacht geendet hatte.

Leblos neben einander gebettet fand man die beiden Gesuchten, in geringer Entfernung von ihnen das getödtete Ungeheuer — einen in seiner Erstarrung noch furchtbaren Löwen, mit dem Schwert im Rachen.

Unter lautem Wehklagen brachte man die beiden Hingeschiedenen zu den ihren. Doch indem man ihnen den letzten Liebesdienst zu erweisen dachte, bemerkte man leise Spuren eines noch glimmenden Lebens bei Belitza, und versäumte nichts, um den Fun-

ken zur hellen Flamme anzublaſen. Der Erfolg war glücklich, ſo wie bei Bentze, deſſen geſunder, kräftiger Körper der Geneſung raſch entgegen eilte.

Die Nachricht von dieſem Ereigniß verbreitete ſich, auf den Flügeln der geſchwätzigen Fama fortgetragen, ſchnell bis zu dem König, der ſeiner Zuſage eingedenk dem glücklichen Sieger alſobald mit offenem Brief und Siegel ſeines königlichen Wortes Erfüllung beſtätigte. Bentza erbaute nunmehr auf der Felſenkuppe, an deren Fuß ihm aus Tod ein glückliches Leben mit der geliebten Belitza hervorgegangen war, eine feſte Burg, die er Löwenſtein und ſich von derſelben den Löwenſteiner nannte. Lange bewahrte man bei ſeinem Geſchlecht als ſichtbares Andenken der Heldenthat des erſten Ahnherrn, die erbeutete Löwenhaut, bis mit dem Erlöſchen der Löwenſteiner gegen Ende des ſechszehnten Jahrhundertes Burg und Gebiet andere Herren erhielt, und mit ihnen auch andere Ereigniſſe die alten Erinnerungen bis in jenen halb dunkeln Hintergrund, wo nur mehr die Sage herrſcht, zurückdrängten.

# Des Vaters Fluch.

Seit drei Jahrhunderten ſind die Erdödy ein fruchtbares Geſchlecht herrlicher Männer des Rathes, vorzüglich aber des Krieges. Weit ausgebreitete Güter und die erſten Würden im Heer und in der innern Verwaltung, lohnten ihre kräftige, den Schimmer der heiligen Krone vielfach verherrlichende Tugend. Der Nachruhm hat ihr die mächtigen Schwingen gelöſet, ſich emporzuheben über die enge, finſtere Behauſung des Grabes.

Ein rechter Vordermann der Heroen Karls V., Ferdinands I. und Max. II. war Peter von Erdöd. — Zweihundert auserleſene Reiter führte er auf eigene Koſten Karln und Ferdinanden zu, wider den ſchmalkaldiſchen Bund, und ſah bei Mühlberg den unglücklichen Ehrgeiz und hohlen Trotz des ſächſiſchen Kurfürſten, Johann Friedrich, in ſein Nichts zuſammenſtürzen, ſah ihn als Gefangenen des Kaiſers, den Er »Karln von Gent, ſo ſich einen römiſchen

Kaiser nennet,« in einem kecken Absagebrief verspottet.

Nach der Abdankung des großen Niklas Zrinyi, des ungarischen Leonidas an den Thermopylen von Szigeth, ernannte Ferdinand Petern zum Ban von Kroatien, Dalmatien und Slavonien (1557). Zweimal befreite Erdödy auf diesem erhabenen Posten jene Lande vom türkischen Joch, zweimal wurde er von König und Vaterland feierlich als Retter begrüßt. Heldenthaten und Wohlthaten machen dem Kroaten seinen Namen gleich unvergeßlich. Bis ins späte Greisenalter schlug die helle Flamme jenes ungestümen, den Feinden verzehrenden, den Freunden wohlthätig wärmenden Feuers empor, das in ewig frischem Andenken noch oft des mehr als siebzigjährigen Kriegesfürsten Wimpern und Knebelbart näßte, und, wenn gleich gesühnt und verziehen, die stolzwallende Heldenzuversicht demüthig niederwarf im Gefühl der menschlichen Schwäche und der entsetzlichen Macht der Hölle in jedem unbewachten Augenblick.

Peter I. von Erdöd, dieses Helden Vater, war als Erbe seines Ohms, Thomas Bákats, Kardinal-Erzbischofs von Gran, und Primas von Ungarn, zu großen Reichthümern gelangt. Zu dem Unglücks-

tage von Mohacs war er mit seinem Bruder Simon, Bischof zu Agram, dem unglücklichen König Ludwig mit siebenhundert Reitern zu Hülfe gezogen, und hatte aus der schrecklichen Niederlage mit Mühe das Leben davon gebracht. In dem darauf eingetretenen Thronzwist stand er anfangs nur einige Zeit für Zápolya, dann trat er zu Ferdinand, der ihm die hohe Würde des den Reichsbaronen beigezählten Stallmeisters der Krone, sammt der Obergespanschaft von Eisenburg verlieh. Des Knaben Peter II. unbeugsamer Sinn und grenzenlose Heftigkeit fanden in den strengen Zurechtweisungen des rauhen Vaters vielmehr neue Nahrung, und sein unkluger Wahn, bei jeder Gelegenheit zu verfügen, was dem stürmischen Sohn gerade am meisten zuwider war, erzeugte in diesem einen schlecht verhaltenen, in jedem scheuen Blick, in jeder Miene wetterleuchtenden Ingrimm. Gleich zwei feindlichen Gestirnen, gleich zwei drohenden Gewitterwolken standen Vater und Sohn sich gegenüber.

Des wilden Peters sanfte milde Mutter, Sara Banffy, starb, und zu seiner grenzenlosen Wuth vernahm der eben von einem glücklichen Streifzuge wider die Türken sieghaft heimkehrende Jüngling, der Vater werde binnen wenigen Tagen mit morgen-

ländiſchem Prunk ſeine zweite Vermählung feiern, mit Barbara von Puchheim, aus einem der älteſten, ein Jahrhundert ſpäter, im Schwedenkriege, in den Fehden des ältern Rákoßy vielgenannten öſterreichiſchen Geſchlechter. — Der Ruf verkündete große Opfer, die der alte Erdödy gemacht, Barbara's himmliſche Reize durch ein glänzendes Los zu bezahlen, ihr ein reiches Witthum, und den Kindern dieſer Ehe ein fürſtliches Auskommen zu ſichern.

Des Jünglings Peter Zornwuth riß ſich gleich eben ſo vielen Wirbelwinden los von den ehernen Banden, womit der gewaltige Vater ihn bisher gebändiget hatte. — Eigenwillig und eigennützig fordre der Vater alle Hoffnungen der Jugend, er fordre ihm dieſes Leben wieder ab, die einzige Gabe, die er ihm, und wie es ſcheine, nur zu ſchadenfroher Pein gegeben! Jedem Bettler ſei doch vergönnt, in ſich und für ſich und ſein eigenes Ziel zu ſeyn, er aber ſolle nur die Freiheit eines Gefangenen, das Leben eines unaufhörlich Sterbenden genießen? — Jeden, den größten wie den geringſten ihrer mannesſtarken Söhne, rufe die Natur zur Freude und zum Genuß. — Was an dieſem allgemeinen und gemeinen Gut verhindere, das dürfe jeder hinausſtoßen aus ſeiner

Rennbahn, und die Stärke sei der einzige, und ein untrüglicher Schiedsrichter zwischen Gewalt und Gewalt!! Noch sei kein Todter aus dem Grabe gestiegen, solche Wahrheit zu widerlegen! Verächtlich wäre, wer nicht muthig zurückschleudere, was feindlich seine Seligkeiten stört. Nur der sei elend, der sich selbst verlassend, elend seyn will! Nicht der Verfolger falle, sondern der feige Flüchtling.

Dieses unaufhörliche Flüstern und Anhetzen und Hohnlachen der finstern Mächte des Abgrundes in Peters Busen, verbunden mit dem gerechten Unwillen des in die junge Frau heftig entbrannten Vaters über Peters unanständige Geringschätzung gegen sie, kam gleich in den ersten Tagen zum Ausbruch. — Der Sohn tobte und rief den Schatten der verstorbenen Mutter herauf, der Vater sprach mit der finstern Strenge jener alten Römer, welche mit unveränderter Miene, das Haupt ihrer Söhne, vom Henker gefällt, zu ihren Füßen in den Staub hinrollen sahen. — Da vergaß der unglückselige Sohn sich so weit, daß er dem Vater mit geballter Faust einen Schlag ins Antlitz gab, und des Greisen ehrwürdigen Silberbart bespie!! — Schon blitzte der Gürteldolch in des Vaters krampfiger Rechten wider des entarteten

Sohnes Bruſt. Schon legte dieſer die Hand an den Säbel, als die neuvermählte Stiefmutter ſich zwiſchen die Raſenden warf, und ſolch gräßliche Irrung der Natur vergütete.

Kraftlos ſtieß der Vater den Dolch in die Scheide, hob das todtenbleiche Antlitz und die funkelnden Augen nach oben, daß, ſo wie Er, ſo auch der Himmel von dem verfluchten Sohn ſein Antlitz wende, wenn ihn die glühenden Krallen und das Klapperſchlangenauge des Verderbens umgarne, daß ein ewiges Schaudern ihm die frevleriſchen Gebeine zermorſche, daß er ein Leibeigener alles Unheils und aller Schrecken unaufhörlich ſterbe ohne je zu erſterben, daß ein ſichtbares Brandmahl an ſeiner Stirne, wie es Gott auf jener des erſten Brudermörders eingebrannt, jedes Mitleiden und jedes Erbarmen weit von ihm hinwegſcheuche!!

Erſchüttert, aber ungebeugt, hörte Peter die gräßlichen Verwünſchungen. Als aber ein brennender Schmerz an der Stirne den Hinausſtürmenden vor einen Spiegel trieb, und er wirklich das furchtbare Mahl an derſelben erblickte, war es, als hätte der Wahnſinn ſeine vollen glühenden Schalen auf ihn heruntergegoſſen, — bald als trüge er im Herzen und

Gehirn ein mächtiges Gift, das jeden Augenblick seine Schale zu zersprengen drohe, als zögen seine scheu umherschweifenden Blicke die Flammenkreise der ewigen Verdammniß immer enger um seinen unstäten Fuß, — bald als habe er sich in der feuchten Nacht eines ungeheuern Todtengewölbes verirrt, und poche vergeblich um Hülfe; — bald wieder, als seien in ihm alle die blindwüthenden, lautschreienden, sinnlos durch einander drängenden, panischen Schrecken eines überfallenen und geschlagenen Heeres.

So der Sohn. — Von namenlosen Schmerzen zerrissen kam der Vater lange zu keiner Wahl zwischen kämpfenden Entschlüssen. Der Augenblick der ersten Selbstrache und väterlichen Machtvollkommenheit war vorüber. Sollte er seinen einzigen Sohn dem unerbittlichen Richtschwert ausliefern? Und blieb die ungeheure That straflos, wie konnte der alte Kriegesheld, vom eigenen Sohne geschlagen und beschimpft, erscheinen vor dem Angesichte seiner Kampfgenossen?

In diesem entsetzlichen Widerstreit des Ritters und Vaters mahnte es den Stolzen in Demuth, wie er durch Jahre vom eignen wilden Blute gegen den Sohn getrieben, Mitursache geworden sei, des großen Vergehens. — Er wählte freiwillige Verbannung.

Die Güter überließ er dem Sohne. Mit allen ſeinen Schätzen und mit der jungen Gattinn zog der Trauernde nach Venedig, die Republik zum Erben dieſer ſeiner Schätze einſetzend, unter Bedingniß lebenslänglichen Schutzes.

Alle irdiſchen Güter ſchienen aus freigebigem Füllhorn über den Sohn ausgegoſſen, jugendliche Schönheit und feurige Heldenkraft, Reichthum und Ruhm, allein »dieſes ſind die größten Güter nicht, der Übel größtes aber iſt, die Schuld!«

Peters Einbildungskraft ſteigerte ſich mehr und mehr in den Foltern der Gewiſſensbiſſe und des ſelbſtverklagenden Wahnſinnes. So oft er der Meſſe beiwohnte, erſchien ihm der vom Prieſter empor gehobene Leib des Herrn blutroth und im gleichen Augenblicke trat auch das ſchreckliche Feuermahl auf die Stirne des unnatürlichen Sohnes, in markverzehrendem, brennenden Schmerz ſich ankündigend. — Peter entzog ſich der Gemeinſchaft der Gläubigen, dem Anblick jener blutigen Verfinſterung des Unterpfandes der ewigen Gnade, auf welche alle Sünder hoffen, zu entgehen. Aber in der Stunde des verübten Frevels erſchien das Mahl täglich, durch äußere und innere Schmerzen an die begangene Unthat erinnernd.

Zwei ewig lange Jahre dieſer irdiſchen Höllenſtrafen hatte der Verbrecher durchſiecht. Alle Mittel der Heilkunde waren erſchöpft, alle Feinheiten des Menſchenwitzes vergeblich. Da wendete ſich der Verzweifelnde nach geiſtlicher Hülfe. Ein naher, im Rufe der Heiligkeit ſtehender Mönch antwortete der unbeſtimmten Anfrage, kurz und trocken: Zweifelsohne laſte ein ſchweres Vergehen auf Peters Seele, werde dieſes geſühnt und vergeben, ſo werde das ſchreckliche Kainszeichen von ſelbſt ſchwinden. Sonſt aber warte des unbußfertigen Sünders, nach den Peinen dieſes Lebens, auch noch ewige Strafe.

Von den Rachegöttinnen unerbittlich verfolgt, wallte Peter Erdödy zum Gnadenbild von Loretto, that Buße, und ſpendete reiche Opfer, aber von den Stufen des Altars wies ihn der Beichtiger vielmehr hinweg zu den Füßen des ſchwerbeleidigten Vaters.

Wie Donnerwolken und Abendgold ſind auch die wildeſten Gemüther, häufig die mildeſten. — Mit Thränen hörte der Greis die Qualen des Sohnes, mit Thränen ſah er die zur Leiche verkümmerte Götterjünglingsgeſtalt. — Feierlich, wie er ihn geſprochen, nahm er auch wiederum den Fluch vom Haupte

des Armen. Noch einmal flammte das Brandmahl hoch auf, um nimmer wieder zu kehren.

Der Vater ſtarb in Venedig, die Schätze blieben der hohen Signoria, der Sohn eilte ins Vaterland zurück.

Peter Erdödy hat von dem an oft über die feindliche Übermacht glorreich geſiegt. Oftmals ward Er als Held bejubelt und als Retter begrüßt. Er iſt da geſtanden inmitten der raſenden Schlacht, als der Schlachtengott, und ſein hoher und ſicherer Blick hat die Mitſtreiter niedergeworfen, ohne Beſchämung, ohne Neid. Sie haben ihren Herrn erkannt, wie man ohne Wehe, zu unendlicher Luſt, in Freud und Leid für immer und ewig die Herrinn erkennet. — Er aber, feurig und düſter, wild und mild, hat den Herzen, wo ſie zu ihm ſprachen, Herz und Hand geboten. Lobpreiſungen einer Vollendung, wie ſie hier unter dem Monde doch nirgend gefunden wird, wies er ernſten Unwillens von ſich. — Galt aber ſolche Überſchätzung und verblendete Zuverſicht andern, ſprach er immer in Erinnerung voll Demuth und Wehmuth das nämliche, weltgeſchichtliche Wort: »Liebe Brüder! Wer da ſtehet, ſehe wohl zu, daß er nicht falle!!«

# Das ſteinerne Geld.

Einer der glorreichſten Namen in dem heldenreichen Ungarn, der Corviniſche, war in einem Kind der Liebe entſtanden und untergegangen; dem großen Gubernator, Johann Huniady, hatte König Sigmunds Aufenthalt in des Hatzegerthales romantiſcher Einſamkeit bei Eliſabeth Morſinai das Leben, — jener königliche Ring, der ſchwangern Geliebten zum Wahrzeichen geſchenkt, hatte ihm reichen Adelsbeſitz, — jener Rabe, der auf der Reiſe im Walde dem kleinen Johann eben jenen glänzenden Ring entführt, und den der Oheim Kaspar Morſinai noch glücklich erlegt hatte, das Wappen und den Zunamen Corvin gegeben.

Noch war der große Gubernator kaum zur Gruft gelangt, noch ſeit ſeinem herrlichſten Sieg über den Eroberer Conſtantinopels wenige Monden verſtrichen, und Ladislav's, des ältern Sohnes, Haupt war unter dem Schwert des Nachrichters gefallen. Der

jüngere, Mathias, kaum sechszehnjährig, seufzte im Gefängniß zu Gutenstein. — Noch ein Jahr und er stieg aus dem Kerker auf Ungarns Thron und hat ihn bis in's vierte Jahrzehend also behauptet und also verherrlicht, daß der Corviner Name ewig in der Geschichte, — »Königs Mathias Gerechtigkeit!« aber annoch in des magyarischen Volkes Lied und Sprichwort lebt.

Aus mehreren Ehen kinderlos (so wie jener gleichgeartete letzte Babenberger Friedrich der Streitbare) ruhte aller Eigensinn der Liebe Mathias auf dem einzigen außerehelichen Sohne, Johann Corvin, den ihrem schönen, hochgesinnten, unwiderstehlichen König eine ungarische Edelfrau geboren hatte.

Dem Herzog Johann Corvin die Thronfolge zuzuwenden, war Mathias einziges Trachten. Als er in dem ersiegten Wien (im nämlichen Augenblicke, wie Max auf der Martinswand) mit dem Tode rang, haftete sein Auge unverwandt auf dem einzigen Sohne seiner Liebe. Nur ihm galten die letzten vergeblichen Anstrengungen durch Worte oder Zeichen, an die versammelten Großen zu sprechen. — Reiches Besitzthum, hohe Würden, feste Burgen, des Reiches Schlüssel, hatte Mathias bei Zeiten in seine

Hand gelegt. Er hieß unter andern Herzog von Liptau. — Unter dem übrigen Gut erglänzte das trotzige Bajmotz. Auf steilem Berge schaute es weit hinaus in das Land. Dem Fuß seiner Felsen entsprudelt eine heilende Quelle, zu den schon seit grauen Zeiten von Ferne die Kranken wallten, um Heilung zu finden.

Den Greisen Raphael Maythényi hatte das Alter gezwungen, die Hut der Burg aufzugeben, die er seit manchem Jahr unter vielen Gebietern geführt. Da setzte Herzog Johann Peter Poky, einen gefürchteten Kriegsmann, auf Bajmotz, daß er dies Kleinod ihm wahre. Aber Poky war ein rauher Mann, im Herzen wohnte ihm verzehrender Golddurst. So umschanzt hatte ihn das Metall, daß jegliches Flehen und Klagen ungehört vor seinem Ohre verhallte. Er begann rund umher das Volk zu bedrücken und mehrte alltäglich von dessen Schweiß seinen funkelnden Mammon. Der Bedrückungen ungewohnt, erhob das Volk laute Klagen, und als, da diese nichts halfen, einige der Kühnsten äußerten, sie wollten wohl weiter Abhülfe finden, ließ er diese ihre Vermegenheit bei Molchen und Unken in dumpfen Kerkern büßen. Alles Gut der Widerspänstigen erklärte er für verfallen,

da lähmte ſtarres Entſetzen die übrigen ſchweigend unter dem Joche.

Täglich entglomm in Poky's Bruſt der Goldesdurſt höher und höher, doch wollten die Quellen in eben dem Verhältniß ſich nicht mehren, da ſchloß er endlich den Heilbrunnen ein, und mit ſchwerer Steuer nur konnte von nun an der Unglückliche Labung ſich holen, dem ſie ſonſt aus der königlichen Hand der Natur frei und unbeſchwert gefloſſen. Der friedliche Ort, der ſonſt nur frommen Dank und ſegnende Wünſche gehört, erſchallte jetzt von Klagen und tauſendfachen Flüchen, die alle, gleich Geiſtern des Abgrunds, an Poky's Namen ſich hingen, um ihn nieder in den Pfuhl der Verdammniß zu ziehen. Doch wie der Metalldurſt, je mehr er befriedigt wird, nur deſto höher entflammt, alſo begann in Poky's ungeſättigtem Buſen frevles Gelüſt ſich zu regen, nach den Burgen und nach den Dörfern, den Bergen und Thälern, die vor ſeinen Blicken ſich dehnten und denen er bloß Hüter war, und gerne Herr und Eigner geworden wäre. —

Bald erwuchs die Begier zur That. Er ließ zwei Mörder vor ſich kommen und bot überreichen Lohn, ſo ſie ſeinen Herrn meuchlings aus dem Wege räum-

ten! Da nahte die Rache, die ſeiner lange verſchont. Einſt ſtand er auf dem Söller und ſchaute mit behaglichem Sinn hinaus in die reiche Landſchaft, die im Abendglanz zu ſeinen Füßen ſich dehnte, und die er bald *ſein* zu nennen wähnte, da wankte auf Krücken ein Greis heran und hob flehend die Stimme, der Gebieter möge die Steuer ihm erlaſſen. Arm ſei er und von ferne hergewandelt, den wundenbedeckten Körper mit dem heilenden Naß zu tränken. Verſchmachten, vergehen im Mangel und in den Schmerzen ſeiner Gebrechen ſei ſein Los, denn nimmer könne er heim, wenn ihm Poky nicht Gnade erwieſe. Mit rauhen Worten wies Peter den Unglücklichen von dannen, da hob dieſer nochmals die Stimme und flehte um *Erbarmen*, ſo wahr *er ſelber* einſtens auf Erbarmen hoffe. Unter gräßlichen Flüchen donnerte ihm Poky zu, er wolle kein Erbarmen vom Himmel und keines mit ihm haben, zugleich gebot er, gegen den Greis die wilden großen Hunde loszulaſſen, auf daß ſie den Überläſtigen in Stücke zerriſſen! — Urplötzlich warf der Unglückliche die Krücke von ſich. Schimmer umſtrahlte ſeine Geſtalt, zum rollenden Donner wurde ſeine Stimme und er begann: »Du ſtehſt am Ziele. Verſiegen ſoll die Quelle deiner

des Armen. Noch einmal flammte das Brandmahl hoch auf, um nimmer wieder zu kehren.

Der Vater ſtarb in Venedig, die Schätze blieben der hohen Signoria, der Sohn eilte ins Vaterland zurück.

Peter Erdödy hat von dem an oft über die feindliche Übermacht glorreich geſiegt. Oftmals ward Er als Held bejubelt und als Retter begrüßt. Er iſt da geſtanden inmitten der raſenden Schlacht, als der Schlachtengott, und ſein hoher und ſicherer Blick hat die Mitſtreiter niedergeworfen, ohne Beſchämung, ohne Neid. Sie haben ihren Herrn erkannt, wie man ohne Wehe, zu unendlicher Luſt, in Freud und Leid für immer und ewig die Herrinn erkennet. — Er aber, feurig und düſter, wild und mild, hat den Herzen, wo ſie zu ihm ſprachen, Herz und Hand geboten. Lobpreiſungen einer Vollendung, wie ſie hier unter dem Monde doch nirgend gefunden wird, wies er ernſten Unwillens von ſich. — Galt aber ſolche Überſchätzung und verblendete Zuverſicht andern, ſprach er immer in Erinnerung voll Demuth und Wehmuth das nämliche, weltgeſchichtliche Wort: »Liebe Brüder! Wer da ſtehet, ſehe wohl zu, daß er nicht falle!!«

# Das ſteinerne Geld.

Einer der glorreichſten Namen in dem heldenreichen Ungarn, der Corviniſche, war in einem Kind der Liebe entſtanden und untergegangen; dem großen Gubernator, Johann Huniady, hatte König Sigmunds Aufenthalt in des Hatzegerthales romantiſcher Einſamkeit bei Eliſabeth Morſinai das Leben, — jener königliche Ring, der ſchwangern Geliebten zum Wahrzeichen geſchenkt, hatte ihm reichen Adelsbeſitz, — jener Rabe, der auf der Reiſe im Walde dem kleinen Johann eben jenen glänzenden Ring entführt, und den der Oheim Kaspar Morſinai noch glücklich erlegt hatte, das Wappen und den Zunamen Corvin gegeben.

Noch war der große Gubernator kaum zur Gruft gelangt, noch ſeit ſeinem herrlichſten Sieg über den Eroberer Conſtantinopels wenige Monden verſtrichen, und Ladislav's, des ältern Sohnes, Haupt war unter dem Schwert des Nachrichters gefallen. Der

jüngere, Mathias, kaum sechszehnjährig, seufzte im Gefängniß zu Gutenstein. — Noch ein Jahr und er stieg aus dem Kerker auf Ungarns Thron und hat ihn bis in's vierte Jahrzehend also behauptet und also verherrlicht, daß der Corviner Name ewig in der Geschichte, — »Königs Mathias Gerechtigkeit!« aber annoch in des magyarischen Volkes Lied und Sprichwort lebt.

Aus mehreren Ehen kinderlos (so wie jener gleichgeartete letzte Babenberger Friedrich der Streitbare) ruhte aller Eigensinn der Liebe Mathias auf dem einzigen außerehelichen Sohne, Johann Corvin, den ihrem schönen, hochgesinnten, unwiderstehlichen König eine ungarische Edelfrau geboren hatte.

Dem Herzog Johann Corvin die Thronfolge zuzuwenden, war Mathias einziges Trachten. Als er in dem ersiegten Wien (im nämlichen Augenblicke, wie Max auf der Martinswand) mit dem Tode rang, haftete sein Auge unverwandt auf dem einzigen Sohne seiner Liebe. Nur ihm galten die letzten vergeblichen Anstrengungen durch Worte oder Zeichen, an die versammelten Großen zu sprechen. — Reiches Besitzthum, hohe Würden, feste Burgen, des Reiches Schlüssel, hatte Mathias bei Zeiten in seine

Hand gelegt. Er hieß unter andern Herzog von Liptau. — Unter dem übrigen Gut erglänzte das trotzige Bajmotz. Auf steilem Berge schaute es weit hinaus in das Land. Dem Fuß seiner Felsen entsprudelt eine heilende Quelle, zu den schon seit grauen Zeiten von Ferne die Kranken wallten, um Heilung zu finden.

Den Greisen Raphael Maythényi hatte das Alter gezwungen, die Hut der Burg aufzugeben, die er seit manchem Jahr unter vielen Gebietern geführt. Da setzte Herzog Johann Peter Poky, einen gefürchteten Kriegsmann, auf Bajmotz, daß er dies Kleinod ihm wahre. Aber Poky war ein rauher Mann, im Herzen wohnte ihm verzehrender Golddurst. So umschanzt hatte ihn das Metall, daß jegliches Flehen und Klagen ungehört vor seinem Ohre verhallte. Er begann rund umher das Volk zu bedrücken und mehrte alltäglich von dessen Schweiß seinen funkelnden Mammon. Der Bedrückungen ungewohnt, erhob das Volk laute Klagen, und als, da diese nichts halfen, einige der Kühnsten äußerten, sie wollten wohl weiter Abhülfe finden, ließ er diese ihre Vermegenheit bei Molchen und Unken in dumpfen Kerkern büßen. Alles Gut der Widerspänstigen erklärte er für verfallen,

irre und ſchäume und tobe der mächtige Waldſtrom auch immer, nimmer kann man dem Zürnenden zürnen, wenn er oft, nur mit äußerſter Gewalt, ſich zwiſchen himmelanſteigenden Felsblöcken den ſchmalen Durchgang brauſend erzwingt.

Eine ſolche Stelle zeigt ſich unter andern an den Grenzmarken der Trentſiner Geſpanſchaft gegen die Thurotz. Zwei mächtige Felswände drängen ſich ganz nahe aneinander und kaum begreift man, wie ſich die Wogen hier einen, wenn auch noch ſo ſchmalen Durchgang gebrochen. — Die von ſchwarzem Nadelholz finſter umlockte Scheitel dieſer ſtarren Rieſenhäupter krönten einſt ſturmfeſte, trotzige Burgen, ſich ſo nahe, daß die eine über den toſenden Abgrund hinüber mit einer Feldſchlange die andere gar leicht erreichen konnte. Oft waren Erb- und Ahnenfeinde die Beſitzer. — Strecſen und Owár ſind auch jetzt noch, da ſie längſt in Schutt und Trümmer geſunken, nicht unbekannt, nicht unberühmt in der Umgegend, als die Hauptſitze anſehnlicher Güter, die dieſen mächtigen Schlöſſern huldigend, als Zugehörden auch von ihnen benannt wurden.

Strecſen war in den unruhvollen Tagen der Ferdinande, ein Eigen Franzens Weſſe-

lényi von Hadad, der in der Jugend und im früheren Mannesalter, da er noch wenig Anderes sein nennen mochte, als einen altadeligen Namen und sein gutes Schwert, alldort wohnte.

Durch des Kardinal-Primas, Peter Pázmán, Feuereifer, ein zwanzigjähriger Götterjüngling, zum Übertritt vom reformirten Bekenntniß zum Glauben seiner Väter bestimmt, mit Schönheit und Stärke, mit List und Kriegesmuth gerüstet, ein unbändiges Blut in den Adern, im Haupt die größten Entwürfe, einen ungeheuren Trieb raschen Wirkens durch große Mittel in der ewig bewegten und dennoch verschwiegenen Brust, Jahr aus Jahr ein auf flüchtigem Rosse wider den türkischen Erbfeind im Kampfe, Berge und Auen und einsame Wälder und gesellige Burgen vorüberfliegend, suchte Wesselényi allmälig, — (die ersten Schritte sind immer die schwersten) einen festen Grund und Schlußstein weiteren Emporsteigens. — Den fand er bald in einer reichen Heirath, in der engen Verbindung mit einem angesehenen Hause. — Glühende Rosen wollte er seinen frühen Lorbern gesellen.

Als Feldoberster zu Filek hatte der mächtige Thomas Bosnyák, ein wider die Türken sieg-

erprobter Kampfesheld, geehrt an Ferdinands Hofe, in Ungarn geliebt und gepriesen, eine längere Reihe von Jahren mit dem Ruhme seines Namens erfüllt. Doch dieser Name reifte mit ihm dem Grabe entgegen. Aus zwei Ehen war kein Sohn ihm geblieben, wohl aus der ersten drei liebliche Töchter, denen einst all sein großes Besitzthum heimfallen sollte.

Hierher wendeten sich des jungen Wesselényi Blicke. Des greisen Bosnyak und des kühnen Jünglings feurige Augensterne, treue Hände und freudige Herzen begegneten sich, hielten sich fest, ließen sich nimmer. — Bevor sie Wesselényi noch gesehen, war ihm Sophie, die älteste Tochter, durch des Vaters ernsten Willen zugesagt, und solchem Willen für das ganze Leben sich zu fügen, war in jenen sturmerregten Tagen der zarten Töchter dunkles Los und unterwürfige Sitte. — Doch zündete bei der Anwerbung des schönen feurigen Helden, der ersten Liebe heiliger Götterstrahl, die einer milden Neigung, wie die Blumen des Sonnenlichtes bedürfende Engelsseele. — Der Kindheit eintönige Wünsche schwanden wie Seifenblasen auf Einmal alle. Ein plötzlicher Frühling duftete und

blühte in dem frommen warmen Herzen. Vor der eigenen Liebe zaghaft erröthend, durchzitterte die Holde ein einziger freudig-süßer Zweifel, wie das Wanken der Schatten, wie Waldesrauschen, wie der Gießbäche fernes Gespräch. — Kaum wagte sie's zu athmen, zu schauen, zu fühlen, denn ihr Alles war auf Einmal sein geworden, so wähnte sie, sei auch die Luft sein und das Licht sein und alles Leben!

Auch Wesselényi war einen Augenblick im Innersten mächtig ergriffen. Selbst eine rauhere Heldenbrust widersteht sehr schwer dem Maigeschenk der Liebe. — Nur wer geliebt wird, sollte den Himmelsklang: »mein« aussprechen, der Sieger nicht und nicht der Reiche, auch nicht der Künstler und nicht der Wissende! — Dein und mein sind die Angeln, die beide Welten bewegen und das erste schüchterne: »unser« ist ein Geheimsiegel der Himmel. — — Sophiens liebe Verwirrung, das süße Ringen jungfräulicher Unschuld mit der willkommenen Übermacht der Liebe, dehnten und weiteten sein stolzes Herz, — und Beider Flammen brannten zusammen; seine, wie aus dem Dunkel die rothe Fackel glüht; ihre, wie dem weißen, milden Mondlicht die Blumen stärker duften und der Thau-

tropfe voller erglänzt! — Alles klagte über Strecſens einförmige Einſamkeit, man ſei ja wie außer der Welt! — Sophien war dieſe Einſamkeit ein theures Glück, ihre Welt war Er.

Die Liebe der Witwe des ſiebenbürger Fürſten, (einſt Gegenkönigs) Bethlen Gabor, Katharina, Prinzeſſinn von Brandenburg, zu Stephan Csaky, — Guſtav Adolph's beſtändige Aufreizungen Georg Rákotzy's, — des letzteren Feindſchaft wider die Bethlens, — des Palatins Eßterházy üble Laune — und die öftere Türkengefahr bewegten Ungarn in dieſen Jahren. — Oft riß ſich Weſſelényi aus den Armen der ſanften Sophie. — — Lieben, wachen, weinen, beten, war ihr Thun. Sie hatte in den froh verfloſſenen Jahren zwei Mutterfreuden erlebt. Um ſo inniger hing ihr Herz an dem, in's wilde Leben ſtracks hinausſtürmenden Gemahl, der anfangs immer ein unverändert Herz mit heimzubringen ſchien.

So blieb es aber nicht immer. — Aus Weſſelényi's dunkelm, wildem Auge glühte eine verzehrende Sehnſucht, dem Waldbrande gleich, der, wenn jeder Baum ſchon verbrannt iſt, noch in den Wurzeln unter der Erde wüthet. — Sein ſtundenlanges träumeriſches Schweigen glich eines fernen Waſſer-

ſturzes kaum mehr hörbarem Fall; manch plötzlich raſches Wort, dem räthſelhaften Donner im heitern Himmelsblau. — Sophie verdoppelte ihre Zärtlichkeit und die Wolken an ſeiner Stirne verfinſterten ſich nur deſto mehr; er wollte fliehen und blieb wie angewurzelt. Eine Höllenangſt durchzuckte ihn, wenn die Arme der holden Frau ihn umwanden. Schon ihren Tritten erbebte er, gleich einem ſcheuen Reh. — Seiner Kinder Lallen ſcholl ihm furchtbar — und als Sophie einſt mit ſüßen Worten ihr vergebliches Liebesflehen beklagte, brach der Gewaltige, an allen Gliedern zitternd und auf den kalten harten Boden hingeſtreckt, in einen Strom von Thränen aus. — Aber ſie linderten nicht. Die Bruſt war ihm zu — und ſein Mund blieb verſchloſſen. — Als er ausgebebt hatte und ſich allein ſah, ſchritt er geſenkten Blickes zur Burg hinaus, befahl, ihm ſeinen alten Emerich mit dem ſchnellen Barberroß nachzuſchicken und bot, bis dieſer mit ein Paar Knechten, mit Roſſen und Waffen herbeiſprengte, vom Toben der Elemente, wie gelüftet und gelezt, den heißen Kopf, die zerriſſene Bruſt, unbedeckt, den Blitzen und den Strömen des Himmels dar, ſchwang ſich auf's Roß und ritt, wie von ſeinem böſen Engel fortgeriſſen, ſporn-

ſtreichs davon. — Sein Geiſt ſtrebte nach Hoheit, nach Beſitz, nach Gewalt. — Sophiens zärtliche Liebe war ihm noch Froſt. Er bedurfte einer irdiſcheren Flammenbruſt, Glut in Gluten unterzugehen und ſich wechſelſeitig zu verzehren.

Sophie war betrübt bis in den Tod. — Doch nicht den Gatten klagte ihre tiefe Herzenswunde an. Mild gegen den Geliebten, gegen den Vater der engelſchönen Kinder, die ſie ihm geboren, ſtrenge gegen ſich ſelbſt, durchforſchte ſie jeden Tag und jede Stunde, jeden Schritt und jedes Wort, einen Fehler (unwillkührlich zwar und unbewußt) zu ergründen, der des Gemahles Tiefſinn verſchuldet, der ſeine Neigung ihr entzogen habe? — Umſonſt! — Einſam, die ſchönen Hände in den Schooß, den feuchten Blick zur Erde geſenkt, aufgelöſt die langen güldnen Flechten, die Weſſelényi in den Stunden des erſten Minneglückes oftmals trunken als einen unauflöslichen Knoten um ſeinen Hals und Arm geſchlungen, mit wehmüthigem Lächeln vor ſich hinſtarrend, ſaß ſie oft ſtundenlang, aber ein Ruf, ein Liebesblick, ein Küſſen und Koſen der Kinder, nahm den Stachel aus der Seele, den Schmerz aus dem Herzen, goß ihn aus in brünſtigem Gebet.

Weſſelényi war bei der Wiederkehr gefaßter, gehaltener. Noch wetterleuchtete es in ſeinem Innern, aber es erfolgte kein Ausbruch. Deſto entſchiedener war er für Sophien durch und durch erkältet und erſtorben. — Achtungsvolle Höflichkeit, ſanften Anſtand ſchien ihm ſein Gewiſſen ſtrenge zu befehlen, aber ihre Nähe machte ihn unruhig und unglücklich. — Wo man innig geliebt hat und nicht mehr liebt, ſollte man auch nicht mehr leben! Man hat ja dann ſich ſelbſt überlebt! —

Hätte Sophie auf Strecſen nicht beinahe in undurchdringlicherer Einſamkeit gelebt, als einſt Genovefa in dichteſter Wildniß, ſo wäre auch ihr kein Geheimniß geblieben, was aller Welt längſt keines mehr war. Weſſelényi, der feurig ſtolze Kriegesheld, ſchmachte in den Banden eines ſtolzen Weibes! In dem Liebestrank, den ſie ihm zugebracht, habe ſie das Mark ſeines Daſeyns ausgetrunken. — Sein Gehirn glühe, Fieberhitze durchzucke ſeine Adern, ſein Herz brenne, ohne zu verbrennen. Er lebe ein beſtändig Sterben, ohne zu erſterben. Gleich der Windesroſe folge Er ihren Augenwinken, ihre Nähe labe und verzehre ihn zugleich! — Doch ohne ſie zu leben — ſei ihm unmöglich, der Kopf wüſte, das Herz

verdorrt, alle Lebenskraft weggegoſſen! — Der ewig Bewegte, der nie Befriedigte bringe jetzt Stunden und Tage damit hin, zu ihren Füßen, an ihren Blicken zu hangen, ihren Bewegungen zu folgen, ihre ungebornen Wünſche zu erſpähen, verlebe Wochen im Schweigen und in müßigen Träumen von ihr! — Wie ſie die Augen von ihm wende, wie ſie den Fuß aus dem Gemache ſetze, wähne er die Himmelspforte vor ihm zugeſchlagen und ſich zähneklappernd und verzweifelnd draußen in der ewigen Finſterniß! — Die anmuthſtrahlende Zauberinn, ihren Sklaven durch Furcht und Hoffnung, durch herriſche Launen und durch unterwürfige Zärtlichkeit, durch Gunſt und Strenge nun anziehend, nun zurückſtoßend, laſſe ihn ſogar mit gräßlichen Gedanken gierig ſpielen, wie Kinder mit dem Meſſer, mit dem Gedanken der Trennung von Sophien, des Abfalls vom Glauben, der Wiederkehr zur abgeſchwornen Lehre, um der erſten Ehe Überdruß zu löſen, um die erſehnte zweite anzuknüpfen! —

Noch war dieſes von warnender Schweſterhand an Sophien geſchriebene unheilsvolle Blatt nicht zu Ende, als es der Herrinn heftig zitternden Händen entflatterte. — Langſam, wie ein fliehendes Glück,

das noch zum ewigen Abſchiede Zeit laſſen will, ſank es zur Erde. Schneller war in ſchmerzlicher Ohnmacht, auf ferner einſamer Kammer vergehend, Sophie ihm nachgeſunken, das Herz dicht an dem Briefe zuckend, wie an dem Mordſtahl die Todeswunde! — In's Leben und Bewußtſeyn zurückgekehrt, ſchaute ſie wie in eine höher und höher gegen ſie heraufſteigende Flut des Verderbens. Ringsum überall nur ſchwarze Wolken und kaltes Gewäſſer. — Ihr Blick fiel auf den Gekreuzigten. Sie ſank nieder vor dem erhabenſten Bilde des Liebens und Leidens und in heißen Thränen löſte ſich allmälig der ſtumme, ſtarre, unendliche Schmerz, den ſie nicht ausſprechen, nicht einmal ahnen laſſen durfte vor ihren Kindern, vor ihren Frauen. — Wie dem Irdiſchen bereits entrückt, umgab ein höherer Glanz ihre holden Züge. — Kein Gotteshaus der Umgegend blieb ohne reichere Spende, kein Altar ohne Zierden von ihrer kunſtreichen Hand, — kein Gefangener ohne Troſt, kein Kranker ohne Hülfe, kein Armer ohne Gabe von dieſer »neuen Eliſabeth!«

Ein dunkler Liebeszug kettete Sophien ſchon lange mit beſonderem Vertrauen an die nahe Felskapelle an der Waag, auf einer ſteilen Spitze über den

brauſenden Waſſerſchlund und die gefahrvolle Durchfahrt herabhängend, gegenüber der ſchmalen, unſichern, in die Thurotz führenden Bergſtraße, darum ein Gegenſtand der Bitten und Gelübde der Reiſenden zu Waſſer und zu Lande. — Am ſpäten Abend war ſie einſt vom gewohnten Bittgange zur Mutter aller Gnaden müde und matt zur einſamen Burg gekehrt und entſchlummert, als ſie ſich im Traume noch immer da ſah, woher ſie eben erſt gekommen, in der Felskapelle vor der Hochgebenedeiten. Der Glanz der Himmel und die Harmonie der Sphären verherrlichte die Jungfrau mit ihrem Sohne. Mild und hülfreich ſchien ſie auf die Dulderinn zu blicken und mit jedem dieſer Blicke eine ſchwere Laſt abzurollen von der bedrängten Bruſt.

Sophie erwachte; — ſchaute, fühlte um ſich, ſah ſich in ihrem Schloßgemach, zweifelte an den eigenen Sinnen. Doch raffte ſie ſich augenblicklich empor, im leichten Nachtgewande, mit bloßen Füßen, in der kühlen Herbſtnacht, durch die Finſterniß, durch die heulende Windsbraut und die an den Fenſtern ſich kündenden Regenſtröme hindurch zur Kapelle zu eilen. Nur ein Kreuz hing ſie um den zarten Nacken und ein ſchwacher Stab war in ihrer Hand.

Erſt dem wiederholten, ernſten Befehl der gelieb-

ten Herrinn gehorchten die erſtaunten und beſorgten Wächter, Thor und Zugbrücke zu öffnen und ſie — allein — ziehen zu laſſen.

Ein ſchmaler Lichtſtreif zitterte durch's Dunkel vor ihr her, ſie fliegt ihm nach, — abenteuerliche Geſtalten ſpuken am Fels und an des Abgrundes Rand, ſie folgt furchtlos, — die Natur iſt in Aufruhr, in ihr war jetzt Friede, — die ſpitzen Kieſel ſaugen der zarten Füße roſiges Blut, das wunde Herz war ihr geheilt. — Hell ſchimmerte die Kapelle ihr entgegen, nun war ſie da, — nun zu den Füßen der Gnadenmutter. — Sie meinte, jetzt habe ſegnend ihre Wunderhand ſie berührt — und die ganze ſchmerzvolle Vergangenheit ſei ein ſchwerer Traum, hinuntergeſunken in's Nachtmeer der Vergeſſenheit.

Wie lange ſie in ſüßer Selbſtvergeſſenheit der Freude und des Dankes an des Altares Stufen gelegen, wie konnte ſie's ahnen? Aus den Glücklichen iſt der Liebende der Glücklichſte und für die Glücklichen iſt keine Zeit, am wenigſten alſo für die Liebenden, denn die Zeit — iſt ja Schranke und Maß! — Über den lichten Morgen erſchrocken, eilte Sophie heim, den freudig aufſchreienden Dienern begegnend, die dem Verbote

zuwider, der greiſe Kaſtellan, als die Herrinn länger ausblieb, ängſtlich nachgeſendet, und die ſie überall geſucht, nur da nicht, wo ſie war. — Wenige Stunden waren verfloſſen, ſeit Sophie in die Burg zu den lieben Kindern im Morgenroth der Hoffnung rückgekehrt war, als Strecſens Gewölbe von dem Freudenrufe tönten, »der Herr, der Herr, unſer Herr iſt wieder da!« — Der böſe Zauber ſchien wie durch ein Wunder gelöſt, die Binde von Weſſelényi's Augen gefallen. Innige Erkenntniß und Reue hatten ihn zurückgeführt, hatten Frieden und Liebe zurückgeführt.

Alle Jahre feierte Sophie den Tag ihrer Erhörung. Dasſelbe Kreuz an der Bruſt, denſelben Stab in der Hand, in demſelben Gewande, — die Sohlen aus den Schuhen geſchnitten, pilgerte ſie zu der mit den herrlichſten Gaben geſchmückten Felskapelle an der Waag. — Von nah und fern nahten ſich Dürftige, reiche Spende zu empfangen. — Sie machte aus dieſem Jahrestage der Andacht und Wohlthätigkeit eine förmliche Stiftung.

Die Burg Strecſen und die Felskapelle an der Waag wurden in den Tökölyſchen Unruhen zerſtört, unter Schutt und Trümmern ſuch-

ten Greiſe und Kinder, Mann und Weib ängſtlich den Leichnam der Heiligen des Ortes, der theuren Wohlthäterinn Sophie. — Er wurde unbeſchädigt aufgefunden und war unverſehrt. — Der Ruf deſſen breitete ſich durch die Gegend. Es geſchah ein großer Zulauf des Volkes. — Man brachte den Leichnam in die Kirche des nahen Dorfes Teplitz, wo er in einer Seitenkapelle noch ruht. — Das Volk wallfahrtet ſeitdem dahin und betet an Sophiens Sarge um Zeichen und Wunder. — Der Küſter öffnet den Sarg auf Jedermanns Verlangen und man erblickt den vollkommen unverſehrten Leichnam in einem ſchwarzen Taffetkleide, das jedes dritte oder vierte Jahr erneuert wird. — Darüber hängt ihr Bildniß mit einer einfachen Inſchrift.

Drei und zwanzig Jahre hat Franz Weſſelényi Sophien Bosnyak überlebt. — Sieg und Waffenruhm und Gut und Glück, Ehren und Würden haben erſt ſeit ihrem Hinſcheiden recht bei ihm eingekehrt, aber der Schutzengel ſeines edleren Selbſt war mit ihr zum verwandten Himmel entflohen.

# Die Brautwerbung.

Der dreißigjährige Krieg wüthete in Deutschland mit allen seinen Schreckniſſen; die Schweden, den Tod ihres großen Königs zu rächen, hauſeten mit einer Grauſamkeit, die, bis auf die ſpäteſten Zeiten zum Sprichwort geworden, nur durch die zügelloſen Räuberhorden der Tyrannen unſerer Zeit übertroffen ward. Die Völker durch Meinungen beirrt hingen nur mit loſen Banden an ihren Monarchen; dieſe, ſämmtlich in großen Streit verwickelt, bald Sieger, bald Beſiegte, von dem unbeſtändigen Schickſal hin und her geworfen, ſahen ſich bald ihren Feinden zur nahen Beute hingegeben; da ſtarb Ferdinand II. und hinterließ ſeinem älteren Sohn ein von allen Seiten bedrängtes Erbe. Schwerlich würde er dieſes in ſeiner ganzen Ausdehnung zu erhalten vermocht haben, wären nicht kurz vorher die Religionsunruhen in Ungarn beigelegt, und mit den Türken Frieden geſchloſſen worden. Doch war hierdurch das Feuer nicht gelöſcht, ſondern nur

zum Theil gedämpft, denn obwohl zwar den Protestanten einige Freiheiten eingeräumt wurden, so glaubten sie doch bei weitem zu noch größeren Forderungen berechtiget zu seyn, besonders da sie durch die Fortschritte ihrer bewaffneten Glaubensbrüder in Deutschland ermuthiget wurden. Je weiter diese um sich griffen, desto lauter äußerte sich das Mißvergnügen, und bald konnte man einem neuen Ausbruch mit trauriger Gewißheit entgegensehen.

Georg Rákotzy der ältere, dem nach Bethlens Tode die Wahl der Stände, oder vielmehr seine tief versteckten und schlau durchgeführten Machinationen, auf den siebenbürger Herrscherstuhl emporgehoben hatten, sah diesem sich zusammenziehenden Ungewitter mit heimlicher Freude zu. Sehr richtig hatte er berechnet, daß man seiner, falls es zwischen den Protestanten und dem Kaiser zum offenen Bruche kommen sollte, nicht würde entbehren können, und daß sich alsdann, wenn nicht das Projekt seines Vorgängers auf die ungarische Krone erneuern, doch wenigstens ein bedeutender Zuwachs an Gebiet erobern ließ. Doch seine Politik in das tiefste Geheimniß hüllend, nahm er noch gar keinen offenbaren Theil an der dumpfen, sich schon hie und da äußernden Gährung, sondern suchte

ſie nur auf allen ordentlichen Wegen zu nähren. Noch ſchien ihm nicht Zeit, loszubrechen, denn ein großer Plan, nicht bloß ein vorübergehender Aufſtand, ſollte ausgeführt werden, und hierzu waren mächtige Verbindungen nöthig.

Der Tod des türkiſchen Sultans Amurath (1639), mit dem die Unterhandlungen bereits ziemlich weit gediehen waren, verurſachte einen etwas längeren Aufſchub, beſonders da ſein Bruder und Nachfolger Ibrahim genug zu thun hatte, um ſich auf dem Throne zu erhalten, und daher zu auswärtigen Unternehmungen weder Luſt, noch Zeit oder Kraft hatte. Endlich ward mit dieſem, und zugleich mit den mächtig vordringenden Schweden ein Bündniß geſchloſſen, Truppen angeworben, Kriegsbedürfniſſe aufgehäuft, Einverſtändniſſe in mehreren wichtigen Städten und Schlöſſern eingeleitet und alles zum großen und wichtigen Schlage vorbereitet.

Nun trat Rákoßy im Jahre 1644 öffentlich als Vermittler zwiſchen den bedrückten ungariſchen Proteſtanten und dem Kaiſer auf, der nur nothgedrungen, und auf vieles Bitten dieſes Geſchäft übernommen habe, und überſchickte Ferdinanden Vorſchläge, die dieſem durchaus nicht annehmbar ſchienen. Kaum war

die abschlägige Antwort in Siebenbürgen angelangt, als der Fürst ein Kriegsmanifest erließ, indem er sich zum Beschützer des Glaubens aufwarf, alle Gleichgesinnten zur thätigen Mitwirkung zur Erkämpfung ihrer Rechte, die zu verfechten er das Schwert ziehe, aufforderte, und seinen Worten durch eine Armee von 22,000 Mann, mit der er sogleich in Ungarn einfiel, den gehörigen Nachdruck gab.

Ferdinand in Deutschland vollauf beschäftiget, konnte dem plötzlich andringenden Strom nur eine schwache Macht unter der Anführung des tapferen Palatins Niklas Eßterházy entgegen setzen, der nicht zu verhindern vermochte, daß im ersten Anlauf, Tokay, Kaschau, Eperies, Leutschau, Neusohl, Schemnitz und mehrere andere feste Städte und Schlösser verloren gingen. Muranyi, die wichtigste Veste, nicht bloß der Gömörer Gespanschaft, sondern beinahe von ganz Oberungarn, im Besitz der Maria Szétsi, des Stephan Bethlens hinterlassener Witwe, öffnete die Thore, und nahm die Rákotzy'sche Besatzung auf, so daß sich nun die siebenbürgischen Völker weit im Lande ausbreiten und eine große Anzahl Mißvergnügter an sich ziehen konnten, mit denen vereint sie Furcht und Schrecken beinahe bis gegen Preßburg zu verbreiteten.

Doch nun vermehrten ſich auch die Streitkräfte des Kaiſers, und dem raſchen Vordringen ward durch den Palatin und ein zweites Heer unter General Buchheim ein ſtarker Damm entgegengeſetzt. Einige glückliche Gefechte zwangen Rákoczy ſich zurück zu ziehen, und einen großen Strich Landes, eben ſo ſchnell verloren als es gewonnen war, ſeinen Gegnern Preis zu geben, mit Ausnahme der feſten Plätze, die mit ſtarker Beſatzung verſehen wurden.

Hierher gehörte das eben erwähnte Muranyi, dem der wohlerfahrne Feldherr, die ungemeine Wichtigkeit des Platzes wohl einſehend, ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit ſchenkte, und es deshalb mit dem Kern ſeiner Truppen beſetzte. Allein mehr noch als auf dieſe, konnte er ſich auf die Eigenthümerinn, die ſich die Kommandantenwürde nicht nehmen ließ, verlaſſen.

Dieſe hochherzige Frau, die älteſte Tochter Georg Szétſi's, eines der erſten Helden ſeiner Zeit, doch auch die letzte ſeines angeſehenen Geſchlechtes, hatte die großen Eigenſchaften ihres heldenmüthigen Vaters geerbt. Die Natur ſchien ſich geirrt zu haben, indem ſie für eine kräftige männliche Seele einen weiblichen Körper ſchuf, gleich als hätte ſie im unentſchloſſenen Schwanken, ob ſie einen ſo berühmten Heldenſtamm

erlöschen lassen sollte oder nicht, durch einen halben Willen für beides, ein Zwittergeschöpf hervorgebracht! Muth, Entschlossenheit, Tapferkeit und ein unbeugsamer glühender Freiheitssinn, waren die Ideale höchster Vollkommenheit, die ihrem furchtlosen Geiste unaufhörlich vorschwebten, und die zu erreichen all' ihr Streben war, sollte sie auch darüber die Grenzen zarter Weiblichkeit überschreiten. Ein starker und doch reizender Körperbau begünstigte diese Gesinnungen nicht wenig, und gab die Möglichkeit, den Willen zur That werden zu lassen.

Kaum über die ersten Kinderjahre hinaus, zeigte sich die feste, männliche, mit ihrem Geschlechte in seltenem Widerspruche stehende Meinung für jede Kraftäußerung, und nicht Drohungen der Ältern, nicht ein langwieriger Kerker konnten ihr den ungeliebten Gemahl aufdringen, wohl aber die eindringenden, flehenden Bitten des Vaters, jenes Mannes, der nie gebeten hatte.

Bei dem Ausbruche dieses Krieges war Marie bereits Witwe, und durch den schon einige Jahre früher erfolgten Tod ihrer Ältern im Besitze der festen Burg Muranyi, sammt der sehr beträchtlichen dazu gehörigen Herrschaft. Eifrig dem evangelischen Glauben

zugethan, hatte sie Rákoczy's Partei mit allem Eifer ergriffen, und ihm freudig die Thore geöffnet; auch nun bei seinem Rückzuge nahm sie willig seine Truppen zur Verstärkung der eigenen Besatzung auf, und rüstete sich auf das thätigste zu einem kräftigen Widerstande. Selbst den Oberbefehl führend, mit männlichen Kleidern angethan, die Brust durch den Stahlpanzer verwahrt, den Kopf mit dem Eisenhelme unter hoch wallenden Federn bedeckt, an der Seite ein mächtiges Schwert, so erschien sie, wie Pallas Athene schön und furchtbar anzusehen, in der Mitte der versammelten Krieger, durch feuerentflammte Worte den Muth der Tapferen zur Begeisterung zu erheben, denn ferne Staubwolken verkündeten das Anrücken des Belagerungsheeres.

Der Palatin Eßterházy war nämlich mit der Hauptmacht dem sich zurückziehenden siebenbürgischen Fürsten nachgefolgt, und sendete gegen die Veste Murányi einen starken Heerhaufen unter Franz Wesselényi, der sich durch manche ritterliche That die Sporen ehrenvoll verdient hatte, und später (1655) bis zur Würde eines Palatins emporstieg. Mit kluger Vorsicht, der festen Begleiterinn des erfahrnen Kriegsmannes, und sich wohl erinnernd, der hart-

näckigen, mühevollen Belagerung eben dieſer Veſte vor etwa 100 Jahren durch den großen Feldherrn Grafen Niklas Salm, beſchränkte er ſich die erſten Tage ſeiner Anweſenheit bloß darauf, die Felſenburg von allen Seiten zu umgeben, und Kunde von allen Eigenheiten des Platzes einzuziehen.

Ein Abgeordneter, der den Kommandanten aufforderte, kam bald darauf, nicht bloß mit einer ſchnöden Antwort, ſondern auch mit der überraſchenden Nachricht zurück, daß dieſer Kommandant kein anderer als die Herrinn ſelbſt ſei, der nicht bloß ihre eigenen, ſondern auch die Rákoczy'ſchen Völker unbedingt gehorchten. Zwar hatte Weſſelényi die Anweſenheit Mariens in dem belagerten Schloſſe wohl gewußt, doch hätte er nicht vermuthet, daß ſie ſelbſt ſo thätigen Antheil an dem Kriege nehmen würde. Sein Ehrgeiz fühlte ſich auf das dringendſte aufgeregt, alles Mögliche anzuwenden, um den Schimpf nicht zu erleben, von einem Weibe beſiegt zu werden.

Die Kriegsmaſchinen fingen nun an, rund herum ihr verderbliches Geſchoß gegen die Mauern zu ſchleudern, doch ſchienen ſie nur zu ſpielen, — wie Ezelino in Heinrich Collins herrlicher »Bianca« ſagt — denn unerſchüttert ſtanden in ſtolzer Höhe die feſten

Frau zu ſehen, dahin geriſſen, ſei ſelbſt vor ihr geſtanden, und biete ihr, der Herrlichen, die das Bild ſeiner Phantaſie nicht bloß erreicht, ſondern weit übertroffen habe, willig Herz und Hand zum ewigen Bunde. Überraſcht, doch den Antrag ſeiner Sonderbarkeit wegen, noch mehr aber aus Rückſicht des männlich ſchönen, ritterlichen, nicht unberühmten Brautwerbers, der Beachtung nicht unwerth, ſchwankte Marie lange in ihrem Entſchluß, und antwortete endlich, wolle der Schreiber Antwort haben, möge er ſie ſelbſt holen. Iſt ſeine Geſinnung wahrhaft redlich, Muth ihm nicht fremd, ſo findet er an der Nordſeite der Veſte in der Mitternachtſtunde ein erleuchtetes Fenſter und eine dahin führende Strickleiter, auf der er, jedoch ganz allein, der Entſcheidung entgegen eile!

Nicht ganz nach Wunſch und eben ſo unerwartet wie der Antrag war dieſe Antwort, doch nach kurzer Überlegung war von Weſſelényi der Entſchluß gefaßt, das Wagſtück zu beſtehen. Nur einem einzigen ſeiner Gefährten vertraute er das Geheimniß, Anordnungen treffend für den Fall, daß ihm etwas Menſchliches begegne. Lange ſchon war die Erde in Nacht verhüllt, tiefes Schweigen herrſchte rund um-

her, bloß von den am Wachfeuer verſammelten Soldaten unterbrochen, da erhob ſich der Feldherr leiſe aus ſeinem Zelte und eilte der verhängnißvollen Nordſeite zu. In ſchwindelnder Höhe (hier war der Fels am höchſten und am ſteilſten) ſchimmerte ein kleines Licht, einem leitenden Sterne in düſteren Nebelwolken nicht unähnlich, zu dem ein ſchwankender Pfad aus trügeriſchen Stricken geflochten hinanführte, den ſicheren Tod in unermeßlicher Tiefe dem unvorſichtigen Wanderer dräuend.

Eines unwillkührlichen Schauders konnte ſich unſer Held bei dieſem Anblick nicht erwehren, doch begann er muthig und feſten Schrittes ſeine geheimnißvolle Reiſe und gelangte glücklich — an das bezeichnete Fenſter, und durch daſſelbe mit einem Sprunge in ein leeres, ſparſam erleuchtetes Gemach. Kaum hatte er den Fuß in daſſelbe geſetzt, als er ſich von rückwärts ergriffen, und mit aller Gewalt zu Boden geriſſen fühlte. In demſelben Augenblick ſtürzten mehrere vermummte Geſtalten über ihn her, entriſſen ihm Schwert und Dolch und forderten ſein Wort, ſich ruhig zu verhalten, wofern er nicht geknebelt ſeyn wollte; worauf ſich eine Nebenthüre öffnete und dem Betrogenen ein kleines, feſtes, hoch vergittertes Ge-

den Vollstrecker des grausamen Blutbefehls verkündete. Im kurzen Gebet die Seele dem Schöpfer empfehlend, den Blick voll Hoheit und Würde, schreitet der Muthige mit festem Schritte dem furchtbaren Manne entgegen. Da rauschen faltige Gewänder in Eile durch die Gemächer, und des Schlosses hehre Gebieterinn steht vor Wesselényi's ernst gefaltetem Antlitz.

»Du hast die Probe ritterlich bestanden,« so tönt es aus ihrem lieblichen Munde, »du bist es werth, daß ich dir der Güter höchstes, meine Freiheit zum Opfer bringe. Nur ein großgesinnter Mann durfte es wagen, mir die gebietende Hand zu reichen, darum mußtest du den Muth größer als in der Schlacht bewähren, sollt' ich dir, dem Stärkern mich beugen. Hier meine Hand, und mit ihr diese Veste, die von nun an dein und deines Königs Dienste gehört.«

Betäubt von dem plötzlichen Wechsel der widerstrebendsten Gefühle, sank der Glückliche zu Mariens Füßen. Doch mit männlicher Besonnenheit erinnerte sie ihn, noch sei hiermit nicht alles gethan, denn nicht bloß die eigenen, sondern auch Rákotzy's auserlesene Völker vertheidigten die Burg, und diese würden nur der Gewalt weichend, in Gutem nimmermehr

abziehen. Schnell gebe der Feldherr Befehl, hundert der muthigsten Krieger sollen auf dem ihm wohlbekannten Wege die Burg in aller Stille besteigen, indeß das übrige Heer den Sturm von außen beginne. Mariens ernste Stimme verdoppelte die Eile des Boten, und kaum hatte die Sonne den fernen Horizont überschritten, so war das königliche Heer im Besitze des Schlosses, und die siebenbürgische Besazzung gefangen.

Kurz darauf knüpfte des Priesters Segen jenes unauflösliche Band, das eines der edelsten Heldenpaare beglückt und beglückend vereinte.

# Die Mauerblende zu Budethin.

Wild und reißend ſtrömt die Waag durch den nördlichen Theil der Trentſiner-Geſpanſchaft den Grenzen zu, umlenkt ſchäumend den Fuß des Berges, durch welchen, eine Viertelſtunde weit von Sillein, die Straße nach Trentſin gehauen iſt, und ſtürmt dann mit ſtolzem Trotze zwiſchen rauhem Hochgebirg von den ewig ſchneebedeckten oder von tauſendjährigen Wettern kahlgewaſchenen Häuptern der Arver-Alpen beſtaunt, in das ſich öffnende Thal. Im rechten Winkel ſtürzt ſich am Eingang der Bergebene der verwüſtende Strom Kißutza in dieſelbe. Karg und unſcheinbar rollt bei gewöhnlichem Waſſerſtande dieſer Strom dahin, daß er gar leicht zu Pferd und zu Wagen durchwatet werden kann. Aber wie ſich die Waag erhebt und ihn mit ihren Fluten zu überwaſchen droht, da ſteigt der Eiferſüchtige empor, nimmt alle Mächte des Gewitterregens in ſeinen Bund auf, ſchwillt furchtbar an, und ſchießt, einem Waſſerfalle

gleich, fünf bis sechs Schuh höher als die Waag, in ihr Bereich hinein. Darum heißt auch von diesem gewaltigen Nachbar beinahe das ganze Thal das Kißutza-Thal. Die Bewohner desselben sind arm und ernähren sich fast ausschließend vom Holzhandel. Ihre Tracht besteht in schwarzen Joppen von dem Halena-Tuche, welches sie selbst den schwarzen Schafen abgewinnen. Die Männer sind schön, kräftig gestaltet, hoch, schlank und abgehärtet, rechte Söhne des Berges. Mit unglaublicher Anstrengung und halsbrecherischer Kühnheit zwingen oft die Floßleute über den angeschwollenen Kißutza-Sturz ihr Fahrzeug in die Waag hinab.

Durch zwei Schlösser, welche die Eingänge des Thales hüten und durch die Straße nach Polen und Schlesien, steht die öde vereinsamte Gegend einigermaßen mit Vergangenheit und Gegenwart in Verbindung. Den Berg verlassend, durch dessen Rippen er gebrochen ist, dehnt sich der Heerweg breiter und bequemer aus. Bei Hricso, dessen Burgfels »der steinerne Wundermönch« bedeutsam von jenem Adlerhorst niederschaut, führt er über den Berg Oblazow, in dessen Schluchten ein seltener Kampf der Verzweiflung und Liebe gekämpft wurde.

Kaum ein Paar hundert Schritte von der Straße, wo sie sich über eine Brücke schlingt und dem Städtchen »Sillein« am jenseitigen Ufer zuwendet, steht die Veste Budethin. Aufragend aus der Ebene beherrscht sie die Flüsse Waag und Kißutza, von deren winkelrechtem Zusammenflusse sie auf zwei Seiten umwogt wird. Die dritte Seite schützte vor Zeiten ein tiefer breiter Graben mit Wasser gefüllt, so daß die ganze Burg auf einer Insel stand. Hohe Thürme krönten die starken Mauern des Schlosses. Rechts gegenüber liegt ein kahler, himmelanstrebender Berg, der die Aussicht gegen Westen hemmt und einen Eingang des Thales bildet. In solcher wildschöner Umgebung ruft uns das starke rauhe Schloß die Zeiten der starken rauhen Vorzeit vor's Auge. Die Geister der Ahnherren scheinen über die Zinnen zu schreiten und auf einen hellglänzenden Felsen zu starren, der wohl acht Stunden südlicher emporsteigt und im Sonnenscheine bis gegen Tyrnau hinaufschimmert. Der Fels ist Löwenstein (die Jakusits-Burg), der kühnste Bau im Land umher. — Auf einem Riesenberg erhebt sich ein einzelner Felsblock, um welchen sich in drei Abtheilungen die Burg emporrankt. Aus drei Absätzen bestehend, klammert sich der letzte

derſelben nur an einer Seite an die Felskuppe feſt und ſtreckt die kühnen Glieder frei und weit in die Luft hinaus. Die Farbe der Burg iſt weiß und weiß des Felſens Farbe — darob auch beide den fernen Beſchauern ununterſcheidbar bleiben.

Und die beiden Schlöſſer, Budethin im Thale, Löwenſtein in den Wolken thronend — ſtehen in einer ſchauerlichen Verbindung. Eine Sage, traurig und tief, vereinigt beide im Gedächtniſſe der Thalbewohner auf ewig.

Budethin war der Hauptſitz des weitbekannten Stammes der mächtigen Szuniogh. — Von hier aus beherrſchten ſie viel Land und Leute in der Umgegend. Nicht nur Reichthum und Macht, ſondern die ausgezeichneten Männer, die ihm entſprangen, gaben dieſem Hauſe ſein Anſehen.

Stammherr desſelben war damals der finſtere Ritter Kaspar. Zu den Zeiten der beiden auf Ungarns Throne ſich folgenden Ferdinande, gebot er, allgemein gefürchtet, in jener Veſte. Dem Saale des heimlichen Gerichtes gleich, ſtand ſie einſam und unbeſucht an der Heerſtraße. Niemand pochte an's Thor, der nicht mußte; denn wiewohl der Burgherr ſtrenge Gerechtigkeit übte, war er doch hart und wild; ſin-

ſtere Blicke und Worte um ſich ſchleudernd, unzugänglich jedem Widerſpruche. Oft verließ er ſeine Burg, wenn ihn ſein thatendurſtiger Geiſt hinaustrieb in den Kampf mit den Türken, mit denen ihn die Oberbefehlshaberſtelle auf der Veſte Szendrö und die Obergeſpanswürde des Neograder-Komitates, häufig zuſammenſtoßen ließ. Solche That und Rath erheiſchende Beſchäftigung nahm ſeinen Kopf und Arm unausgeſetzt in Anſpruch. Dennoch konnte ſeine vielfältige Abweſenheit das Hausregiment nicht beeinträchtigen. Die Furcht vor ihm ſchritt, ſein Doppeltgänger, durch alle Gemächer, gebot, ſchuf, forderte blinden Gehorſam, und ſtrafte den Übertreter ſeiner Befehle mit Pein und Tod.

Kaspar erhielt von ſeiner Gemahlinn Suſanne Bánffy von Loſſonz eine Tochter. Als einziges Kind war ſie der Troſt und die Freude ihrer Mutter, der Stolz und das Wohlgefallen ihres Vaters. Sanft und hold in ſeltner Fülle der Schönheit und Anmuth blühte Katharina. Sie war das Bild der Zucht und des Gehorſams, auferzogen in gänzlicher Abgeſchiedenheit und Unkenntniß der Welt, hielt ſie die Mauern der Burg für die Grenzen der Erde; den Willen ihres Vaters für ein heiliges Geſetz, wel-

ches zu übertreten sie gar nie versucht werden könnte. Die Mutter, welcher selten ein freundliches Auge oder ein heiteres Antlitz entgegenlächelte, legte den ganzen Schatz ihrer Weiblichkeit und Liebe in den empfänglichen Busen des Mädchens. Während Kaspar die liebende Hingebung Susannens mit dem barschen Ton eines Gebieters vergalt — verstand Katharina der Mutter leiseste Zärtlichkeit, verstand den unterdrückten Wunsch und die unausgesprochene Sorge. Als vermittelnder Engel stand das holde Töchterlein zwischen der Kraft und der Milde, und zwang selbst den gebräunten, leicht aufflammenden Wangen ihres Vaters, beim Empfange nach langer Entfernung, ein kaum bemerkbares Lächeln und seinen bartumschatteten Lippen ein Paar Worte zufriedenen Wohlgefallens ab, zur Freude der beklagenswerthen Mutter.

Man könnte die Lüfte mit Recht »Verräther der Schönheit« nennen. So einfach auch, so einförmig und jeder Gesellschaft entfremdet das Leben der Frauen in ihrem öden, von einem schwarzen schirmenden Thurme verbauten Gemache auf Budethin war: erscholl dennoch der Ruf von Katharinens wundersamer Schönheit und zarter Milde nah und fern und weckte die Sehnsucht, der Herrlichen zu nahen, im Herzen

manches hohen Jünglinges um so mehr, je größere Hinderniſſe der Erfüllung entgegendräuten. Durch Geburt, Anſtand und Ritterſinn gleich ausgezeichnet, war der zwei und zwanzigjährige Graf Franz Forgáts, aus einem in Ungarns größten Geſchicken hervorleuchtenden Heldengeſchlecht. Vom Freunde geliebt, vom Feinde gefürchtet, geehrt von Beiden, wäre er wohl jedem Vater einer reizenden Tochter ein annehmbarer, ja ein höchſt willkommener Eidam geweſen. Ihn auch zog die Kunde der bezaubernden Blume herbei, die in Budethins düſteren Mauern unverletzlich, wie die Wunderroſe zu Lethra, mit jedem Tage reicher ſich entfaltete. Die Gunſt eines Augenblickes verlieh ihm, wonach er ſich lange umſonſt geſehnt und gemüht — Katharinens Anblick. — Aber wie der Blitz, kaum entriſſen der dunklen Wolke, ſchon zündet und verzehrt: ſo zündete und verzehrte der erſte Blick, herabgeſandt aus ihrem ſchwarzen Auge, das Herz des Jünglinges. Was die innigſte, was die kühnſte Liebe nur fühlen, träumen und wagen kann, das fühlte, träumte und glaubte er wagen zu müſſen, zumal eine lebensglühende Ahnung ihm zuflüſterte, daß auch ihr, der Theuern, der Eindruck nicht entgangen ſei, den ihre nur allzu bald entzogene

Gegenwart auf ihn gemacht. Unbefangen wie sie war, gestand es sich die Jungfrau selbst, daß sie dem Zufalle keinesweges zürne, der ihr den schönen Jüngling so nahe gebracht! —

Forgáts sann nun einzig darauf, wie er sich der Geliebten nähern, sich ihrer Neigung werth machen und versichern könnte, um dann bei dem stolzen Vater ihre Hand zu begehren. — Liebe, Muth und Gold vermögen einzeln viel, vereint Alles. Diese drei Mächte führten den Liebenden zu der Geliebten, bewirkten die Möglichkeit des öfteren Wiedersehens, nachdem sich das Paar verstanden und den Wechselbund geschlossen hatte und bereiteten den Glücklichen manche Stunde verstohlener, doch namenloser Seligkeit.

Der Mutter Katharinens konnte eine solche Veränderung nicht lange unbemerkt bleiben. Das milde Auge der reifen Jungfrau gewann ungewöhnliche Glut. In leichten Wellen kämpfte der Busen mit den Seufzern der Sehnsucht, und die Unbefangenheit, die sich vor der Liebe siegendem Befangen in den letzten Winkel des Herzens zurückgezogen, trat noch einmal hervor und gestand dem forschenden Mutterauge, was es selber längst geahnt. Wie ein Don-

nerſtreich traf die Mutter das Geſtändniß. Urplötzlich erſchien ihr Katharinens junge Liebe wie ein blühender kräftiger Säugling vor der Seele, hinter ihm zwei Geſtalten, die ſich mit aller Wuth des Ehrgeizes und der Verzweiflung um das Kleinod ſtritten, indeß eine dritte mit rollendem Blicke dasſelbe zu faſſen und mit grauſam ſtarkem Arme zu erdrücken drohte. Böſe Ahnung ergänzte des Bildes Hintergrund. Die Ahnung trog Suſannen nicht, oder trog ſie vielmehr, leider! darin, daß die Schrecken der Wirklichkeit jene der Beſorgniß weit überboten.

Großes Glück wählt ſich ſelten einen einzigen Beſitzer. Darum war auch Forgáts nicht der einzige, welcher ſich das Glück, Katharinen ſein zu nennen, erſiegen wollte und zu erkämpfen begann. Stephan Jakuſits, Burgherr des Löwenſteins, ein ältlicher Hageſtolz, der nur mit der Göttinn Victoria Liebſchaft gehabt, wandte ſich, wenig um die Gegenliebe des Burgfräuleins bekümmert, geradezu an den Budethiner Schloßherrn. Erfreut, den Gebieter des benachbarten Löwenſteins zum Eidam zu gewinnen, lud ihn Kaspar, auf ſeine nah bevorſtehende Rückkehr, auf die Brautſchau zu Budethin. Nur zu früh für der Liebenden Glück

kam er diesmal heim. Susanne, die es um der Tochter willen auf sich genommen, Forgátsens Anwerbung in einem günstigen Augenblicke vorzubereiten, brachte dem heimkehrenden Gatten seiner Tochter bestes Gefühl zum Empfange dar. Da zogen sich des rauhen Mannes Brauen buschigter zusammen, seine Stirne schob sich in Runzeln, und mit dräuenden Zornesblicken sprach er die Donnerworte: »Sie solle der Tochter künden, ihr Vater habe ihre Hand bereits vergeben; Gehorsam sei ihre Pflicht, Widerspruch Tollheit; Liebe, die sie ihrem bestimmten Bräutigame schuldig, einem andern gezollt, ihr Verderben.«

Das Gewitter ging vorüber, ausgebrannt war Katharinens Busen und der heftigste Schmerz unterdrückter erster Leidenschaft desselben einziger Bewohner. Durch einen treuen Boten von diesem Vorfalle unterrichtet, wollte Forgáts verzweifeln. Die Furcht Aller vor Szuniogh hatte sich zwischen ihn und zwischen das Ziel seiner Wünsche als unbesiegbarer Hüter gelagert.

Da raffte Katharina noch einmal all ihre Kraft zusammen, um das Letzte zu wagen, worauf sie noch einige Hoffnung gebaut hielt. Sie warf sich mit des Kindes ganzer Gewalt über das Vaterherz, dem fro-

ſtigen Kaspar zu Füßen, umklammerte ſeine Knie, beſtürmte ihn mit Bitten, Thränen und Beſchwörungen. Umſonſt! Los riß ſich der Vater, auf dem kalten Boden ſank die Troſtloſe nieder und hörte nur Donnerworte des Fluches, welchen ihr Vater über den leiſeſten Gedanken an ihren Buhlen ausſtieß, halbzerſtoben ihrem Ohre vorüber ſauſen.

Der letzte Faden, der ſie ſeither noch an der Hoffnung feſt hielt, war nun geriſſen. Dumpfbrütende Verzweiflung nahm der unglücklichen Jungfrau Sinn ein. Nicht das geſchäftige Treiben auf den Gängen, nicht der Diener Hin- und Wiedereilen, nicht der auf- und zurollenden Zugbrücken Geraſſel, oder einziehender Reiter fernhin hallender Hufſchlag, durch des Thorwarts ſchmetterndes Lärmhorn angekündet, weckte ſie ſeit jenem Augenblicke des Schreckens aus ihren tiefen Träumen. Wohl aber Suſannens thränenerſtickte Stimme rief ſie verzweifelnd wach, die ihr Kaspars unwandelbares Wort zu bedeuten kam: »Sie möge des Bräutigams, welchem man ſie feierlich verloben würde, gewärtig ſeyn.«

Der Tag der Verlobung erſchien, die Ringe wurden gewechſelt; eine reiche Tafel beſchloß das Feſt. Da ſaßen die Ritter unter dem Panzer von Eiſen, Herzen

von Eisen, fühllos für der Braut bittere, glühende Thränen. Die Schuld der Zeit, welche jedes Recht in die Faust setzte, hatte jeden Keim des Mitleids in aller Männer Busen so sehr erstickt, daß Bräutigam und Gäste von Katharinens Todtenblässe keineswegs auf ein gebrochenes Herz schlossen.

Forgáts erfuhr die Hinopferung seiner Geliebten, wie der schuldlos Verdammte sein Todesurtheil, dessen er bei dem Ingrimme seiner Richter doch lange schon gewärtig war. — Einmal sein süßes Leben noch zu sehen, ihr den Scheidekuß mit kühner Schüchternheit abzufordern verlangte sein Herz — und dann hinabzustürmen in den Kampf mit den Ungläubigen und darin sein Leben zu verhauchen. Die drei Mächte, die ihm den ersten Gruß seiner Katharina verschafften — verschafften ihm auch ihren letzten. Ein leichter Fischerkahn brachte zur Mitternachtsstunde den Tollkühnen an den Fuß des Thurmes, der aus der Waag aufragend die Frauengemächer schirmt: eine Strickleiter, die ihm ein Knappe, mehr durch Mitleid als durch Gold gewonnen, herabließ an der Geliebten Thüre; der Liebe mächtigrührendes Flehen in ihre Arme.

Was für Gefühle des Wiedersehens, der nahen

Trennung, der Liebestreue und des kindlichen Gehorsams tausendfach der Jungfrau Busen durchzuckten, wie ihr der begeisterte Jüngling ewige Liebe schwur, wie er ihr von Entführung, von Schutz und Trutz, von Tod und Leben zusprach, wird, wer Liebe kennt und Trennung kennt, fühlen und erkennen. Da stürzte plötzlich der Knappe, der Forgátsen wohl zehnmal schon zum Aufbruch gemahnt hatte, mit dem Schrei: »Wir sind verrathen« in das Gemach. Versteinernder Schreck, ein Kuß auf der ohnmächtigen Katharina Lippen und ein rascher Schwung auf das Fenster waren Eins. Da glomm auch schon vom andern Ende des Ganges her röthlicher Fackelschein und brüllte Szuniogh mit gezücktem Schwerte, von seinen Knappen umringt; Forgáts erstarrte. Auf Katharinen allein bedacht, wollte er zurück, als ihn der Knappe, seines eigenen Lebens gedenk, umfaßte, mit kräftigem Arme zurückschob und über die Sprossen in Eile hinabdrängte.

Wuthschnaubend, wie der Sturm auf eine junge Palme, fuhr der Vater auf seine Tochter hin. Schon schwang er das Schwert zum grausen Kindesmord — als ein böser Dämon zu noch grauserem Frevel die erhobene Rechte zurückhielt. — »Die Schändliche,

welche verlobt bereits fremder Buhlſchaft gepflogen, ſei unwerth des Lebens, ſo ſie an das Geſetz verwirkt, ſie ſei unwerth des Todes durch Heldenhand. Sie habe die Schmach, womit ſie der Löwenſteiner Haus brandmarkte, mit dem Mantel der Nacht bedecken wollen — ewige Nacht ſolle darum ſie bedecken!« — Rief's und bot all die Seinen auf, um in einer der dickſten Mauern augenblicklich eine Blende herzuſtellen. Der gräßliche Zwinger war in wenigen Stunden vollendet, eng, niedrig, kaum faſſend einen Menſchenleib. Mit Lebensmitteln auf drei Tage verſehen, wurde das verzweifelnde Mädchen eingemauert.

Grabesſtille verbreitete ſich über die Burg, als derſelben einziges Kleinod in ſein frühes Grab geſtiegen. Furcht verwehrte dem Mitleide ſich zu äußern. Nur in abgelegenen Winkeln, wo Kaspars Blick ſelten hinfiel, floſſen ungeſtört Thränen um die Vergehende. Suſannens Los war nicht glücklicher. Der Todesſchmerz um ihrer Tochter willen verdammte ſie zu ewigem Grame; die Grauſamkeit ihres Gatten, als Mitſchuldige, zum Gegenſtande ſchrecklicher Vorwürfe und zu einſamer Gefangenſchaft.

Wie der Blitz durch Eiſen, drang auch die Kunde von dieſem Gräuel raſch durch die ehernen Pforten

Budethins an Forgátſens Ohr. Sein Leben für die Befreiung der Geliebten einzuſetzen, ſchien ihm nur der Pflichten erſte und heiligſte, Mannen, Knappen und Söldner trieb er alsbald zuſammen, und eilte mit Gewalt zu bewirken entſchloſſen, was ihm Gewalt nur verſchaffen könnte, mit einbrechender Nacht an der Spitze ſeiner Treuen gegen Budethin. Luſt und Grauen, Hoffnung und Furcht bemächtigten ſich beim Anblicke der alterſchwarzen Thürme ſeiner Seele. Jetzt war das Thor erreicht und vom gewonnenen Thürmer alsbald geöffnet. Die Wachen, verſtändigt, daß es bloß die Befreiung des Burgfräuleins aus der Gewalt des unmenſchlichen Vaters gelte, leiſteten geringen Widerſtand. Dennoch entſtand Geräuſch, da und dort auch Kampf. Ohne Verzug forſchte der Liebende nach der Geliebten Aufenthalt, fand ihn, wenige Streiche ſeines Streithammers und ſie war dem verſchlingenden Grabe entriſſen. Hoch auf den Armen trug er die Entkräftete, vor Schreck Ohnmächtige, mitten durch die Kämpfenden zu den harrenden Roſſen. Pfeilſchnell ging es mit einem kleinen Häuflein Getreuer von hinnen, während Forgátſens übrige Mannen die Verfolger aufzuhalten bemüht waren. Aufgeſchreckt durch das plötzliche Getöſe und

von des unvermutheten Feindes Überfall unterrichtet, stürzte Szuniogh mit gezücktem Schwert hinab, als eben Forgáts, Katharinen im Arme, dem Thore entwich. Eitel war seine Wuth, eitel die Eile, mit der er den Entflohenen nachsetzte — eitel sein Toben gegen die Überzahl der tapferen Knappen des Retters seiner unschuldigen Tochter. Fern hinangetragen auf flüchtigem Renner, umfaßt von den kräftigen Armen ihres Geliebten, fand sie sich bereits weit aus dem Bereiche der väterlichen Grausamkeit, aber darum noch nicht am gehofften Ziele.

Auch auf den Löwenstein hinüber scholl das unglaubliche Gerücht von Katharinens schrecklichem Lose. Jakusits machte sich alsbald auf, um seiner Verlobten Schicksal und Verbrechen aus ihres eigenen Vaters Munde zu erfahren. Er murrte, wie doch der tyrannische Graukopf Solches seiner ungefragt habe wagen dürfen! — Es war frühe Morgendämmerung, da er ausritt. Kaum eine halbe Stunde Weges mochte er zurückgelegt haben, als er in den Päſſen von Oblazow auf einen Haufen Reiter stieß, in dessen Mitte sich ein weiblich Wesen, umschlungen von einem schönen Ritter, kaum im Sattel halten zu können schien. Ein Abenteuer vermuthend, schickte er sich

an, den Strauß zu beſtehen und die Geraubte frei zu machen. Aber Staunen und Grimm zeichneten ſein Antlitz, als er ſeine Braut in Forgátſens Armen erkannte. Mit einem Male klirrte Schwert an Schwert, flog Hieb um Hieb, und ein Kampf hub an, welcher von den Führern begonnen, bald auch das Gefolge handgemein machte. — Jung, ſtark, gewandt, aber durch das theure Kleinod im Arm gehindert, welches er vor dem eigenen Stahle zu ſichern und vor dem feindlichen zu ſchirmen hatte, focht Forgáts; — wüthend, mächtig und durch nichts gehindert ſtritt Jakuſits. Der Würfel fiel bald. Blutbeſpritzt, ſeine theure Beute noch im Tode umklammernd, ſank der Jüngling vom Roß' herab.

Vom Falle betäubt und bewußtlos lag Katharina. Der Sieger ſchwang ſich vom Pferde, ſuchte ſeine ſchöne Braut in's Leben zurück zu rufen, aber bald führte er die leiſ' Aufathmende nach kurzem Beſinnen ſauſenden Galopps auf den Löwenſtein, wo ſich die Seinen nicht wenig über die baldige Rückkehr und über dieſe Begleitung wunderten. Wenige Stunden vergingen, als auch ſchon Szuniogh gegen Löwenſtein angeſtürmt kam und unter heftigen Dro-

hungen ſeine, dem Tode geweihte, des Todes ſchuldige Tochter zurückforderte. Die Liebenden verfolgend, war er nämlich über den Kampfplatz geritten und von dem Vorgefallenen unterrichtet worden. Aber indeß hatte ſich Jakuſits von der Unſchuld Katharina's überzeugt. Ihre Liebe zu Forgáts, die man ihm verheimlicht, ihr grauſames Geſchick hatte ihn erweicht. Ihre Schönheit, ihre Thränen, der gewaltige Sturm in ihrer Bruſt erregten einen ähnlichen Sturm in dem rauhen Türkenhelden. Durch den Tod ſeines Nebenbuhlers hatte er ſich mit den Einwendungen des Ehrgefühles abgefunden. Er widerſetzte ſich demnach ſtandhaft dem Begehren des unnatürlichen Vaters, der endlich unter tauſend Flüchen und Drohungen abzog. Der Löwenſteiner hielt es jedoch für das einzige Mittel, ſeine Geliebte zu retten, wenn ſie ihm alſobald die Hand reichte. Katharina, ſeit dem Tode ihres Einzigen in dumpfes Hinbrüten, in tödtliche Gleichgültigkeit verfallen, bekämpfte wohl ſein Treiben und Drängen als zu tief eingreifend in das heiligſte Gefühl ihres Herzens. Allein auch die Mutter, erſchreckt von ihres Gatten raſendem Toben, ließ ſie mit der Bitte beſtürmen, ſich in dem Gemahl einen mächtigern Beſchützer zu erwerben. Beſiegt reichte Ka-

tharina die zitternde Hand einem Manne, den sie als den blutigen Mörder des einzig Geliebten, schnell Gefundenen, schnell und auf ewig Verlorenen, verabscheute, und trotz all seiner Bewerbung um ihre Gegenneigung, nie zu lieben, ja nur mit innerlichem Grauen und mit scheuem Beben zu sehen, zu ertragen vermochte.

So entsetzliches Geschick vereiniget in tiefbewegter Erinnerung, auf Bergesgipfel und in der wilden Ströme Niederung die beiden Burgen Budethin und Löwenstein.

Jetzt sind Budethins Thürme bis auf einen, ober dem Thore, abgetragen, der tiefe breite Schloßgraben ist nunmehr ein englischer Garten, aber als schreckliches Denkmahl väterlicher Grausamkeit zeigt sich noch in des Schlosses unbewohntem Theil die Mauerblende.

Das Geschlecht der Grafen von Szuniogh, durch Wechselheirath mit den furchtbaren Rittern von Podmanin versippt, zum Theile sie auferbend, erloschen im letzten Jahrzehende des letztverflossenen Jahrhundertes. Durch den Grafen Stephan Csáky wurde Budethin eine ganz neue Schöpfung, mit Geschmack und mit Liebe gepflegt.

Hoch auf weißer Felsſpitze ragen noch die weißen Ruinen des Löwenſteins. Kaum mit Ferngläſern erkennt man von der Straße dieſe Denkſteine voralterlicher Kühnheit.

# Die Freunde.

In einem unbedeutenden Dorfe des Kantons Bern lebten um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts zwei Knaben, die durch die zärtlichſte Freundſchaft mit einander verbunden waren. Nicht gleich an Stande, hatte doch die wechſelſeitige Zuneigung — des Himmels ſchönſte Gabe — jeden Unterſchied zwiſchen ihnen ausgeglichen. Oliviers Vater hatte ſeinem Vaterlande als Krieger gedient, und bei heranrückendem Alter den Abſchied genommen, um noch den Überreſt ſeines Lebens in ländlicher Ruhe der Erziehung dieſes ſeines einzigen Sohnes zu widmen, der einſtens des Vaters ehrenvolle Laufbahn betreten ſollte. Coigni dagegen war der Sohn ſehr armer aber redlicher Ältern, deren größter Reichthum in einer kleinen Herde beſtand, deren Aufſicht ihm als dem jüngſten mehrerer Geſchwiſter anvertraut war. Von ſeinen Ältern zur Gottesfurcht, Fleiß, Redlichkeit und Tugend angehalten, liebte er ſie herzlich, doch zugleich des Vaters Ernſt fürchtend, der mit

Strenge auf die Erfüllung jeder Pflicht achtete, und Fehltritte unnachsichtlich bestrafte. Die Natur hatte Coigni mit einem regen Geiste und einer feurigen Einbildungskraft ausgestattet. Ungestüm trieb es ihn herum auf den Bergen, dort oben ward sein Blick frei, dort ihm die Brust leichter, nur dort fühlte er sich glücklich, heiter und froh. Oft schweifte er weit umher, und vertraute indeß seine Herde einem andern Hirten, den er mit einigen, seiner Mahlzeit kümmerlich ersparten Bissen oder sonst einer Kleinigkeit lohnte. War er nach Hause gekehrt, so eilte er zu Oliviern, der den munteren Spielgenossen, den Erfinder so mancher unschuldigen Freude, der so vieles von seinen Höhen und ihren Wundern zu erzählen wußte, mit Sehnsucht erwartete und herzlich liebte.

Eines Tages hatte Coigni, der nun vierzehn Jahre zählte, und sich stets weiter wagte, seine Herde abermal verlassen, und fand nicht ohne tödtlichen Schreck bei der Rückkehr, daß eine Ziege fehlte. Zwar durchstreifte er die wohlbekannte Gegend in jeder Richtung, aber da sein Suchen vergebens war, stand sein Entschluß fest, sich der unvermeidlichen Bestrafung des Vaters zu entziehen, und zugleich die unnennbare Sehnsucht nach der Ferne zu befriedigen. Nun war

es ihm plötzlich klar geworden, was er wolle, und was er ſoll! erleichtert ſein Gemüth, raſch die Ausführung, vom Glück begünſtiget der Erfolg, wie allzeit, wenn raſch die That auf die reife Überlegung folgt, in einigen Stunden weit die theure Heimath im Rükken. Vergebens grämte ſich die Mutter, vergebens eilte der Vater dem Entlaufenen nach, als man ſeine Entfernung am Abend inne ward; keine Spur verrieth die Gegend, nach der er ſich gewandt hatte, keine Nachforſchung gab Nachricht von dem Verlornen, der forthin nur noch im ſchmerzenvollen, und als die alles lindernde Zeit ihre Wunderkraft auch in dieſer Hütte bewährt hatte, im wehmüthigen Andenken der Seinigen fortlebte.

Tief hatte Olivier den Schmerz der unvermutheten Trennung von ſeinem Herzensfreunde empfunden, lange ihn betrauert, und ſtets mit Liebe ſich jeder ſeligen Stunde, die er in ſeiner Geſellſchaft zugebracht, erinnert; da fand es der Vater an der Zeit, den hoch emporgeſchoſſenen Jüngling ſeiner künftigen Beſtimmung entgegen zu führen, und brachte ihn durch Empfehlung einiger alten Kriegskameraden in kaiſerliche Dienſte. Der Krieg mit Frankreich war eben damals ausgebrochen, vielfältig die Gelegenheit ſich

auszuzeichnen für einen jungen feurigen Mann; nicht unbenützt ging sie für Oliviern verloren, der von Stufe zu Stufe emporstieg, alle Feldzüge gegen die Franzosen, so wie nach geschlossenem Frieden gegen die Türken mitmachte, und es endlich zum Major gebracht hatte, als er mit seinem Regimente unter den Befehlen Ludwigs von Baden zu der ewig denkwürdigen Belagerung von Ofen im Jahre 1686 mit dem ganzen christlichen Heere, das Karl von Lothringen seit Wiens glorreicher Befreiung von Sieg zu Sieg geführt hatte, befehliget ward.

Am 18. Juny war die Armee im Angesicht der Veste, und die Belagerungsarbeiten wurden mit einer solchen Anstrengung betrieben, daß schon am 13. July der Sturm gewagt werden konnte. Allein Apdi Bascha, ein Liebling des Großherrn, dem der Oberbefehl in dieser wichtigen Stadt (der vierten im Range des gesammten türkischen Reiches) im Vertrauen auf seine vielfach erprobte Treue, und ausharrende Tapferkeit übergeben war, wies die Stürmenden trotz der beinahe übermenschlichen Anstrengungen mit blutenden Köpfen zurück. Der mißlungene Versuch und dabei erlittene bedeutende Verlust, schien dem Weg der Unterhandlung mächtig das Wort zu reden und den

Herzog von Lothringen zu dem Entschlusse zu bewegen, dem Bascha Übergabsvorschläge zuzusenden. Auf den an ihn ergangenen Antrag eines sechsstündigen Waffenstillstandes, ward nicht bloß die Einstellung der Feindseligkeiten, sondern auch sicheres Geleit für den Überbringer der aus dem Lager abzusendenden Aufträge bewilliget. Mit einem Schreiben an den Bascha, das nebst der Aufforderung zur Übergabe die glänzendsten Verheißungen enthielt, ward der General Graf von Königseck abgesendet, und gelangte glücklich bis an das äußere Thor. Allein weiter konnte er aller noch so dringenden Vorstellungen ohngeachtet nicht kommen. Die Türken nahmen ihm das Schreiben ab, mit dem Versprechen, selbes dem Bascha augenblicklich zuzustellen, und die Antwort alsobald zurückzusenden. Wirklich kam diese in kurzer Zeit, in rothe Seide gehüllt, zum Zeichen, daß der Befehlshaber seinen Platz bis zum letzten Blutstropfen behaupten wolle. Der Inhalt in französischer Sprache, war kurz, bündig, und ganz dem schon außenher bildlich angedeuteten Entschlusse angemessen.

Die Angriffsanstalten von der einen, die Vertheidigungsmaßregeln von der andern Seite zeigten von der höchsten Thätigkeit, und der durch nichts zu

erſchütternden Hartnäckigkeit beider Theile, die feſt entſchloſſen ſchienen, es auf das Äußerſte kommen laſſen zu wollen. Die angekündigte nahe Ankunft des Großveziers mit einem Heere von 100,000 Mann, ſchien die Lage der chriſtlichen Armee bedenklich zu machen, und den Muth der Beſatzung bis zur höchſten Begeiſterung zu ſteigern. Allein nachdem es den verbündeten Feldherren mit beiſpielloſer Anſtrengung gelungen war, das türkiſche Hülfsheer am 14. Auguſt, in der Gegend von Turbal und Tétény, auf das Haupt zu ſchlagen, und den Großvezier zur eilenden Flucht zu zwingen, entſchwand den Belagerten jede Ausſicht auf fremde Hülfe. Nicht beugte dies Apdi Baſchas Muth, denn er hatte ja — ſich ſelbſt — und in dieſem Bewußtſeyn, — des Mannes, der es iſt, und nicht bloß ſo heißt, herrlichſtem Eigenthume, — eine unerſchöpfliche Hülfsquelle ergiebiger als der Übermuth jener Tauſende, die er von den hohen Zinnen ſeiner Burg ſtolz heranziehen und eben ſo ſchnell zerſtäuben ſah. Schmerzlich war freilich der Streich des türkiſchen Schickſals, das ſeinen Mann feſtfaſſend, ihn mit trügeriſcher Hoffnung höhnend äffte, um ihn deſto tiefer zu ſtürzen, doch nur zur klareren Anſicht ſeiner ſelbſt und zur beſtimmten Erkenntniß deſſen, was er wollen müſſe,

brachte ihn die Klage des jammernden Imans, daß sie nun verlassen seyen. »Verlassen« fiel der Bascha schnell ein, »sind wir wohl nicht, — verlassen ist nur jener, der sich selbst verläßt, — wohl aber sind wir auf eigene Kraft gewiesen.«

Und somit ging dann das gräßliche Spiel der sich zerstörend entgegenwirkenden Riesenkräfte seinen verderblichen Gang fort.

Mit Ende August war an mehreren Orten Bresche geschossen, die so zugänglich schien, daß der am 1. September gehaltene Kriegsrath einhellig den Sturm auf den folgenden Tag beschloß, jedoch auch der Meinung war, es würde, um Blut zu schonen, gerathener seyn, den Bascha bei dem nun schon schlechten Zustande der Mauern nochmals zur Übergabe aufzufordern, oder durch Verheißungen zu gewinnen. Bei der Wahl desjenigen, dem dies Geschäft anvertraut werden sollte, war manches zu berücksichtigen. Erstens schon mußte er der französischen Sprache vollkommen mächtig seyn, denn aus dem Antwortschreiben des Bascha auf die vorige Aufforderung, schien zu erhellen, daß ihm diese Sprache nicht unbekannt sei. Überdies durfte Gewandtheit, Anstand und Leichtigkeit im Ausdruck, so wie schnelle Fassungsgabe dem Un-

terhändler nicht fehlen, deſſen Perſönlichkeit bei einer Gelegenheit, wo gar nichts ſchriftlich abgethan werden ſollte und konnte, von doppelter, ja ausſchließender Wichtigkeit war.

Mehrere Offiziere von hohem Range waren dem Herzoge von Lothringen bereits vorgeſchlagen, als Ludwig von Baden auch Oliviern, dem er lange ſchon ganz beſonders gewogen war, in Vorſchlag brachte, und ihn als ganz mit dem zu dieſer Sendung nöthigen Eigenſchaften begabt, ſo nachdrücklich empfahl, daß ſie ihm augenblicklich wurde. Stolz auf das Vertrauen ſeines Feldherrn im erhebenden Gefühle des Ehrenvollen dieſes wichtigen Auftrages hatte Olivier kaum ſeine Befehle eingeholt, als er von einem Offizier und Dolmetſch begleitet ſich auf den Weg machte, und nach einigen kleinen Hinderniſſen in die Feſtung und ſelbſt vor den Baſcha gelangte, der in einem reichausgeſchmückten Saale von ſeinen Kriegsoberſten umgeben, zu ſeinem Empfange bereit war. Kaum eingetreten und ſeine Anrede beginnend, gewahrte Olivier eine plötzliche heftige Bewegung an dem Baſcha, die aber augenblicklich einem finſteren Ernſte Platz machte. Hierdurch nicht im geringſten geſtört, vollendete er mit allem Feuer der Beredſamkeit ſeine

Botschaft. Allein abschlägig und von Äußerungen des Unwillens begleitet, war die im abgemessenen, würdevollen Ton ertheilte Antwort. Auf diesen Fall im Voraus gefaßt, bat Olivier um eine geheime Unterredung, die ihm mit dem Bedeuten gewährt ward, auch seine Begleitung abtreten zu lassen, da bei Apdi Baschas Kenntniß der französischen Sprache der Dolmetsch überflüssig sei.

Kaum waren sie allein, so sprang der Türke mit großer Heftigkeit von seinem Sitze auf, und fiel Oliviern mit dem Ausrufe »mein Freund, geliebter Freund,« um den Hals. Die wohlbekannten Laute einer vormals oft gehörten Stimme, drangen zu Oliviers Herz, er erkannte in dem Bascha, Coigni, seinen lang vermißten tief betrauerten Freund, und Thränen der innigsten Rührung flossen über die männlichen Wangen. Doch bald machten die Ergießungen des freudetrunkenen Herzens der Neugierde Platz, mit der Olivier in seinen wiedergefundenen Jugendgespielen drang, ihm die Schicksale zu erzählen, die ihn, von ihrer Trennung angefangen bis hieher, auf diese hohe Stufe von Ansehen und Macht geführt hatten. Und Apdi Bascha begann folgender Maßen:

Als ich über den Verlust der mir anvertrauten

Ziege untröstlich, und die harte Strafe fürchtend, die theure Heimath verließ, ging ich ohne Zweck und Plan in die weite Welt, wohin der Zufall mich führen würde. Frankreichs Grenze war mir die nächste, und mir selbst unbewußt, lenkten sich meine Schritte nach derselben. Nachdem ich sie überschritten, kam ich erst zum Bewußtseyn meiner selbst, und der Nothwendigkeit mich irgend einer bestimmten Beschäftigung zu widmen. Da hörte ich in einer Schenke des großen Condé Heldenthaten rühmen, und beschloß unter seinen Fahnen Dienste zu nehmen. Im Lager angekommen, zu dem wachhabenden Offizier geführt, und ihm mit aller Offenheit meine Lage, so wie den Wunsch, als Freiwilliger aufgenommen zu werden, eröffnend, hörte mich dieser, dem mein offenes ungezwungenes Wesen, wie er mir oft nachher sagte, gefiel, nicht bloß gütig an, sondern stellte mich selbst dem Prinzen vor, der mich als Volontair aufnahm, und meinem Gönner zuwies. Mit allem Eifer widmete ich mich den Pflichten meines neuen Standes, so daß mir Bellefond, dies war sein Name, seine Gewogenheit fortwährend schenkte, besonders nachdem es mir gelungen war, ihn, da er bei der mörderischen Schlacht von Rocroy schon ganz von Fein-

den umrungen war, mit Hülfe einiger Kameraden zu befreien. Nach der Schlacht ließ mich der große Condé zu sich rufen, lobte mein gutes Benehmen, und ernannte mich zum Offizier. Alle Feldzüge hatte ich mitgemacht, und war (1665) zum Hauptmann vorgerückt, als Ludwig XIV. dem deutschen Kaiser ein Hülfsheer von 10,000 Mann gegen die Türken unter den Befehlen des Marschalls Coligny schickte, bei dem auch ich mich mit meinem Regimente befand. Vereint mit den kaiserlichen Völkern, die Montecuculi befehligte, rückten wir nach St. Gotthard, wo zwar die Türken eine Niederlage (1. August 1665) erlitten, ich aber trotz aller Gegenwehr das Unglück hatte, in ihre Gefangenschaft zu gerathen.

Der Großvezier Achmet Kiuprili, ein Mann von ausgezeichnetem Verstande, hatte durch den feurigen Ungestüm, mit dem die Franzosen in seine Reihen drangen, sehr viel Volk verloren, und sie, mit denen er zum ersten Male so hart zusammen getroffen war, schätzen gelernt. Er ließ sich daher die von ihnen gemachten Gefangenen besonders vorführen, und ward durch einen seiner Offiziere auf mich aufmerksam gemacht, der berichtete, daß meine Leute, als sie mich in Gefahr gesehen, das Unmögliche zu meiner Ret-

tung verſucht, und ich ſelbſt Wunder der Tapferkeit gethan hätte, ehe die Menge im Stande geweſen wäre mich zu erdrücken. Der Befehl mich in ſein Zelt zu bringen war die Folge davon, wo mir durch einen Dolmetſch mehrere Fragen über verſchiedene die Armee betreffende Gegenſtände gemacht, und bei meiner Entlaſſung dem begleitenden Offizier befohlen wurde, mich alſogleich in ſchwere Feſſeln zu ſchlagen, und ohne alle Schonung zu behandeln.

Nur zu getreu ward dieſer Auftrag beobachtet, und meine Lage durch überdachte ſchadenfrohe Grauſamkeit bald im höchſten Grade erbarmenswerth. Indeß bemühte ſich der Dolmetſch — der ein franzöſiſcher, aus Marſeille, wegen vieler ſchlechten Streiche entflohener Renegat war, das Vertrauen des Großveziers beſaß, und nach ſeinen Verhaltungsbefehlen handelte, mir nicht bloß das Ende meiner Leiden zu verſprechen, ſondern auch das Glänzende meiner Lage mit den lebhafteſten Farben auszumalen, wenn ich den Turban nehmen wollte. Lange widerſtand ich, allein zuletzt durch meinen jammervollen Zuſtand, und da ich in vier und zwanzig Stunden nach Aſien gebracht werden ſollte, zur Verzweiflung gebracht, ergab ich mich in mein Schickſal, und ließ dem Groß-

vezier meinen Entschluß wissen. Mit vieler Zufriedenheit äußerte er sich darüber, befahl mir alsogleich die Fesseln abzunehmen, die Imans herbeizuführen, um mich mit den Vorschriften des Korans bekannt zu machen, und ließ mir den Namen Apdi beilegen, den ich auch seither stets geführt habe. In dem durch mich während der Unterrichtszeit zu bewohnenden Zimmer fand ich einen kostbaren Turban, einen Säbel und reich besetzten Dolch, als ganz besondere Merkmahle von Achtung und Gewogenheit Kiuprilis, und als ich zum ersten Male ausging, brachte mir ein Diener zwei Beutel, deren einer mit Gold gefüllt, der andere die Ernennung zum Aga enthielt.

Nun war ich Türke, und an die Person des Großvezier gefesselt, begleitete ich ihn auf allen seinen Zügen, die nach geendetem Kriege in Ungarn eine andere Richtung bekamen. Im Jahre 1667 mit der Eroberung von Kandia beauftragt, war ich auch hier an seiner Seite, und darf es kühn behaupten, daß ich es war, der freilich erst nach zwei Jahren, einer in den Kriegs-Annalen beispiellosen Belagerung, den Fall der Hauptstadt und mit derselben des ganzen Eilandes bewirkte. Die Würde eines Seraskiers lohnte mich dafür, und als wir siegreich nach Co-

ſtantinopel zurückkehrten, wußte mich Kiuprili ſo nachdrücklich bei dem Padiſchach zu empfehlen, daß er mich zu ſehen verlangte, und mit Geſchenken, ſo wie mit Verheißungen überhäufte.

Nach zwei Jahren brach der Krieg mit Polen aus. Mir ward der Auftrag, das ſtark befeſtigte Kamienzik zu nehmen. Alle meine Erfindungsgabe hatte ich nöthig, um trotz der gewaltigen Hülfsmittel, die mir zu Gebote ſtanden, zum Ziele zu gelangen. Es glückte, der Krieg bekam hierdurch eine für unſere Waffen günſtige Wendung, und mit der Nachricht von dem geſchloſſenen Frieden, bekam ich auch jene von meiner Beförderung zum Baſcha von Bender. Hier lebte ich ruhig, und mit großer Macht bekleidet, die mich beinahe zum unumſchränkten Gebieter des ganzen Landes machte, und genoß des lang erſehnten Vergnügens einem meiner vormaligen Freunde Nachricht von mir geben zu können. Ich entdeckte nämlich unter den Gefangenen von Kandia, die zum Theil meiner Obhut anvertraut waren, einen jungen Mann von einnehmender Geſtalt, und nicht gemeiner Bildung, von dem ich auf wiederholte Nachfrage erfuhr, er heiße Dumont, und ſei ein Verwandter Bellefonds. Erfreut eine Gelegenheit zu finden, mich die-

ſem trefflichen Manne dankbar zu erweiſen, kaufte ich Dumont los, gab ihm ein Schreiben an Belle-fond mit, und entließ ihn mit dem Auftrage, ſelbes meinem Freunde eigenhändig zu übergeben, und ihm alle jene Details mitzutheilen, die für einen Brief zu lang geweſen wären. Der Liebe meiner Unterge-benen, der Gewogenheit des Großherrn, meines Monarchen, verſichert, ſchien mir kein anderer Wunſch übrig bleiben zu können, als jener nach der Fortdauer meiner Lage. Allein bei dem Wiederanfange der Feind-ſeligkeiten mit dem deutſchen Kaiſer (1682) ſah ich wohl voraus, daß ich aus meiner behaglichen Ruhe würde aufgeſtört werden. Doch nahm ich keinen un-mittelbaren Antheil an dem Kriege, bis nach dem Tode des vorigen Baſcha allhier, der in dem von eu-rem Feldherrn nach der Entſetzung Wiens (1683) verſuchten Sturme verwundet bald darauf ſtarb, der Großherr mir dieſen wichtigen Platz anvertraute, auf dem du mich getroffen haſt, und den ich wohl nur mit meinem Leben verlaſſen werde.« — Hier endigte Coigni ſeine Erzählung, die Olivier mit mancher Ausrufung und theilnehmenden Frage unter-brochen hatte. Doch nun nahm er auch das Wort, wiederholte ſeine Aufträge mit allem Feuer der zär-

lichſten Freundſchaft, ſo wie mit dem Nachdruck, den das höchſte Intereſſe an einer Sache, die nun ſeine eigene geworden war, den Ausdrücken geben konnte, und beſchwor den ſeltſam gefundenen Freund, wo nicht den Vorſchlägen des Abgeordneten, doch den Bitten des Freundes nachzugeben. Als Coigni hierauf nichts erwiederte, beſchrieb er ihm getreu alle die furchtbaren Anſtalten zum morgenden Sturme; die Schwäche der halbzerſtörten Mauern; den neu angefachten Muth der Belagerer durch den kürzlich erfochtenen Sieg, und das Nutzloſe des längeren Widerſtandes. Da auch nun noch keine Antwort erfolgte, rückte Olivier mit Verheißungen hervor, trug ihm Gold, Ehrenſtellen, eine ſeiner jetzigen Kriegswürde gleichkommende Bedienſtung, und die Zuſage aller durch ihn ſelbſt feſtzuſetzenden Bedingungen an. Endlich da alles dies nichts zu fruchten ſchien, beſchwor er ihn bei der heiligen Freundſchaft, die ſie verbunden hatte, ihn nicht troſtlos von ſich zu laſſen, er ſtellte ihm vor, wie ſeine Hartnäckigkeit ihn nothwendig verderben müſſe; wie ſie dagegen vereint bei und mit einander leben, und ſich des Glückes, das ſie zuſammengeführt hatte, lange noch freuen könnten. Dies Bild ſchien auf Coigni Eindruck zu machen, deutlich verriethen

seine Mienen die tiefe Rührung, die sein Gemüth bei dieser Vorstellung bewegte, doch schnell war die vorige Ruhe auf sein Antlitz zurückgekehrt, und erschöpft an Gründen wie an Athem sah sich Olivier endlich genöthigt zu schweigen.

Mit feierlichem Ernst erhob nun der Bascha seine Stimme, und erwiederte: »Du hast deinen Auftrag redlich vollzogen, so wie es deine Pflicht gebot, und ich habe dir Zeit gegönnt, um ihn seinem ganzen Umfange nach entwickeln zu können. Würde ich im Ernste geglaubt haben, daß du mich des Verrathes fähig hieltest, so wäre diese Schmach bereits in deinem Blute gerächt. Doch! ich kenne dich besser. Du hast deine Pflicht gethan, ich werde die meinige erfüllen; und dein Beispiel wird mich hierzu noch mehr anfeuern. Nur des Sultans Befehl allein kann mich zur Übergabe der Veste bewegen, und da dieser unmöglich bis morgen eintreffen kann, werde ich sie entweder erhalten, oder auf ihren Trümmern sterben. Du aber Freund, kehre nun zurück, und thue, was du mußt, schone aber dein Leben, denn unterliege ich nicht meinem finsteren Geschick, würde nimmer Zufriedenheit in mein Herz zurückkehren, wüßte ich

dich gefallen. Und nun lebe wohl, — möge es der Allmächtige fügen — nicht auf immer.«

Mit zerrissenem Herzen und tief gefühltem Schmerz über den neuen Verlust des kaum wiedergefundenen Freundes kehrte Olivier in das Lager zurück, über das Mißlingen seiner Sendung treue Rechenschaft dem Heerführer ablegend, doch auch nicht verhehlend, wen er in den Bascha gefunden, und welche feste, unbeugsame Entschlossenheit der Mann dem Manne, der Freund dem Freunde entgegengesetzt habe.

Am frühesten Morgen des nächsten, jedem Ungar heiligen Tages, beginnt der Sturm mit wüthender Heftigkeit. Aber verzweiflungsvoll ist auch die Gegenwehr. Zweimal schon ist die Bresche erstiegen, zweimal verloren. Das Blut fließt in Strömen, die Türken erfüllen mit gräßlichem Geschrei die Luft, der Bascha ist überall gegenwärtig, er verzehnfacht sich, die Angreifenden verlieren den Muth. Da führt Ludwig von Baden frische Truppen in das Feuer, unter ihnen ist Oliviers Regiment und — er selbst. Muthig eilt er heran, doch all sein Blut starrt zu Eis, da er seinen Freund an dem hohen Reiher auf dem strahlenden Turban sich gegenüber erkennt. — Ihn zu

retten ist nur sein einziger Gedanke. Rasch dringt er vorwärts, gräßlich wird das Blutbad, jeder einzelne ein Held, und auch der es nicht ist, wird von den Nachdringenden vorwärts gedrückt, so daß ihm keine Wahl bleibt, als zu siegen, oder sterben. — Endlich ist die Mauer erstiegen, Olivier einer der ersten auf derselben, erblickt Apdi Bascha umrungen, mit sinkender Kraft, sich der Menge erwehrend. »Halt!« »Halt!« ruft er mit der Angst der Verzweiflung, und eilt den Freund mit seinem Leben zu retten, doch — da fährt eine mörderische Kugel ihm in die Brust, und streckt ihn in demselben Augenblick todt darnieder, als der Bascha mit dem Ausrufe »Olivier« unter den tödtlichen Streichen der ergrimmten Sieger zu Boden fällt.

# Der Margittafelsen in der Waag.

Wenn die Flöße auf den Fluten der reißenden Waag herabfahrend die Thurotz verlassen und die Trentsiner-Gespanschaft betreten, mahnet jeglicher seine Reisegefährten zu frommem Gebet um Abwendung der grausen Gefahr. Es zeigt sich nämlich der »wüthende Fels,« der senkrecht in den Fluß vortretend die brausenden Wellen zurückdrängt, also daß sie, im Wirbel sich drehend, jegliches Fahrzeug verschlingen, dem es nicht gelungen, die schmale Straße zu finden, die es der Verderben drohenden Felsenmauer vorbei führt. Doch kaum hat es seine Kraft aus dieser Fährlichkeit gerettet, so dräut ihm eine größere entgegen. Mit schäumendem Brausen stürzt die Flut gegen eine Reihe von Felsen, »Margitta« genannt, die quer durch den Fluß sich ziehend, die grimmigen Zähne aus der Tiefe herausstreckt, die Bande des Fahrzeugs zu lösen, das des Fährmanns Kunst nicht hindurch zu lenken vermochte. Nun er diese Gefahren überstanden,

fürchtet der Schiffer keine mehr und freien Herzens beginnt er die Erzählung der Unfälle, die an diesen Stellen begegnet, oder er kündet wohl auch die Sage, die diesem Felsen den Namen gab.

In alter Zeit wohnte in der Gegend ein reicher, betagter Landmann, der gleichwohl noch den Muth hegte, eine junge Dirne als Braut heimzuführen. Gar bald mußte er den Schritt bereuen. Seine Tochter Margitta war das reizendste Mädchen im Dorfe. Von Allen ertönte aus Einem Munde das Lob ihrer Schönheit und Sittsamkeit; doch ihrer Stiefmutter war sie leider der besondere Gegenstand des wildesten Hasses. Nichts konnte das unglückliche Kind ihr zu Danke machen, wiewohl sie stets ihren Willen schon im Voraus zu errathen suchte und Alles in demüthiger Unterwerfung vollführte; die stillen Thränen der Armen erbitterten ihre Tyranninn noch mehr, und Alles bedauerte die Unglückselige.

Doch nicht ganz farbenlos sollte Margitten ihr Leben entschwinden. Es sollte noch eines Sternes milder Schein es vergolden, bevor des Todes kalter Arm ihm allen Glanz für immer raubte. Solchen Eindruck hatte ihre trauernde Schönheit auf einen der besten Jünglinge gemacht, daß er als Knecht bei ihrem Va-

ter ſich verdingte. Bald lohnte Gegenliebe ſein treues Werben. Nun trug Margitta noch williger die Laſt des Tages, ein Blick in ihres Lieblings Augen machte ſie aller Beſchwerden vergeſſen, vergeſſen der Stiefmutter liebloſe Behandlung. Ihres Lebens einzige freudige Augenblicke konnte ſie ihr doch nicht trüben und dieſe vergalten ihr reichlich die ſchmerzerfüllte Leerheit des übrigen Tages. Doch es ſollte nicht dauern, ſchon war der Funke entglommen, der ihr ſtilles Glück verzehrte. Des Jünglings Wohlgeſtalt hatte im Herzen der Stiefmutter ſolchen Eindruck gemacht, daß ſie ihres gegenſeitigen Verhältniſſes nicht achtend, alle Künſte aufwandte, um auch in ſeinem Herzen die Liebe, welche, ſo ſchien es ihr, bloß von Blödigkeit zurückgehalten ſei, zu erwecken. Doch zu tief war Margitta's Bild ſeinem Gemüth eingeprägt, als daß weit ſüßere Lockungen ihn ſeiner Liebe hätten ungetreu machen können. Er floh die Stiefmutter, er wich ihr aus, wo er konnte. Lange Zeit hielt dieſe in Selbſttäuſchung ſich hin, bis ſie endlich erkannte, ſie ſei verſchmäht und um die gehaßte, mißhandelte Margitta verſchmäht! In aufgeregter Wuth ſtrich ſie umher, ihr ſchwanden die Sinne, nur *eines* blieb ihr klar, die Gier nach der ungeheuerſten Rache.

Herrisch gebot sie der Unglücklichen, ihr einen Brief an eine entfernte Verwandte in der Thurotz zu bestellen. Margitta, den still duldenden Gehorsam gewohnt, that es ohne Widerrede und begab sich auf den Weg; auf Seitenwegen eilte die Wüthende ihr nach und erreichte das Mädchen gerade, als sie den Felsen vorüber ging. Mit wildem Geschrei stürzte sie auf Margitten zu, riß sie zu Boden und ohne ihr flehendes Bitten zu hören, schleppte sie sie unter gräßlichen Flüchen zum Abgrund und schleuderte sie hohnlachend in die Fluten, an der Stelle, wo jetzt der »wüthende Fels« die zürnenden Wellen rückwärts drängt. Kaum war die Unthat vollbracht, so erwachte ihr Gewissen. Aus der Tiefe überall her klang ihr Margitta's Namen entgegen, sie floh durch Wälder und Einöden, doch allenthalben sah sie die Unglückliche mit fliegenden Locken in die Fluten stürzen, nun verließ dieses Bild sie nimmer und jagte sie verzweiflungsvoll umher.

Indessen hatten die Wogen den Leichnam Margittens an die Felszacken geführt, welche seitdem ihren Namen tragen. Dort sahen ihn vorübergehende Landleute und zogen ihn mitleidig heraus, um ihn dem trostlosen Vater zu bringen. Trauernd stand das Dorf

um ihre Bahre. Schon erhoben sich die Jünglinge durch des Knechtes Erzählung, dem der grause Zusammenhang plötzlich klar wurde, zur Wuth gestachelt, um die Mörderinn zu suchen, als sie diese in den Feldern mit aufgelöstem Haar umherschweifen sahen, beständig Margitta's Namen rufend und dazwischen seltsame Geberden machend. Racheglühend flogen die Jünglinge ihr nach, doch schneller als das Reh des Waldes entkam sie ihnen zu eben dem Felsen, wo ihr Opfer gefallen. Sie stürzte sich kreischend in den brausenden Abgrund.

# Achmet Pascha.

Der Türken unseliger Aufenthalt in Ungarn eröffnete einen ganz neuen Tummelplatz für alle Leidenschaften und Ausbrüche des wildesten Gemüthes, dem nun Thür und Angel geöffnet ward, um zügellos sich der empörendsten und unnatürlichen Freiheit hingeben zu können. Über der alles verschlingenden Gefahr des großen Ganzen ging die Aufmerksamkeit des kleineren Einzelnen verloren, die höchste Anstrengung der Gesammtkräfte lähmte die Thätigkeit der strafenden Macht, die nothgedrungene Wachsamkeit nach außen wiegte den Blick nach innen in Schlummer. Unvermeidlich war die Folge, daß einzelne Individuen diesen furchtbaren Zustand der Dinge benützend, mit höhnendem Übermuth alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen zu treten wagten, und Talente, die dem Vaterlande die herrlichsten Früchte hätten bringen können, zu dem Verderben ihrer Mitbürger schändlich mißbrauchten.

Nicht unbekannt in seinem Vaterlande war um das Jahr 1556 ein junger Mann, Johann von Sásvár genannt, aus einer adeligen Familie des gleichnamigen Ortes in der Ugotscher Gespanschaft entsprossen und durch manche ritterliche That gegen die Türken ausgezeichnet. Doch ein wilder ungestümer Sinn, ein hoch aufstrebender unlenksamer Charakter, tollkühnes Vertrauen auf die Kraft seines Armes und eine durch nichts zu beschwichtigende Geistesunruhe durch manchen kleinen Erfolg nur noch brennender in dem Flammenbusen des Jünglings genährt, führten ihn nur allzu bald über die Grenzen jener klugen Mäßigung hinaus, ohne die sich der bloß tapfere Krieger nie zum großen Feldherrn, der gemeine Waghals nie zum Helden empor schwingen kann. Allzu enge war seinen hoch aufstrebenden Planen der kleine Wirkungskreis, den seine geringen Vermögensumstände, Familienverhältnisse, und der langsame mühevolle Weg des kriegerischen Dienstes um ihn schloß, schnell sollte ihn eigene Thatkraft nur durch den eigenen Willen bestimmt, frei von jedem Zwang oder fremden Impuls, dem gehorchen zu müssen ihm ein gräuelvoller Gedanke war, auf die höchste Stufe des Ruhmes und der Macht führen. Nicht zufrieden, dem Erzfeinde seines Vaterlandes manchen

empfindlichen Streich beigebracht zu haben, ſuchte er bald mehrere gleichgeſinnte Geſellen um ſich zu verſammeln, und ſeinen Unternehmungen mehr Ausdehnung zu geben. Allein da dieſe nicht ſtets nach Wunſch ausfielen, die Beute nicht immer der daran gewagten Mühe und Gefahr lohnte und der Geſchmack an dem wüſten tollen Leben zunahm, wendete der Übermüthige ſeine Waffen nicht mehr zum Schutze, ſondern zum Verderben ſeines Vaterlandes, und ſank zum gemeinen Raubritter herab. Bald erſchollen die lauten Klagen der Bedrückten bis an den kaiſerlichen Hof, und da gütige Ermahnungen nur verhöhnt wurden, bot man die bewaffnete Macht der Geſpanſchaft auf, um dem beleidigten Geſetze Genugthuung zu verſchaffen.

Auch da noch ſetzte ſich der Verwegene zur Wehre, doch von den meiſten der Seinigen verlaſſen, der Übermacht erliegend und mit dem Bewußtſeyn an die rächende Gerechtigkeit verfallen zu ſeyn, keinen Ausweg der Rettung vor ſich ſehend, entfloh er zu den Türken, ſchwor den Glauben ſeiner Väter ab, und trat unter ihre Fahnen.

Nicht unwillkommen war ihnen der Mann, den ſie als verderblichen Feind wohl kannten und bei mancher blutigen Gelegenheit zu fürchten gelernt hatten,

ja recht sehr willkommen auch aus dem Grunde, weil er nebst seinem erprobt tapferen Arme und einem unauslöschlichen Haß gegen seine vorigen Glaubensgenossen, unbändigen Ehrgeiz und Thatendurst mitbrachte, zwei Geschenke, die sie herrlich zu benutzen hofften und beschlossen.

Zwei Jahre vergingen, ohne daß man etwas Weiteres von den Schicksalen des Renegaten erfuhr und sein Andenken war bereits erloschen, als selbes so plötzlich sich erneuerte, daß es sogar in der Geschichte jener gräuelvollen Zeit einen Platz fand.

Szathmar, eine der wichtigsten Festungen Nieder-Ungarns, hatte nämlich im Jahre 1562 von den Türken eine schwere Belagerung auszuhalten, die sich durch die Tapferkeit der Besatzung und ihres heldenmüthigen Anführers Balassa in die Länge zog. Die Türken, des langen Widerstandes müde, zogen mehrere Streitkräfte zusammen, und seitdem Mahmud Jachiogles, der Kommandant der Veste Szétsée, ein alter kriegserfahrener Held und einer der ausgezeichnetsten türkischen Feldherren in Ungarn, mit seiner Mannschaft im Lager angekommen war, ward der Veste auf das äußerste zugesetzt. Um dieser Bedrängniß zu Hülfe zu eilen und seinen Bruder zu unter-

ſtützen, bot Johann Balaſſa, oberſter Befehlshaber der Bergſtädte, alle Streitkräfte des Adels auf, mit denen er gegen Szétſée zog, um entweder die ohne Befehlshaber befindliche Veſte zu nehmen, oder doch wenigſtens Mahmud zu deren Entſatz zurückgerufen. Dort angekommen, glaubte er ganz leicht ſich des Platzes bemächtigen zu können, ward jedoch ſehr empfindlich in ſeiner Erwartung betrogen, denn Sásváry, Mahmud's Lieutenant, führte den Befehl in Szétſée und hatte ſich mit einem ſchweren Eid verbunden, lieber ſein Leben, als den ihm anvertrauten Platz zu laſſen.

In der Hoffnung durch einen ſchnellen Überfall ſich der Veſte zu bemeiſtern getäuſcht, mußte Balaſſa ſich zu einer förmlichen Belagerung, die er mit zwei Falkonetten, dem einzigen vorhandenen Geſchütz, öffnete, bequemen, und dazu mehrere ſeiner Kriegsgefährten, als: Gabriel Docy, Georg Fantſi, Thomas Palffy, Johann Chruſits, Chuti, Soſa, Mathius, Chutor, Torrian u. a. m. herbeigerufen. Sásváry dagegen ſendete eilig einen Odabaſſa nach Filek an Haſſan, den dortigen Befehlshaber, um ſchleunige Hülfe von ſelbem zu begehren. Dieſer ſäumte auch nicht, ſeinem geängſtigten Glaubensgenoſſen, der ſich indeß auf das wackerſte vertheidigte, Luft zu

machen, und erſchien vor dem chriſtlichen Lager in ſolcher Eile, daß er die meiſten Heerführer ganz unvorbereitet überfiel. Zugleich öffneten ſich die Thore der Feſtung, und der Renegat machte einen ſo heftigen Ausfall, daß Balaſſa's Heer bald in die größte Unordnung gerieth und gänzlich geſchlagen und zerſtreut einen bedeutenden Verluſt erlitt. Am bedauerungswürdigſten war das Schickſal der Anführer, die dabei entweder Leben oder Freiheit verloren. Chruſitz, Palffy, Chuti und Suſa wurden nach einer verzweifelten Gegenwehr gefangen, Chutor vom Pferde geſtoßen und ihm der Kopf am Boden liegend abgehauen, Mathius in die Eipel geſprengt, ertrank, Torrian mit zwei und zwanzig Wunden bedeckt, blieb auf dem Schlachtfelde unter den Todten, und der Oberfeldherr Balaſſa ſelbſt entkam nur mit Mühe, da er im dichteſten Getümmel mit dem Renegaten im Zweikampf verwickelt, ſelben zwar vom Pferde niederhieb, jedoch auch eine ſtarke Wunde in die linke Fauſt erhielt, wodurch er die Zügel zu führen unfähig, ſich der Willkühr ſeines vom Kampfplatze hinwegeilenden Pferdes überlaſſen mußte.

Durch dieſen Sieg aufgebläht, kannte ſich der von ſeiner Wunde hergeſtellte Achmet (dieſen Namen

hatte er bei dem Übertritt angenommen) vor Stolz und Übermuth nicht mehr, besonders nachdem ihn sein Kaiser, dem er einen Theil der im Lager erbeuteten Kostbarkeiten sammt den vornehmen Gefangenen und 650 Christenköpfen übersendet hatte, zum selbstständigen Pascha von Szolnok ernannte. Hier suchte er durch öftere Ausfälle und Streifzüge auch in entferntere Gegenden seinem Vaterlande den größtmöglichsten Schaden zuzufügen, und übte alle Arten von Grausamkeit aus, so daß er sich weit umher furchtbar machte, und unter dem Namen des Sásvárer Pascha eine gräßliche Berühmtheit erlangte. Lange lächelte ihm das Glück und stets höher stieg er in der Gunst Solimans und in dem Ansehen der Türken, so daß er schon auf die höchsten Würden Anspruch machen zu können glaubte, da wandte es ihm plötzlich im Jahre 1566 den Rücken. — Als nämlich in jenem für die ungarischen Annalen durch Zriny's Heldentod zu Szigeth ewig ruhmvollen Jahre, Soliman der größte aller Beherrscher Stambuls mit seinen unzähligen Scharen nicht bloß Ungarn, sondern die ganze Christenheit zu verschlingen drohte, und an den Szigether Thermopylen mit seinem Tode alle die ungeheuren Riesenentwürfe scheiterten, be-

schloß der Großvezier Mehmet Sokolowitsch (auch ein Renegat) nach der Erstürmung des theuer erkauften Szigeth mit einem großen Heere unter den Befehlen Mahmud's, des Pascha von Stuhlweißenburg, und Osmans, Statthalters von Karamanien, das kaiserliche Lager bei Raab anzugreifen. Blutig abgeschlagen ward dieser Versuch, Osman dabei getödtet, Mahmud gefangen und das Heer in Unordnung gebracht. Schnell übernahm der Sásvárer Pascha den Oberbefehl, und rückte auf die zweite bei Komorn gelagerte Abtheilung des kaiserlichen Lagers, in dessen Untergang zu tilgen der Brüder Schmach. Doch auch hier sollten ihm keine Lorber erblühen, denn Echio von Salm empfing den Rasenden auf eine Art, die ihm das Wiederkehren ersparen sollte. Noch größer war die Niederlage hier als bei Raab, und nur der außerordentlichen Schnelligkeit seines Rosses verdankte Achmet seine Rettung.

Durch diesen ungünstigen Erfolg verrückte sich die Erreichung seines Zieles bedeutend, denn außer den beständigen Neckereien mit seinen Nachbarn findet man nichts von ihm aufgezeichnet bis 1579, wo sein unruhiger Geist ihn bis in die Zempliner Gespanschaft führte und ihm dort 400 Reiter sammt dem Grafen

fen Niklas Drugeth von Homonna in die Hände ſpielte. Dieſer junge feurige Mann, Obergeſpan deſſelben Komitates, den Bedrückungen des Volkes ein Ende zu machen, rückte den herankommenden Türken entgegen, und ließ ſich, von ſeinem Eifer zu weit verleitet, durch eine verſtellte Flucht in den Hinterhalt Achmets locken, wo er dann von allen Seiten umringt, und mit Wunden bedeckt in die Gewalt des Renegaten fiel, und von dieſem bis zur vollendeten Heilung zu Szolnok aufbewahrt, dann aber nach Conſtantinopel geſendet ward. Bei dieſer Gelegenheit bekam Achmet auch des Grafen Streitroß, ein ſchwarzes Pferd von ganz außerordentlicher Schönheit und Güte, das er fortan in allen Schlachten ritt, und als ein beſonderes Unterpfand eines günſtigen Schickſales betrachtete. Auch ſchien ihm dies Wort zu halten bis 1581, wo er auf einem abermaligen Streifzuge bei Nadudvár geſchlagen und ſchwer verwundet, nur mit äußerſter Mühe entfloh.

Endlich ſtand er im Jahre 1587 an dem Ziele ſeiner Wünſche, denn zur Belohnung der mannigfaltig wichtigen der Pforte geleiſteten Dienſte erhielt er die wichtige Statthalterſchaft von Bosnien, und ſah ein ganzes Volk zu ſeinen Füßen. Nun war er von ſtol-

zen Entwürfen unaufhörlich gefoltert, deren Ausführung ihm unmöglich war, da der mit dem deutschen Kaiser geschlossene Friede alle Gelegenheit dazu benahm. Unerträglich war ihm diese Ruhe, unaufhörlich sann er nach, wie er sich bei seinem Herrn in noch höhere Gunst setzen, wie er seinen Ruhm noch weiter verbreiten könnte. Leicht war es beschlossen, einen großen Raubzug in die diesseitigen Staaten zu unternehmen, den Friedensbruch sollte der glückliche Erfolg und reiche Geschenke bei dem Großherrn entschuldigen, die Menge der Sklaven und die Größe der Beute seine Habsucht befriedigen.

Mit aller disponiblen Heeresmacht brach der bosnische Statthalter auf, erfrischte seine Truppen zu Szigeth und fing seine Verheerungen an der Murau und gegen die steyrische Grenze an. Durch die unerwartete Nachricht von der Ankunft des Feindes mitten im Frieden plötzlich aufgeschreckt, eilte das Volk auf allen Seiten zu entfliehen, und gab Hab und Gut den Räubern Preis. Doch Graf Georg Zriny ohnedies stets auf der Hut, und ein würdiger Sprosse seines Heldengeschlechtes, in dem Tapferkeit und Türkenhaß zum Familienerbtheil gehörte, stämmte sich bald der überströmenden Flut entgegen, lockte die

Unvorſichtigen zwiſchen unwegſame Moräſte, und brachte ihnen eine ſolche Niederlage bei, daß ſie über 2000 Mann todt auf dem Platze, und eben ſo viele gefangen in den Händen der Sieger liegen ließen. Achmet ſelbſt, im Vertrauen auf ſeinem Glück verheißenden Rappen, glaubte ſich durch eine ſumpfige Furt retten zu können, wäre jedoch bald von dem verſinkenden Pferde erdrückt worden, das ſich auf keine Weiſe aus der Pfütze herausarbeiten konnte. Schnell warf er ſich von demſelben herab, ſuchte ſich im Schilf zu verbergen, und des Nachts weiter zu gelangen. Nur mit Mühe konnte er fort, ſeine Kleider gingen in Stücken, die Fußbekleidung zerrieß, die Füße wurden wund, kaum trugen ſie ihn noch weiter, da mußte er ſich entſchließen, ein koſtbares Tiegerfell, das Geſchenk einer fröhlichen Laune ſeines Herrſchers in Stükken zu ſchneiden, und ſelbe um die Füße zu winden. Mit Hunger und Durſt, Furcht vor Entdeckung, mit Blöße, Schmerzen und Entbehrungen jeder Art kämpfend, erreichte er endlich am fünften Tage auf großen Umwegen die Seinigen in einem Zuſtande, weit von demjenigen verſchieden, in dem er ausgegangen war.

Allein ſein Glücksſtern war nun auch untergegangen, ſelten leuchtet er dem Menſchen bis zum Ende in

ſeinem vollkommenen Glanze — und grauſe Finſterniß trat an die Stelle desſelben.

Der bedeutende, bloß durch Achmets Übermuth herbeigeführte Verluſt, von den Freunden der dabei getödteten oder gefangenen angeſehenen Paſchen und Heerführer auf das bitterſte beklagt, und die Beſchwerden der kaiſerlichen Geſandten über einen ſo ſchändlichen Friedensbruch, beſonders aber der unglückliche Ausgang des Unternehmens, hatten ihm zu Conſtantinopel übles Spiel angerichtet, und kaum war er zu Hauſe, als ein Tartar mit dem Befehl ſeiner Abſetzung erſchien, und ihn zugleich zur perſönlichen Verantwortung an den Hof beſchied. Von dieſen Maßregeln wenig Gutes hoffend, raffte der Renegat alle ſeine durch ſo manchen Raubzug zuſammengebrachten Schätze und Koſtbarkeiten zuſammen, um ſelbe unter die Miniſter zu vertheilen, und durch dieſes an chriſtlichen und unchriſtlichen Höfen in alter und neuer Zeit gar oft mit Erfolg angewandte Hülfsmittel das heraufſteigende Ungewitter zu beſchwören. Allein da er alle jene Freunde, auf deren Unterſtützung er hoffte, gegen ſich eingenommen fand, und der Janitſcharen Aga ihm berichtete, daß bei dem heftig aufgeregten Unwillen des Großherrn die ſeidene Schnur ſeiner

unfehlbar warte, entſchloß er ſich in einem Anfalle von Verzweiflung Gift zu nehmen, was er für den Fall, als er in chriſtliche Gefangenſchaft geriethe, ſtets bei ſich führte, und ſtarb in eben dem Augenblicke, als ihm der Befehl ſeiner Hinrichtung verkündet ward, mit dem Fluche von Tauſenden ſeiner angebornen und angenommenen Mitbürger beladen, die ſein unbändiger Ehrgeiz unglücklich gemacht hatte.

# Des Willens Kraft.

Unter den Sternen erſter Größe, die im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert den ungariſchen Horizont hell und glänzend erleuchteten, waren die Grafen von Thurzo, gleich ausgezeichnet durch Macht, Reichthum und hohe Würden, wie durch wichtige Dienſte dem Staate im Krieg und Frieden geleiſtet. Auf jedem Blatt der Annalen jener Zeit erblickt man ehr- und ruhmbekränzt den Namen dieſes hohen Geſchlechtes, das, obgleich längſt ausgeſtorben, ewig in der dankbaren Erinnerung kommender Enkel leben wird. Nicht entſproß zwar urſprünglich Ungarns kräftigem Boden der edle Stamm, doch kaum verpflanzt, ſchlug er tiefe Wurzeln in der heimathlichen Erde, und umfaßte mit Kraft und inniger Liebe das neue Vaterland, von deſſen älteren Söhnen er nur ſelten erreicht ward, übertroffen niemals.

Nur Vermuthung, nicht Gewißheit iſt es, daß Polen die Wiege der Thurzo's geweſen ſei, groß die

Wahrſcheinlichkeit, daß ſie von dort nach Öſterreich einwanderten, und die Schlöſſer Grafeneck und Rauheneck beſaßen. Anton Steyerer führt in ſeiner Geſchichte Herzog Albrechts II. von Öſterreich eine Urkunde vom Jahre 1363 und in derſelben einen Johann Thurs von Rauheneck an; von hier mag wohl entweder dieſer Johann ſelbſt oder doch ein Sohn desſelben unter Kaiſer Sigmund, der den Fremden ganz beſonders hold war, und ihnen nicht bloß den Eingang nach Ungarn erleichterte, ſondern ſie noch überdies mit Gütern und Ehrenſtellen überhäufte, eingewandert ſeyn, denn ſchon drei und dreißig Jahre ſpäter, nämlich 1396, finden wir einen Martin Thurzo, Kaſtellan von Zips, unter jenen aufgezeichnet, die ihr Leben aus der unglücklichen Schlacht von Nikopol retteten, und nach langem Herumirren endlich wieder bei den Ihrigen eintrafen. Doch auch dieſer ſteht noch einſam in dem Geſchlechtsregiſter und die Namen ſeiner unmittelbaren Nachkommen ſind unbekannt, ſo wie ihre Thaten und Verdienſte, bis wir ſie in Geſellſchaft der mächtigen Augsburger, Fugger, in dem Beſitz der ungariſchen Bergwerke, der erſten Reichswürden, ſo wie ungemeſſener Reich-

thümer ſehen, deren erſte Erwerbung einem ſeltſamen Ereigniß zuzuſchreiben iſt.

Lange ſchon hatte man den Bergbau in Ungarn betrieben und edle Metalle dem verbergenden Schooß der Erde mit emſiger Hand entriſſen, doch ohne wiſſenſchaftliche Kenntniß das Gewerbe gleich jedem andern bloß mechaniſch gefördert. Nicht konnte auf dieſe Art das für den Staat ſo wichtige Geſchäft ſich aus der erſten Kindheit, nicht das niedrige Handwerk zur Kunſt, ja endlich zur Wiſſenſchaft emporſchwingen. Ein dichter Schleier verbarg noch die Art, Metalle zu behandeln, beſonders aber ſie zu ſcheiden, zum großen Nachtheile des Staates, ſo wie zum Vortheil der Nachbarn, die hierin, wenn auch nicht ſo weit wie heut zu Tage, doch weiter als Ungarns kriegeriſche Söhne gekommen waren. Wenig nützte den Königen der Beſitz reicher Gruben, vortheilhafter ſchien es, ſie zu verpachten, und dies Syſtem anlockend für ſo manchen auf dem Felde der Induſtrie Bewanderten, fand der Vertheidiger ſo viele, daß es bald angenommen ward. Erneſt Hampo, ein Ausländer, war im Beſitze der ungariſchen Bergwerke, als Johann II., Graf von Thurzo (geſt. 1508), die Neuſohler Kupfergruben von ihm um zwanzig Gold-

gulden in Pacht nahm *). Die Unternehmung hatte ganz guten Fortgang, besonders da die Fuggers sich mit Thurzo verbanden, und die Versendung des von jenem gewonnenen Metalles leiteten, überhaupt, gestützt auf ihre zahlreichen Verbindungen in ganz Europa, das Merkantilische der ganzen Unternehmung übernahmen. Groß war der Gewinn, den beide Theile aus ihren Bemühungen zogen, doch nicht ohne Befremden für Thurzo, daß sich die Bestellungen der Venetianer auf das ungarische Kupfer mit jedem Jahre mehrten. Bald hatten es die Fuggerischen Agenten, durch Thurzo aufgefordert, herausgebracht, nicht zu wundern sei der Venetianer Begierde nach Graf Thurzo's Kupfer, denn eine geheime Kunst sei ihnen eigen, aus diesem Metalle Gold auszuscheiden, das in beträchtlicher Menge gewonnen, beträchtlichen Gewinn bringe. Dem Staunen über diese nicht geahnete Kunde folgte alsbald der Wunsch, in den Besitz des Geheimnisses zu gelangen, der sich besonders bei Graf Johanns älterem Sohne, Georg, einem feuri-

*) Er erhielt den Namen eines Grafen von Neusohl und Kremnitz und ward später auch königlicher Münzgraf, wie dies aus den zu seiner Zeit geprägten Gold- und Silbermünzen ersichtlich ist, auf deren Aversseite die Buchstaben H. T. (Hans Thurzo) stehen.

gen raſchen Jüngling, heftig ausſprach. Nicht Eigennutz, ſondern der kräftige Wille, dem Vaterlande durch Verpflanzung einer wichtigen Entdeckung zu dienen, reiner Eifer für das Gute, von dem er ſpäter ſo herrliche Beiſpiele gab, entflammten mächtig des Jünglings edle Seele, und ſein Entſchluß ſtand feſt, nicht Miethlingen das wichtige Werk zu vertrauen, ſondern ſelbſt es zu übernehmen. Nicht leicht war die Ausführung, denn mit eiferſüchtiger Wachſamkeit bewahrten die Venetianer die ſeltne goldbringende Kunſt, Mittheilung lag ſo wenig als bei allen ihren Staatseinrichtungen in ihrem Charakter, konnte wohl auch nicht darin liegen, und Verſchwiegenheit zu bewahren — verſtand man nirgend in der Welt beſſer, als auf St. Markus argliſtigem Gebiete. Daß auf geradem Wege nichts auszurichten ſei, konnte keinem Zweifel unterliegen, mit Liſt mußte gewonnen werden, was Liſt der Wiſſenſchaft, dieſem Gemeingut des Menſchengeſchlechtes, vorenthielt. Darnach entwarfen die beiden Grafen ihren Plan und Georg ſchritt ungeſäumt zu deſſen Ausführung.

Eine Reiſe durch die vorzüglichſten Städte des oberen Italiens unter fremdem Namen unternommen, führte unſern Mann gleichſam zufällig nach Venedig,

wo nichts als Vergnügen in allen ſeinen Geſtalten ihm Beſchäftigung, ja Zweck und Beſtimmung ſchien. Am ſicherſten hoffte er durch eine gehaltloſe ſchaale Außenſeite die Aufmerkſamkeit der ſtets argwöhniſchen Inſel-Deſpoten von ſich abzulenken, und den hundertäugigen Argus in dem Mantel der unbedeutenden Gemeinheit zu täuſchen. Während ſein Haus von lärmenden Vergnügungen ertönte, während glänzende Feſte nicht unbedeutende Summen hinwegrafften, und Graf Georg, den, wie es ſchien, ihm ehrenvollen und wünſchenswerthen Namen eines der erſten Wollüſtlinge Venedigs täglich mehr verdiente, hatte er ſeinen Zweck nicht aus dem Auge verloren und alle Mittel angewandt, um ihm näher zu rücken. Doch entſprach der Erfolg keineswegs ſeinen Wünſchen, denn mit allem verſchwendeten Golde konnte er es nur ſo weit bringen, den Ort zu erforſchen, wo die geheime Operation vorging, allein jeder Verſuch, Zutritt zu erhalten, wenn gleich noch ſo fein angelegt, war bisher geſcheitert. Nach gerade fing Graf Georg an des vergebenen Spieles, das ſeinem Charakter gar nicht zuſagte, müde zu werden, als er endlich zu bemerken glaubte, daß eine geheime unſichtbare Hand allen ſeinen Wünſchen entgegen ſtrebe.

So war es auch in der That. So versteckt auch sein Plan angelegt war, so konnte er doch die nie ermüdende Wachsamkeit der venetianischen Polizei nicht einschläfern, man umlagerte ihn mit Spionen von allen Seiten und bald hatte man es weg, wer er sei und was er wolle? Da der Mann viel Geld verzehrte, und nachdem seine Absicht enthüllt war, nicht schädlich seyn konnte, ließ man ihm einige Zeit sein Spiel treiben und begnügte sich damit, alle seine Anschläge zu vereiteln; endlich schien es aber genug zu seyn, und eines Morgens, als Graf Georg abermals einen seiner listigen Versuche, auf dessen Gelingen er die größten Hoffnungen gebaut hatte, gescheitert sah und nun seine Erfindungsgabe erschöpft war, trat ein Diener des hohen Rathes herein, der ihm andeutete, sein Name und seine Plane seien entdeckt, und seine Gegenwart in der Republik von nun an überflüssig — ja unangenehm. Nicht verkennen werde er die Milde der hohen Signoria in diesem Verfahren, und die Achtung, die sie gegen seinen Vater bezeuge.

Mit schwer verhaltenem Grimm verließ Graf Georg die Inselstadt, denn überlistet sah er sich dem Spott und Hohngelächter der stolzen Republikaner

Preis gegeben, Zeit, Geld und Mühe verloren, eine unwürdige Rolle gespielt und — seinen Zweck nicht um einen Schritt näher gerückt. Doch eben dies alles entflammte seinen Muth noch mehr, gab Riesenkraft seinem Vorsatz, unerschütterliche Stärke seinem Willen und endlich auch das ersehnte Gelingen.

Tief in sich gekehrt, düster brütend über einen Gedanken, der nur noch als Keim eines Planes in düsterer Ferne mit unbestimmten Formen schwebend, der näheren Gestaltung wartete, so verfolgte er halb bewußtlos die Straße nach der fleißigen Steyermark, von dort Tyrol sich zuwendend, um in beiden Ländern die Bergwerke zu befahren und Ausbeute an Kenntnissen, köstlicher als jene, die der Menschen unersättlicher Fleiß aus der Erde finsteren Tiefen an das Licht brachte — sich eigen zu machen. Mehrere Monden verstrichen, und Georg trat die Rückreise nach dem Vaterlande an. Doch plötzlich verschwand er von der Straße, von einem einzigen treuen Diener begleitet, das übrige Gefolge hatte den gemessenen Befehl erhalten, fort zu ziehen, seine Abwesenheit bestens zu verbergen, und den Vater über des geliebten Sohnes Schicksal zu beruhigen.

Die erste Sorge war, sich ärmliche Kleidung zu

verſchaffen und Bart und Haar wachſen zu laſſen, um ſelbſt für nähere Bekannte unkenntlich zu werden. In kleinen Tagereiſen, mit manchen theils willkührlichen, theils unwillkührlich herbeigeführten Verzögerungen näherte ſich der wißbegierige junge Mann, zu Fuße in abgenützter Bettlerkleidung mit verwildertem Angeſicht, jener dem tobenden Meere aufgedrungenen Stadt, die er kurz vorher im hellen Glanze des Reichthums und Überfluſſes verlaſſen hatte. Noch ſchien ihm dieſer Abſtand nicht groß genug, darum fügte er ſeinem anſcheinend erbarmenswürdigen Zuſtande auch noch den Schein der Blödſinnigkeit hinzu, und hielt ſich, zu Venedig angelangt, vorzüglich in jener Gegend auf, wo die Kohlenſchiffe landeten. Hier trieb er ſich in halb wahnſinniger Unruhe herum, ſprach die Vorübergehenden um eine Gabe an, hüpfte, tanzte, unterhielt ſich mit Schwänken und half wohl auch mitunter den Laſtträgern bei ihrer Arbeit. Endlich ward er mehr gebraucht, und da er mit jedem Lohn zufrieden war und ſeine Verrichtungen pünktlich vollzog, gab man ihm gar oft den Vorzug vor den andern, ſo daß er ſtets beſchäftiget ward.

Durch dieſes mühſam fortgeſetzte Betragen gelang es ihm, die Aufmerkſamkeit der Regierungs-

aufseher zu erregen, die bei der geheimen Metallschmelzung angestellt waren und in stäter Verbindung mit den Kohlentransporten vom festen Lande standen. Als Tagelöhner zu den gröbsten Arbeiten gebraucht, war es ihm freilich nur vergönnt, in die Vorhalle des mysteriösen Tempels zu treten, allein auch dies schon war viel gewonnen, leuchtete doch nun die Hoffnung weiter, ja bis an das mühsam gesuchte Ziel zu gelangen. Und — sie trügte auch nicht. Der blödsinnige Mensch, der sein zugemessenes Tagewerk sklavisch, aber mit aller Treue verrichtete, schien so wenig gefährlich und so gut zu verwenden, daß man ihn bald zu den geheimsten Arbeiten zuließ und unbesorgt um seine Gegenwart der Kunstgriffe keinen verbarg. Mächtig schlug dem Edlen das Herz im Busen, als er sich nun der mit so schweren Aufopferungen errungenen Erfüllung seines heißen Wunsches nahe sah, mühsam konnte er nur den Ausbruch der ungestümen Freude zurückhalten, und schwerer war ihm seine Rolle nie geworden, als jetzt, wo er den mächtigen Durst nach Wissen an der Quelle sitzend nur tropfenweise, nur verstohlen löschen durfte.

Beinahe ein ganzes Jahr, in peinlicher Verstellung dahingebracht, war nun verflossen, aber der Zweck

erreicht, das große Werk vollendet, Graf Georg in Beſitz alles deſſen, was er ſo eifrig geſucht, was ihm liſtig vorenthalten, was von unberechenbarem Vortheil für ihn und ſein Vaterland — das theure, das geliebte — ſeyn ſollte. Doch nun war des Opfers auch genug, der verkappte blödſinnige Tagelöhner verſchwand, um in ſeines Vaters Armen die lang entbehrte Wonne des ſüßen Wiederſehens zu genießen, und ſeinem Vaterlande die Früchte ſeiner ausdauernden Anſtrengung zu widmen. Nicht ging das edle Metall weiterhin nach Venedig, man übte die Kunſt der Scheidung mit Erfolg zu Hauſe, ſo daß die Thurzonen (Georg folgte ſeinem Vater in allen Ämtern und Würden) ungeheure Reichthümer erwarben, dem Könige nun erſt die Bergwerke reichliche Zinſen trugen, und ein Heldenſtamm gegründet wurde, der durch anderthalb Jahrhunderte dem hart bedrängten Vaterlande ein ſtarker Thurm und feſter Hort war, an dem ſo manche Alles zu verſchlingen drohende Welle zu leerem Schaum und ohnmächtigem Dunſt zerſtäubte.

# Der Mädchenbrunnen zu Pöſtény.

Unferne der, dem Volkswahne nach, ſchon den Römern bekannten Heilquellen zu Pöſtény, zeigen ſich die Trümmer einer alten Kirche, ehedem der Brüder des Tempels, Zeuge der wunderſamen Steinbilder, die aus den ſchattigen Trümmern, wie die letzten Laute untergegangener tiefer Weisheit, den einſamen Wandersmann anſtarren. Nahe an der Kirche quillt ein klarer Born aus der Tiefe, an dem ſchon ehemahls die Ritter des rothen Kreuzes die kampfesmüden Sinne labten, und wo ſie noch jetzt als hehre Rieſengeſtalten in ſchauerlicher Mitternacht umkreiſen, klagend um ihren herrlichen Stamm, durch argen Frevel geſtürzt, gleich dem gewaltigen Fels des Gebirges, den die von der Schwäche gelegte Mine donnernd aus ſeinen weltalten Fugen reißt und in das Thal niederſchmettert.

Doch nicht bloß die grauſenden Erſcheinungen der Geiſterwelt umkreiſen dieſen Born. Seinem Rande

entschweben auch süße Orakel für liebende Herzen. Alljährlich in der Nacht, welche dem Festtage des heiligen apostolischen Königs Stephan vorhergeht, der hier mit eigener Hand den Grundstein zur Kirche gelegt und dessen seliger Geist noch liebend seine Schöpfung umschwebt, wandern die mannbaren Jungfrauen um die Mitternachtsstunde hinaus, an diesen Brunnen die Krüge zu füllen, deren Welle am morgenden Festtage mit frischem Glanze sie schmücken soll. Im eifrigen Gebete knien sie dann auf der Kirchenschwelle hin, denn es geht die alte Sage, daß sich frommen Gemüthern, die also den Heiligen ehren, am andern Morgen, der für ihr Leben bestimmte Gefährte auf dem Kirchengange in der Gestalt des ersten sie begegnenden, unverehlichten Mannes zeige. Seit alter Zeit gehen die Jungfrauen, um aus der heiligen Flut Gewißheit für ihres Herzens heimlichstes Hoffen zu hohlen, und also kündet eine liebliche Sage den Ursprung des frommen Gebrauches.

Gleich einer Rose erblühte Boritza, Bolko's Tochter, doch gleich der Königinn der Blumen umstarrten auch sie rauhe Dornen. Gern hätten diese Dornen die milde Hand inniger Liebe mit neidischem Stachel vertrieben, wenn es für die Liebe einen gäbe.

Reiches Beſitzthum gab Bolko ein großes Anſehen in der Landſchaft umher, doch hart wie das Metall in ſeinen Kiſten, ſtieß er mit rauher Sitte jegliche herzliche Annäherung zurück. Weniger mit beſtimmter, drückender Härte, als mit rauhem Mangel väterlicher Liebe quälte er ſein duldendes Kind, das ihm nichts war, als ein lebendiges Weſen; ſein Herz ſchlug nur für todten Glanz. Doch auch dieſen Wermuthskelch ſollte Boritza leeren. Sie war beſonderer Obhut der Schweſter ihres Vaters untergeben, deren Schönheit und Jugend längſt verdorrt war; denn gleich der Flechte auf harten Felſen, hatte ſie ihr Leben nie zur Blüte gebracht. Feſſellos haftete ſie auf dem Stein, und nimmer hatte ſie erfahren, wie ſüß es ſei, mit allen Herzwurzeln den Boden zu durchranken, daß er eins mit der Pflanze und jegliche Trennung ihr auch Tod wird! — Gleich dem feuerſprühenden Zauberdrachen, der zu ſeiner Pein ihm nutzloſe Schätze hütet, durchſchlich ſie die Gänge der Burg, mit neidiſchem Blick das arme Mädchen verfolgend. Giftigen Mehlthau nannte ſie die Liebe, denn ſie kannte nicht den heiligen Thau, welcher der ſchweren Erde entſtiegen, an des Mondes reinem Strahl ſich läutert und dann allnächtlich, wenn

das wilde Getümmel ſchweigt und bloß die Nachtigall ſchwermüthige Liebesklagen durch die Zweige flötet, in die träumeriſch nickenden, halbgeſchloſſenen Kelche der Blumen ſinkt, daß ſie dann dem großen Weltauge mit überirdiſcher Zauberſchönheit entgegenſtrahlen. — Zu magdlichem Dienſt trieb ſie mit rauhem Scheltwort und geheimer Schadenfreude die unglückſelige Boritza, zernichten wollte ſie die ſchöne Knospe, die ein Meer von Lieblichkeit in ſich ſchloß, von der ihr Sinn nie nur einen Tropfen hätte ahnen können. — Aber es ſollte ihr nicht gelingen und ihr Bemühen zog über Boritza's blendende Schönheit nur den milden Schleier ſchmerzlicher Sehnſucht, die zum Himmel emporſchaut und mit einer funkelnden Thräne, die dem tiefſten Herzen heimlich entquollen, die gefeſſelten Gemüther unfehlbarer, mächtiger nach ſich zieht, als es das glänzende Banner des fröhlichen Lebens vermag. Tief in die Blätter der ſchüchtern ſich öffnenden Knospe war ein Tropfen jenes milden Liebesthaues geſunken, und mochte auch von außen der giftige Wind der Wüſte ſtürmen, im innerſten Herzen der Blume thronte die heilige Kühle, thronte der Thautropfe vom Himmel, der ſtets mit neuem tieferm Leben die ſchmachtenden Blätter durchzog. Imre war es, der

in Boritzens Seele die ſchlafenden Gefühle weckte. Herrlich hob er ſich empor, gleich den ſchlanken Tannen des Gebirges, unter der Lockennacht blitzte das ſchwarze Auge, als ſollte ſein Strahl vernichten, aber ſah er die, die er zur Herrinn ſeines Herzens erkoren, glänzte es mild, wie der ſinkende Abendſtern, den des Meeres kühle Wogen umrauſchen. Sonſt hatte Boritza nur die Dornen und Klippen des Lebens gekannt, nirgends hatte für ſie in den rauhen Klüften ein Blümlein geblüht, und doch wälzte es jedesmal von ihrem Buſen eine ſchwere Laſt, wenn des Vaters rauhes Wort einen Freier verſcheuchte; doch ſeitdem der Strahl aus Imre's Auge in ihr Herz hineingeleuchtet hatte, war es, als hätte das rauhe Geklipp Leben bekommen, tauſend Blumen waren ihr aufgegangen und umwoben die ſcharfen Felſen, die ſo oft ihr weiches Gemüth verwundet hatten, mit einem linden duftenden Teppich; über der Muſik, die ihr Herz wie Flötentöne in der Mondnacht durchtönte, verhörte ſie das feindliche Schelten der widerwärtigen Mächte in der Außenwelt, das nun nur mehr an die Schale ihres Heiligthums anbranden konnte, doch nimmermehr in ſeinen Kern dringen. Doch goß ihr des Schickſals Eiſenhand in die Honig-

tropfen mit vollen Zügen des Leidens bittern Wermuth. Nur heimlich durfte ihre Liebe blühen, daß der Neid sie nicht zerknickte, und eignen stillen Reiz gab das süße Geheimniß, das, am innern Leben überreich, sich schamhaft dem Auge der Welt verbarg, gleich der Nachtviole, die im Sonnenschein, ihre Düfte im tiefen Kelch begrabend, sie erst am blauen Mondesstrahle aushaucht. Aber ein ewiger Stachel zerfleischte ihr blutendes Herz: sie liebte hoffnungslos, denn Imre, aus edlem Geschlecht entsprossen, besaß nichts als sein liebreiches Herz, das, rein wie Gold, unendlich das todte Metall überwog. Der Alte hatte geschworen, nur dem dieses herrliche Kleinod zu lassen, der seinen Mammon ihm zu verdoppeln vermöchte. Trüb und blütenlos, eine graue Nebelwüste, lag das Leben vor ihr, kaum erhellt durch die Augenblicke, wenn sie am engen Fensterlein den Geliebten kommen sah, der mit Lebensgefahr die Mauer erkletterte, um durch das neidische Gitter die zarten Hände zu fassen und holdes Liebesgeflüster zu tauschen. Einst hatten sie in süßen Klagen und Thränen, in Hoffnung und unendlicher Sehnsucht die Stunde überhört, die gebieterisch an den Abschied mahnte; plötzlich wurden sie von der Alten überrascht, die schon

lange jeglichen Winkel mit spähendem Argwohn durchgewandelt. Mit einem gellenden Schrei weckte sie die Liebenden aus ihrer süßen Betäubung. Erschrocken flehte Boritza ihren Geliebten zu entfliehen und als er, bloß auf sie bedacht, damit zögerte, enteilte sie selbst dem unglücklichen Orte, der ihres Glückes Grab geworden war, verfolgt von dem Zorne der Alten, den nicht einmal Boritzens demüthige Hingebung entwaffnen konnte. In stillen Thränen durchweinte sie die Nacht, als schon längst des Schlafes bändigende Kraft die Wuth ihrer Verfolgerinn schweigen gemacht hatte.

Am Morgen wankte die bleiche Boritza durch die öden Gänge, die für sie zum Gruftgewölbe geworden waren, als ihr rauher Vater von Neuem begann, ihr Herz mit bösen Worten zu zerfleischen. Zuletzt rief er Imre und gebot dem unglücklichen Jüngling unter drohenden Flüchen, der Burg zu entfliehen. Flehend faßte Boritza ihres Vaters Hand, der aber stieß die Jammernde von sich und wiederholte sein Gebot. Da nahte ihr Imre zum Abschied noch einmal und sich niederbeugend flüsterte er leise und schnell: »Um Mitternacht beim Tempelbrunnen.« Heimlich gab ihm das Mädchen zum Zeichen der Gewährung

die Hand und begleitet von ihren Thränen zog er zur Burg hinaus.

Reges Leben bewegte sich in der Burg, denn es war der Vorabend des heiligen Stephansfestes und die Flut der Beschäftigungen, die bei dieser Gelegenheit auf Boritzen lasteten, machten, daß ihr Schmerz mehr in ihr Inneres zurückgedrückt, den forschenden Augen der Bosheit entging. Allmälig sank die Nacht hernieder und oft wollte sie ein Schauer überschleichen, denn es pflegten oft bei heimlicher Mitternacht die Brüder des geopferten Tempelbundes um den ehemaligen Sitz ihrer Herrlichkeit klagend zu wandeln, und manche schauerliche Mähre erzählte die Sage von diesem Ort. Endlich rief der Wächter die eilfte Stunde aus, da vergaß Boritza ihre Schauer, leise hob sich das Hoffen in ihrem Herzen, muthig ergriff sie einen Krug, wie um ein Vergessen des Tages zu verbessern, und eilte, da Alles um sie in tiefem Schlafe lag, unangefochten zur Burg hinaus, dem Brunnen zu.

Schon harrte ihrer der Geliebte am Brunnen, wo sie auf ewig von ihrem Glücke scheiden sollte; Thränen erstickten ihr letztes Lebewohl und doch, daß sie es sich sagen konnten, war wieder den verwundeten Herzen ein Balsam; da war die Stunde des

Scheidens herangekommen und mit gebrochenem Herzen rissen sie sich los. Auf dem Rückwege hatte Boritza aus dem Tempelbrunnen geschöpft und lehnte sich traurig über den Rand des Brunnens, ihre Thränen mit seiner Kristallflut vermischend. Plötzlich ward sie von einem milden Licht umflossen, erschrocken blickte sie auf, da sah sie in himmlischem Glanze die Gestalt des heiligen Königs vor sich stehen. Mit mildem Ernste blickte er auf das unglückliche Mädchen, die vor ihm in die Knie gesunken war. »Fasse Muth,« begann der Heilige, »auf Ihn vertraue, dem die Herzen weiches Wachs sind, also ist sein Rathschluß: der erste Mann, den deine Augen morgen ersehen, wenn du zur Kirche gehst, den hat dir sein ewiger Wille zum Gefährten des Lebens bestimmt, murre nicht, sondern füge dich mit kindlichem Sinne dem, der Alles zum Besten führt.«

Erstarrt war Boritza niedergesunken, bewußtlos kehrte sie heim, ein fürchterlicher Kampf wogte in ihrem Herzen, das umsonst den Todesstoß erwartete oder Erlösung! Endlich ward sie von der Flut der Gedanken und Gefühle übermannt, und ein tiefer Schlummer löste die Last von ihrem gepreßten Herzen. Wunderbar ward sie gestärkt. Als sie am Mor-

gen erwachte, hatte ſie Ergebung und Vertrauen gefunden, ja zuweilen ſchien ihr ſüße Hoffnung den Pfad zu vergolden, den ſie ſtumm zwiſchen ihrem Vater und der Alten wandelte. Da erſah ſie plötzlich am Wege ihren geliebten Imre, er konnte die Gegenden, wo ſein Leben blühte, nicht verlaſſen, bevor er ſie nicht noch einmal geſehen. Kaum konnte Boritza das Gefühl ausbrechender Flamme etwas dämpfen, aber im Vorübergehen ſprach ſie laut und freudig dem Geliebten Muth und Zuverſicht ein. Schon zog des Zornes Ungewitter ſich über ihr Haupt zuſammen, aber ſchon war ſie in die Kirche geeilt, ihr freudenvolles Herz in innigen Dank auszugießen vor dem gütigen Lenker ihres Schickſals, der in ihres Leidens Nacht ſolch einen hellen Hoffnungsſtrahl geſandt hatte. Es begab ſich auch, daß binnen Jahresfriſt die Alte ſtarb, und Boritzens Vater durch ſchwere Krankheit an den Rand des Grabes gebracht, durch harte Schläge des Unglücks mürbe und weich geworden, willigte endlich ein, ſeiner Tochter höchſten Wunſch zu erfüllen, den er auch, ſeit er von der Erſcheinung hörte, für den Willen des Himmels erachtete. Und ſie reichte dem Geliebten an eben dem Orte die Hand,

wo ihr zuerſt der Hoffnungsſtern von ſo viel dunkeln Wolken umthürmt, aufgegangen war.

Seit jenen Tagen ward es Sitte unter den mannbaren Mädchen jenes Ortes, am Vorabend des heiligen Stephan am Tempelbrunnen Waſſer zu ſchöpfen, und ſeinen Schutz mit brünſtigem Gebet zu erflehen, auf daß des andern Tages die für's ganze Leben entſcheidende Begegnung günſtig ausfalle, den geheimen Wünſchen der Betenden gemäß.

# Der Berggeiſt des weißen Gebirges.

In der Kette der bei Preßburg anhebenden Karpathen, überragt alle nachbarlichen Gipfel die Doppelſpitze, die ſich ob den Burgtrümmern von Szomolan erhebt. Sie iſt es, die den Anwohnern des Himmels wahre Geſinnung verräth; ſein Antlitz mag noch ſo ſehr in tückiſcher Freundlichkeit glänzen, ein Rauſchen und Brauſen in ihren mächtigen Eichen, das aber die Bäume des Thales unberührt läßt, mahnt die Landleute ihre Säumniß zu betreiben, ehe das Wetter ſeine Schrecken aus dem Schooß der Heiterkeit ſchleudert. Stumm gehorcht jeglicher der Mahnung des mächtigen Berggeiſtes, deſſen Namen heilige Scheu nicht auszuſprechen wagt, eingedenk des ſtrengen Gerichtes, das er einſt über die Unterdrücker hielt und von dem an er ſeine Nähe durch die brauſende Fahrt in der Waldnacht kund gibt.

Vor langen Jahren war Szomolan im Beſitze

Eines aus dem hohen Hauſe der Erdödy, den aber Sorge um die Angelegenheiten des Reichs, in der Königspfalz, fern von ſeinem Erbe gebannt hielt. Zongor, einen Leibeigenen ſeines Hauſes, der aber in wackern Kriegen ſich Freiheit und mit ihr Gut und Anſehen erſtritten, hatte er zum Hüter ſeiner Burg beſtellt und ihn mit Macht gerüſtet in geringern und eiligen Fällen als ſein Stellvertreter zu handeln; aber den zum Knecht gebornen, hatte die Freilaſſung nicht frei gemacht und er übte die übertragene Herrſchaft als Knecht. Unerträglich Allen, laſtete ſein Druck unerträglicher auf denen, die ihn niedrig gekannt und ihn hatten ſteigen geſehen. Wie ein böſer Kettenhund bewachte er das Ohr ſeines Gebieters und wehe den armen Bitten und Klagen, die dort den Eingang ſuchten, ſchwer mußten einige es büßen, Zongor wußte ſich als um ſeinen Eifer gehaßt und verfolgt darzuſtellen, nur feſter und unumſchränkter wurde Erdödy's Vertrauen und um ſo rath- und hülfloſer die Lage der zu Szomolan Pflichtigen.

Eines Tages beſchied Zongor einen armen Tagelöhner vor ſich, übergab ihm ein Schreiben an ſeinen

Herrn in Preßburg und gebot ihm es hinzutragen; doch nur drei Stunden Frist gönnte er ihm zum Hinweg, in einer sollte er abgefertigt seyn, und dann seine Heimkehr wieder in dreien vollenden!! Jammernd stellte ihm der Bote vor, wie selbst rüstige Renner es kaum in der doppelten Zeit erzwingen könnten, aber Zongor's wilder Blick und dräuender Fluch schnitt ihm die weitere Rede ab und trostlos machte er sich auf den Weg. Unfern der Burg um eine Waldecke biegend, gewahrte er einen Mann, auf einem mit drei Rappen bespannten Wagen, langsam desselben Weges ziehen. Mit betrübtem Blick sah er zu ihm hinauf, der Fuhrmann hielt, er fragte was ihn drücke? und hieß ihn das Fuhrwerk besteigen. Ein furchtbarer Peitschenhieb, der lange in den Hügeln fortknallte, mahnte die Rosse zur Abfahrt, die vor sich ging, wie der Sturm über Länder fährt, daß dem Boten die Sinne schwanden, bis der Wagen am äußern Thor still hielt, wo ihm der Fuhrmann gebot, sein Geschäft zu vollbringen und seiner an der Stelle zu harren versprach.

Staunend sah der Bauer auf dem Markte noch volle Geschäftigkeit, denn noch stand die Sonne hoch

und doch war Mittagszeit schon vorüber, da ihn der Vogt ausgesandt. Wie im Traum übergab er das Schreiben, ward abgefertigt und stellte sich wieder bei seinem wunderbaren Führer ein. In gleicher Eile brausten die Rosse zurück, bis an der Waldecke der straffe Zügel sie halten machte; lächelnd entgegnete der Fuhrmann des Boten furchtsamem Blick, mit dem er ihn und sein schäumendes Gespann maß: »Du fürchtest dich wohl, aber sei unbesorgt, du fuhrst mit Gott. Ich weiß meine Rosse zu lenken, sie sind von dauerhafter Zucht und heute bekommen sie den vierten Gesellen, ihnen zu helfen, dann soll es erst lustig gehen!« — Schwer auf seufzten die Rosse, der Fuhrmann lachte, verlor sich zwischen den Bäumen und sich bekreuzend, eilte der Bauer hinauf, Zongor Rechenschaft von seiner Sendung zu geben. Starr hörte dieser den Bericht von seiner Wiederkehr, er begriff nicht, daß das wahr seyn sollte, was er in tollem Übermuth verlangt. Doch der Brief war seines Herrn, Schrift und Siegel bezeugten es, da ließ er den Boten kommen, den Hergang aus seinem Munde zu erfahren. Treu erzählte dieser, was geschehen, bei jedem Wort ward Zongor

bleicher, ſein Haar ſtarrte empor, blutig fiel das letzte Abendroth durch die Scheiben. Wie von vergifteten Pfeilen getroffen, ſank er zuſammen. Im Hof knallte die Peitſche des fremden Fuhrmanns und mit vier ſchwarzen Roſſen fuhr er jetzt über die Zugbrücke hinaus in den finſtern Wald.

# Das Windschloß.

Die über das »weiße Gebirge« aus der Preßburger in die Neutraer Gespanschaft und aus dieser nach Mähren führende Straße, läuft bis zu dem ansehnlichen Ort Nádas in der Ebene fort, erhebt sich dann in sanften Windungen am Fuße des Wetterlings über kahle Hügel auf beträchtliche Höhe und verschwindet endlich im Dunkel des Waldes. Bevor das Fuhrwerk noch bergauf sich wendet, muß es alsobald außer dem Dorf an einer Thalöffnung vorüber, die ihm einen freundlichen Bach und bei großer Hitze wohlthätig kühlenden Luftzug entgegen fächelt. Oft verstärken sich diese jedoch bis zum schreckbarsten Sturm und bringen den Reisenden in Gefahr auf der hohen geländerlosen Brücke, unter welcher der zum Strom geschwellte Bach in donnerndem Brausen sich fortwälzt. Stets, man mag vorbeikommen zu welcher Jahrs- oder Tagszeit nur immer, herrscht hier ein in die Ebene sich drängender Luft-

ſtrom, bald milder bald heftiger, je nachdem es ruhiger oder tobender im Windſchloß hergeht, oder dem Berggeiſt gefällt, den Reiſenden zu necken oder ſanft zu fächeln. Folgt man dem Lauf des plätſchernden Waſſers etwa eine Viertelſtunde weit, erhebt ſich rechts ein zackiger, Mauern, Thürme und Zinnen wunderbar darſtellender Fels, mit einem weitgeöffneten, ganz frei daſtehenden Bogenthor, als lüde es den Vorübergehenden zum Beſuch der Burg. Aber deſſen hüten ſich die Anwohner ſorgfältig und gehen ſelbſt nicht gerne vorüber, wohlwiſſend, in dieſem Schloß halte der Berggeiſt die Winde gefangen und laſſe ſie nur zeitweiſe aus ihrer Haft, wo ſie dann mit deſto größerer Haſt und Gewalt aus dem Felsthor brechen und wenn ihnen gerade ein Menſch entgegenträte, ihn rücklings den Berg hinabſtürzen würden.

Wie es aber im Innern dieſes Windſchloſſes ausſehe, deſſen Gemächer tief in den Bauch des Berges ſich ſenken, das erkundet wohl keine menſchliche Seele. Wer ſich in die Nähe wagte, wäre den Unterirdiſchen verfallen. Zwar gelangte einſt, vor vielen Jahren ein frommes, unſchuldiges Mägdlein in die Behauſung der wilden Stürme; aber froh des geretteten

Lebens wußte ſie, als ſie wunderbar an das Tageslicht zurückgelangt, wenig zu erzählen, das die Neugierde befriedigt hätte, denn Schreck und Angſt hatten ihre Sinne befangen. Was und wie es ſich aber mit ihr begeben, war Folgendes:

In einem Hüttchen an des Dorfes äußerſtem Ende lebte einſt die Witwe eines Bauers, der vormals der reichſte in der Umgegend, durch wüſtes Leben um Alles gekommen, in tiefſter Armuth geſtorben war und von Haus und Hof verjagt, mit Mühe noch dies entfernte, kleine Häuschen erhalten hatte. Fromm, gottesfürchtig und arbeitſam war die Frau, mühſam von der Hände Arbeit ſich nährend; zu eben dieſen Tugenden erzog ſie die einzige Tochter Borſa, denn eine andere Ausſteuer konnte ſie ihr nicht geben und im Vertrauen auf die Vorſorge deſſen, der die Raben ſpeiſet und die Lilien des Feldes kleidet, glaubte ſie feſt und innig, auch auf ſie werde ſich ſein Vaterblick ſenken, wenn er ſie fort und fort bei Gebet und Arbeit träfe. Dies Vertrauen ward nicht getäuſcht, ſtill mit manchem Kummer, aber auch mit mancher Freude floß ihr Leben dahin, beſonders ſeit Borſa ſo weit herangewachſen war, daß ſie der Mutter hülfreich beizuſtehen vermochte. Mit Fleiß und Eifer

widmete ſich das Mädchen jeder Arbeit, ſpähte nach jeder Gelegenheit, wo ſie der geliebten Mutter die ſchwere Sorge des Lebens erleichtern konnte. Aber nicht bloß die fleißigſte und ſittſamſte, auch die ſchönſte des Dorfes war Borſa, ihr ſelbſt unbewußt in einſamer Abgeſchiedenheit herrlich aufgeblüht und von ſorgſamer Mutterhand vor dem Peſthauch der Schmeichelei bewahrt.

Die Hütte der Armuth wird wenig beſucht, deshalb wurde die Einſamkeit Borſa's und ihrer Mutter nur wenig unterbrochen, und ſie würden vielleicht ganz unbemerkt geblieben ſeyn, wenn nicht die Pflichten der Religion ſie in größere Verſammlung im Hauſe des Herrn geführt hätten. Mit Neid blickten die Mädchen, mit leuchtender Freude die Burſchen des Ortes auf die Eintretende, deren holdes Antlitz durch die Glut der Andacht neuen Liebreiz erhielt. Geſtehen mußten beide, Borſa ſei die ſchönſte, aber, ſagten die Burſche, auch die unzugänglichſte von allen, darum traten alsbald die leichtfertigen Freier zurück, deren ein armes Mädchen wohl zum Tändeln, aber keinesweges zur Hausfrau anſtand.

Nicht ſo dachte Toma, des reichen Richters Sohn, der anfangs aus Zeitvertreib ſich unter die Bewerber

mengte, aber bald von edlerem Gefühl durchdrungen, ſein Herz der Holden weihte und das ihre zu rühren wußte. Denn, ſobald ihm die ſüße Gewißheit ward, daß Borſa ſeine Huldigung nicht abweiſe, eilte er zum Vater, deſſen Einwilligung zur Verbindung zu erflehen. Dieſer, ein rauher, harter Mann, auf ſeinen Reichthum pochend, ſchalt den Sohn einen verliebten Thoren, und verbot ihm jeden Gedanken an eine Heirath mit einer Bettlerinn, die ſich glücklich preiſen könnte des Schweinhirten, nicht aber des Erſten im Orte Gemahlinn zu werden. Nicht ſo leicht ließ ſich der Sohn abweiſen. Fortwährend beſtürmte er den Vater mit Bitten, achtete nicht ſeiner Drohungen und Strafen, ſchlug andere Verbindungen trotzig aus, und erklärte endlich beſtimmt, daß er nie eine andere, als Borſa heirathen werde.

Nachdem der Alte alle Zwangsmittel vergebens erſchöpft und ſich von der Hartnäckigkeit ſeines Sohnes überzeugt hatte, blieb ihm wohl nichts übrig, wollte er ſeinen Zweck durchſetzen, als Borſa zu entfernen. Wie das anzufangen ſei? war nun die Frage, die er zu löſen ſich nicht traute, denn offene Gewalt ließ ſich nicht anwenden. Es lebte aber gerade

damals in einem abgelegenen Theile des Dorfes ein altes Weib, die unter dem Namen der klugen Frau bekannt, ſich mit Zauberkünſten abgab, durch welche ſie den Menſchen in leiblichen und geiſtigen Gebrechen hülfreich beiſtand und dafür ihre Opfergaben nahm. Zu dieſer eilte der erzürnte Richter und bat ſie um Hülfe und Beiſtand gegen das verruchte Mädchen, das ſeinem Sohn einen Liebestrank beigebracht haben müßte, da er ſo feſt an ihr hinge. Mit Verheißungen entließ die Zauberinn den Flehenden und gebot ihm, nach einigen Tagen wieder vorzuſprechen.

Indeß war Borſa's Mutter ſchwer krank geworden und trotz der ſorgſamſten Pflege der Tochter, verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand von Tag zu Tag. Alles, was Borſa an Mitteln bekannt war, was ſie hülfreich glaubte, oder von Nachbarinnen preiſen hörte, ward erſchöpft, doch die geliebte Kranke ſtets ſchlechter. Da ergriff ſie beinahe Verzweiflung und der Rath einer Beſuchenden bei der klugen Frau Hülfe zu ſuchen, ſchien ihr Stimme des Himmels ſelbſt. Sie flog mehr als ſie ging zu der gefürchteten Alten, der das erkorne Schlachtopfer höchſt willkommen war. Nachdem Borſa mit zitternder Stimme ihre Bitte

vorgetragen hatte, ſchlug die Zauberinn ihre geheimnißvollen Bücher auf und las lange darin. Endlich begann ſie: »Unwiederbringlich iſt deine Mutter verloren, reichſt du ihr nicht den Trank eines Krautes, das nur an einer Stelle und zu beſtimmter Stunde zu finden iſt. Jene, iſt die Thorſchwelle des Windſchloſſes; dieſe, Mitternacht bei Mondeswechſel. Haſt du Muth, ſo gehe allein, in der dritten Nacht von heute, an die bezeichnete Stelle, pflücke das Wunderkraut, das ſich dort über alle andern erhebt und du haſt, was deiner Mutter Leben erhält.« — »Ach Gott,« ſeufzte Borſa, »wie ſoll ich das vollbringen, wie mich dem grauſenhaften Aufenthalt der Geiſter nähern, die mich verderben werden. Gibt es denn gar kein Mittel ſonſt, die gute Mutter zu retten?« — »Keines,« erwiederte die Hexe, »und verſäumſt du die dritte Nacht, iſt es dann zu ſpät.«

Troſtlos verließ das arme Mädchen die gefürchtete Alte, denn was dieſe forderte, ſchien ihr unmöglich. Doch als die Mutter immer ſchwächer, ihr Blick und ihr Wort immer matter ward, ſie ſelbſt im Gefühl des nahen Todes nur darüber jammerte, daß ſie die Tochter hülf- und ſchutzlos zurücklaſſen

müſſe, da brach dieſer das Herz und ſie beſchloß Alles zu wagen, um das theure Leben zu retten.

Angſtvoll verging ihr der Tag. Jeden ſeiner Augenblicke hätte ſie zurückhalten wollen, denn mit dem Verſinken der Sonne entſtand ihr der Muth und der Kampf zwiſchen Kindesliebe und Todesſchrecken durchzitterte ihr ganzes Weſen. Endlich war die verhängnißvolle Stunde da. Ein leiſer Schlummer hatte ſich auf die Augen der Kranken gelagert, der matte Schimmer der Lampe fiel auf ihr Angeſicht, das bereits einer Todten glich. Wenigſtens ſchien es Borſa ſo, und dies hatte den Kampf entſchieden.

Leiſe kniete ſie an dem Bette der Sterbenden nieder, empfahl ſie und ſich in inbrünſtigem Gebete dem Vater im Himmel, der die Reinheit ihrer Abſicht kannte, küßte ſchweigend die herabhängende Hand und ſchlüpfte durch die vorſichtig geöffnete Thür.

Wunderbar hatte ſie das kurze Gebet geſtärkt, doch konnte ſie ſich des Grauens nicht erwehren, als ſie hinaustrat in die finſtere Sturmnacht. In weites Dunkel gehüllt lag die Erde, von einzelnen Blicken des Mondes, den fliegende Wolken bald deckten, bald durchſehn ließen, ſparſam und abwechſelnd beleuchtet, mehr zum Schreck als zur Hülfe, denn er

# Der Rektor Magnificus.

Georg III., Graf von Thurzo, Palatin von Ungarn († 1617), hatte einen einzigen Sohn, auf deſſen Erziehung er alle Sorgfalt verwendete. Wirklich lohnte auch Emrich des Vaters Bemühungen durch einen beſonderen Fleiß, der dem Vaterlande um ſo größere Hoffnungen erlaubte, als ein glückliches Talent, trefflich durch ſelben unterſtützt, dem künftigen Manne jenen innern Werth zu geben verſprach, den Reichthum allein aufzuprägen nicht im Stande iſt. Um nichts hierin zu vernachläſſigen, glaubte Graf Georg, daß es nöthig ſei, ſeinen Sohn zur Vollendung ſeiner Bildung auf eine auswärtige Univerſität zu ſchicken, und wählte hierzu jene von Wittenberg. Mit einem auserwählten Gefolge, das der hohen Würde, die er im Lande bekleidete, und dem ungeheuren Reichthum, den er beſaß, angemeſſen war, ſandte der Palatin ſeinen Einziggebornen auf die hohe Schule, und hatte bald das Vergnügen, die befriedigendſten

Nachrichten über deſſen Fortſchritte zu vernehmen. Wirklich waren dieſe auch ſo ausgezeichnet, daß der junge Graf, erſt ſiebzehn Jahre alt, von dem akademiſchen Senate einſtimmig im Jahre 1615 zum Rektor Magnificus erwählt, und von dem Kurfürſten von Sachſen in dieſer ehrenvollen Würde beſtätiget ward. Es iſt noch ein Büchlein vorhanden, das im Jahre 1616 zu Wittenberg bei dieſer Gelegenheit gedruckt wurde, und den Titel führt, »Rectoratus academicus, id est orationes quas Comes Emericus Thurzo de Arva etc. Rector hactenus Academiae Vittenbergensis Officii causa publice habuit.«

Mit vieler Freude erfüllte den alten Grafen dieſe öffentliche Anerkennung der Verdienſte ſeines Sohnes, und er beſchloß alſogleich, ſo wie er den Bericht erhielt, die ungewöhnliche Ehre beſtens zu erwiedern. In dem Antwortſchreiben an den Sohn erinnerte er ihn dieſer ja nicht zu unterlaſſenden Pflicht, und beauftragte ihn zugleich, die ganze Univerſität zu einem glänzenden Feſte zu laden, jedoch damit ſo lange einzuhalten, bis nicht ſeine Boten aus der Arva, die er alſobald abſenden würde, ankämen.

Aus den Unterthanen des Schloſſes Arva wählt Graf Georg alſobald hundert Mann, wovon die mei-

ſten der lateiniſchen Sprache mächtig waren, geſellt ihnen mehrere berühmte Tänzer bei, die des einheimiſchen ſogenannten Heiducken-Tanzes, mit Streitaxt und Schwert kundig ſind, gibt ihnen Waffen und gleichförmige Nationalkleidung von dem braunen einheimiſchen Tuche, mit hohen Mützen, an deren Seite ein dreieckiger Lappen, gleich einem kleinen Fähnlein in der Luft ſchwebt, läßt in mehrere Rüſtwagen alles packen, was an Seltenheiten des Landes aufzutreiben iſt, und ſendet ſie, mit den nöthigen Aufträgen verſehen, unter dem Kommando ſeines Kaſtellans gegen Wittenberg. Wo ſie durchzogen, glaubte man eine Truppe Soldaten ſei auf dem Wege zu irgend einem Heere in Sold einzuſtehen, und legte ihnen um deſto weniger Hinderniſſe in den Weg, als ſie ſich gehörig auswieſen, und nirgend eine Ausſchweifung verübten. Als ſie nach Wittenberg kamen, marſchirten ſie vor die Stadt, und ſchlugen da ein förmliches Lager auf. Mit Schrecken erfüllte ihre Ankunft alle Bewohner, denn der Anblick dieſer bewaffneten ſchwarzen Männer ſchien wenig Gutes zu verſprechen, und die tauſendzüngige Fama verkündete die befürchteten, und erſt zu erwartenden Gräuelthaten als ſchon geſchehen an. Die Thore werden alſogleich geſchloſſen, die Wa-

chen verdoppelt, die Bürger zu den Waffen aufgerufen, und alle Anstalten der Vertheidigung gemacht. Der hochweise Rath in Eile versammelt, beschließt, bevor zu Feindseligkeiten geschritten würde, sich durch eine Gesandtschaft von den Absichten der dräuenden Fremdlinge zu unterrichten, und schickt deshalb ein Paar hochedle Herren aus seiner Mitte, um sich bei der vermeinten Räuberhorde anzufragen, wer sie sei, woher sie komme, wohin sie ziehe, und was sie wolle. Da tritt der Bauernanführer den Herren entgegen und sagt, die ganze Mannschaft sei aus den Unterthanen des Grafen Emrich Thurzo, des hiesigen akademischen Rektors Magnificus gewählt, und komme ihren Gebieter zu begrüßen, und ihm die Glückwünsche zu der neuerlangten ehrenvollen Würde zu überbringen.

Eben führte Graf Emrich seinem Amte gemäß den Vorsitz bei einer öffentlichen Prüfung im großen akademischen Hörsale, als man ihm die Ankunft seiner Vasallen meldete. Auf sein Ersuchen wurden ihnen die Thore geöffnet, und der sonderbare Einzug, unter dem Schalle der Geigen, Jagdhörner, Schallmeien und Sackpfeifen zog aller Augen auf sich. Vor dem Universitätsgebäude aufgezogen, kam der Anführer mit sechs Mann in den Saal, den Graf Emrich mit Fleiß nicht

verlaſſen hatte, da er wohl vermuthete, daß die Geſandtſchaft ihre gemeſſenen Verhaltungsbefehle haben werde, und begrüßte den Grafen mit einer zierlichen lateiniſchen Rede, in der er ihm die Freude ſeines Vaters und ſeiner getreuen Unterthanen über ſein neues Ehrenamt ausdrückte, und die feurigſten Wünſche für ſein langes Wohlergehen darbrachte, nebſt bei auch einige ſchmeichelhafte Komplimente für die Univerſität einflocht. —

Mit dem höchſten Erſtaunen erfüllte dieſe ſonderbare Erſcheinung alle Anweſenden, die ſich in das Benehmen dieſer anſcheinend rohen und furchtbaren Männer gar nicht finden konnten. Endlich bot man ihnen Sitze an, die ſie mit vieler Höflichkeit annahmen, und den Prüfungen mit aufmerkſamen Ohren zuhörten. Durch die Nachſicht und Bewunderung der Akademiker ermuntert, nickten ſie bald dem einen Beifall zu, bald ſchienen ihre Geberden andere Meinungen auszudrücken, ja endlich mengten ſie ſich gar zuerſt halb, dann ganz laut zwiſchen die Streitenden, halfen bald dem Einen bald dem Andern, ſo daß ihnen der Sonderbarkeit wegen der Antrag ward, die Prüfung ſelbſt durch den Vortrag beliebiger Streitfragen fortzuſetzen. Nach einer kurzen Berathung wählen ſie zwei aus ihrer Mitte, die als ganz ordentliche, wiſſenſchaftliche

Kämpfer auftreten, und zur allgemeinen Verwunderung, so wie zum großen Vergnügen aller Gegenwärtigen, ihre Sache ganz gut führen, bis endlich unter Beifallsrufen, Gelächter und Lärm die nie erhörte und nie gesehene Sitzung aufgehoben wird. Vorher jedoch ladet Graf Thurzo die ganze Universität zu einem Feste nach ein Paar Tagen ein, welches auch mit königlicher Pracht und Aufwand gefeiert ward. Brot, Wildbret, Wein, Obst, Fische waren aus Ungarn mitgebracht worden, und auf das pünktlichste besorgten die Arver die Bedienung der zahlreichen Tische, an denen mehrere Hundert Gäste bewirthet wurden, während andere mit Musik die Unterhaltung mannigfaltig machten. Nach Tische fingen die Tänze an, in denen sie besonders im Heiducken-Tanz bei den sehr schnellen verschiedenen zusammenstimmenden Bewegungen mit der Streitaxt und dem Schwert, eine so außerordentliche Geschicklichkeit bewiesen, daß ihnen die Wittenberger ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Endlich nachdem die Feste drei Tage gedauert hatten, entließ sie Graf Emrich reichlich beschenkt nach Hause, wo sich die Kunde von dieser friedfertigen Expedition noch bis jetzt bei den Nachkommen derjenigen, die dabei waren, erhalten hat.

# Das Wunderkreuz im Baume.

Der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Ungarn wildwüthende Bürgerkrieg raſte vorzüglich in den obern Geſpanſchaften und hatte in Preßburgs Umgebungen, bis wohin ſich die kaiſerlichen Truppen zurückzuziehen genöthiget geweſen, durch längere Zeit ſich behauptet. Die Schlacht bei Tyrnau und bald darauf jene bei Trentſin, von Heiſter über die Rákotzy'ſchen Truppen glänzend erfochten, nöthigte die Letztern, die Gegenden an der Donau und Waag gänzlich zu verlaſſen und in den hohen Karpathen an der polniſchen Grenze den kleinen Krieg fortzuſetzen, denn zu größern Unternehmungen fehlte fortan — Alles.

Die Ruhe kehrte nun auf den verlaſſenen Kriegsſchauplatz zurück, in ihrem Gefolge Erholung von den ausgeſtandenen Drangſalen und verdoppelte Betriebſamkeit, um mannigfaltig erlittenen Schaden zu erſetzen und dem geſunkenen Wohlſtand wieder auf-

zuhelfen. Hierzu gehörte vorzüglich das Wiederaufleben des Handels mit dem benachbarten Mähren, der zu großem Nachtheil beider Völker während der Unruhen gänzlich darnieder gelegen war; denn die Hauptstraße, auf der seine Gegenstände aus- und eingeführt wurden und noch werden, über das weiße Gebirge führend, lag mitten zwischen den kriegführenden Parteien und ward bald von der einen, bald von der andern behauptet. Nun sie frei geworden, strömten zahlreiche Kaufleute herbei, ihre lang zurückgehaltenen Waaren auf dem Hauptstapelplatz Tyrnau zu Markte zu bringen.

Allein eben dies reizte die Beuteluſt einer Räuberbande, die unter Anführung des furchtbaren Rajnoha, ihr Unweſen längs der ganzen Kette der weißen Berge trieb. Es war dieſer Mann — (von deſſen Gewandtheit und Rieſenſtärke die abenteuerlichſten Geſchichten im Munde des Volkes ſich erhalten haben) — Reiterkorporal Rákoczy's geweſen und nachdem ſein Herr geſchlagen und zerſprengt worden, flüchtig im Gebirge herumgeirrt. Hier fand er mehrere Kameraden, die gleiches Geſchick hierher geführt, ſtellte ſich an ihre Spitze und führte nunmehr den Krieg auf eigene Rechnung mit der ganzen Menſch-

heit! Listig, kühn und mit allen Thälern und Schluchten genau bekannt, erhielt er sich mehrere Jahre zum Schrecken aller Bewohner jenes ausgedehnten Gebirgszuges, die aus Furcht vor Brand, Mord und Plünderung nie seine Verräther wurden.

Einst zog eine zahlreiche Karavane mährischer Kaufleute zur Marktzeit nach Tyrnau, wo Rajnoha's Späher bald erfahren hatten, sie würden mit wohlversehenen Beuteln zurückkehren, denn ihre Geschäfte waren glücklich gewesen. Auf der Spitze des Berges Barwinek, in dichtem Walde erwartete sie die Räuberschar und überfiel sie. Nicht ohne Kampf ließen sie sich plündern; doch endlich erlagen sie der Übermacht und einer der angesehensten Handelsherren büßte seinen Widerstand mit dem Leben. An dem Fuß einer mächtigen hundertjährigen Eiche war er gefallen. Den Ort zu bezeichnen, hefteten seine Angehörigen ein Kreuz an den Baum, zugleich den frommen Wanderer zu erinnern, daß er des Gemordeten im Gebet eingedenk seyn möge.

Der Fang, den Rajnoha's Bande gemacht, war überreich ausgefallen, der Wunsch nach ähnlicher Beute dadurch um so heißer; die Gelegenheit des nächsten Marktes hierzu günstig winkend. Man berieth

ſich über die Maßregeln des Überfalles, und der Ort des verübten Raubes, als vorzüglich zum Hinterhalt geeignet, ward auch diesmal gewählt. Als die ziemlich zahlreiche Geſellſchaft hier lagerte, bemerkte einer der jüngern Räuber, man ſollte doch etwas ſeitwärts ziehen und nicht im Angeſicht des Gekreuzigten, der mit dräuenden Blicken auf ſie und ihr blutiges Vorhaben ſchaue, die Gewalthandlung vollbringen. Rajnoha fuhr ihn hart an, ob der knabenhaften Furcht, die ihn bei dem Anblick eines bemalten Blechſtückes befiele und lachte über die dräuenden Blicke, die einem Manne das Mark in den Knochen könnten gerinnen machen, der ſich doch für einen ganzen Mann ausgebe, aber im Grunde nur ein Weiberherz habe. Und als ſich der beſchämte Räuber zur Probe ſeiner Mannhaftigkeit erbot, erwiederte der Hauptmann; »Wohlan! bis ſich Gelegenheit ergibt, die deinen Muth bewährt, magſt du das leichtere, im Grunde ein Kinderſpiel, kaum werth der Rede, verſuchen. Gehe hin und ſchlag' den Kopf, der dich in Furcht geſetzt, dem Bild vom Rumpf, damit es aufhöre, dich und deines Gleichen zu ſchrecken.« Erſtarrt blickte der Jünger auf den gräßlichen Meiſter, aber das ihm Zugemuthete konnte er nicht vollbringen, denn die

Erinnerungen erſter unſchuldiger Kindheit tönten laut in ſeinem Innern und lähmten die verbrecheriſche Hand, ſo oft ſie ſich erheben wollte.

»Wie, Memme!« rief Rajnoha im höchſten Grimm, »du zögerſt zu thun, was ich gebiete, ſteckſt mir noch andere an mit deiner abergläubiſchen Feigheit und wir verſäumen den herrlichen Fang eines todten Bildes wegen? Schwer ſollſt du dies büßen. Doch nun ſieh her!« — und hoch in die Lüfte erhob der Rieſe die lang geſtielte, in Wurf und Hieb gleich ſicher und verderblich geführte Walaſka (Streitart), mit einem Male das Standbild niederzuſtrecken. Da öffnete ſich der Baum und umfaßte das Kreuz und ſchirmend beugten ſich die ſchweren Aeſte darüber und es entſchwand den Blicken der Räuber. Und es ziſchte und brauste in der Luft, als wäre der ganze Wald lebend geworden und ein furchtbarer Sturm, von Erdbeben, Waſſergüſſen, Donner und Blitz geleitet, riß Bäume und Menſchen zu Boden und ſchleuderte ſie weit fort in Thäler und Abgründe. Und als die Räuber zur Beſinnung gekommen, fanden ſie ſich alle vereinzelt, zerſtreut, in fremden Gegenden, weit von dem Ort des Frevels. Und viele von ihnen verließen das ruchloſe Leben, und das Kreuz, umfaßt

von der schützenden Rinde, verscheuchte weit allen Frevel aus seiner Nähe und ward ein Zeichen des Heils für alle, die auf dieser Straße wandelten und noch wandeln, und nie sei es versäumt, es zu begrüßen mit kurzem Gebet oder frommen Gedanken, und wer dabei reinen Herzens ist, der schreitet ruhig weiter auf dem Wege seines Berufs, unangefochten von den Gefahren des Leibes und der Seele, die dem Frevler Verderben bringen.

# Szolnok's Vertheidiger.

Viel des edelsten Blutes war seit der durch Zápolya veranlaßten Festsetzung der Türken bis zum Jahre 1551 bereits vergossen worden, das Land lag verwüstet größtentheils in Schutt und Trümmern, Ferdinands sowohl als Zápolya's Unterthanen waren verarmt und ausgesaugt, und die Türken allein die Gewinnenden. Dies — was so nah am Tage lag, und sich gleich im Anfang der großen Fehde zwischen beiden Königen so deutlich aussprach, endlich nach mehr als zwanzigjährigen blutigen Lehren einsehend, reichten sie sich die versöhnende Hand, und es kam im Jahre 1551 zwischen Ferdinand und Isabellen — (des ewig unruhigen, indeß durch die stille Grabespforte zur langen Ruhe eingegangenen Zápolya hinterlassene Witwe) ein Friedensvertrag zu Stande, kraft dessen, Ungarns nunmehr einzigem Könige, das bisher getheilte Reich so wie Siebenbürgen überlassen wurde.

Beinahe unüberwindliche Hinderniſſe hatten ſich den Unterhandlungen entgegen gethürmt, und nur mit der äußerſten Schlauheit war es gelungen, das Geheimniß vor den Türken, die nie darein gewilligt hätten, zu bewahren. Deſto größer war denn auch Solymans Erbitterung, als er den Abſchluß des ohne ſeine — des Schutzherrn und Vaterſtelle vertretenden Vormundes Johann Sigmunds — Bewilligung vermittelten Friedens, und durch ſelben die Abtretung Siebenbürgens, und des bisher in der Königinn Namen beſetzten Theils von Ungarn an Ferdinand, erfuhr. In fürchterlichem Zorne aufwallend, ſchwur er einen ſchweren Eid, er wolle und müſſe Ungarn und Siebenbürgen haben, und die Deutſchen für immer daraus vertreiben. Mit allem Eifer betrieb er die Rüſtungen zur Ausführung dieſes Vorhabens. Der Großvezier Achmet ward mit 100,000 Mann, größtentheils aſiatiſcher Truppen nach Ungarn befehligt, indeß der drohendſte Befehl an Ali, Paſcha von Ofen und Statthalter des türkiſchen Theiles von Ungarn, erging, den Krieg mit aller Macht zu eröffnen.

Von der drohenden Gefahr benachrichtigt, ſchickte Ferdinand, der, mit Ausnahme beinah des einzigen

Niklas Salm, — der freilich der Höflinge tief gebückte Schar allein aufwog, — in der Wahl seiner Feldherren nicht sehr glücklich war, unter Castaldo's Anführung eine wohl versehene Armee dem eindringenden Großvezier entgegen. Doch im ersten Treffen von Szegedin mit einem Verluste von 5000 Mann geschlagen, und zum eiligen Rückzug gezwungen, überließ er das Land seinem Schicksale, und mußte zusehen, wie Achmet vor Temeswár (nach Belgrad Ungarns wichtigste Grenzfeste) zog, indeß der Despot der Wallachen in Siebenbürgen einfiel.

Stephan Lossonzi, ein Mann von erprobter Tapferkeit, vertheidigte sich auf das heldenmüthigste, so, daß Achmet sich genöthigt fühlte, den Pascha von Ofen zu Hülfe zu rufen. Nun waren also die Feinde auf 160,000 Mann angewachsen, und doch konnte bloß der wüthendste Hunger und der gänzliche Mangel an Munition, die Veste in ihre Gewalt bringen. Von hier ging es nach Lippa, Dreghel und Salgo, die sämmtlich theils durch die Feigheit der Befehlshaber, theils durch Gewalt für die Christen verloren gingen. Noch war die Eroberung von Szolnok übrig, um jenen ganzen Strich Landes an der untern Theiß, als völlig unterworfen betrachten zu

können; viel zu wichtig, um unbeachtet bleiben zu dürfen, sowohl der ausgedehnten Vertheidigungswerke, als der großen hier aufgehäuften Kriegsvorräthe, vorzüglich aber des Heerführers wegen, der, schon aus früherer Zeit den Türken wohl bekannt, um jeden Preis außer Thätigkeit gesetzt werden mußte.

Lorenz Nyáry, aus einer alten, von Geisa II. geadelten Familie entsprossen — ein würdiger Enkel glorreicher Vorfahren, kühn, tapfer und unternehmend, als Soldat und Feldherr geachtet, des ehrenvollen Namens einer »Säule der Christen« vollkommen würdig, befehligte 750 Mann, aus Italienern, Deutschen, Spaniern und Ungarn bestehend, in diesem Schloß, befestigt durch Natur und Kunst, so daß es unbezwingbar schien. An dem Zusammenfluß der Theiß und Zagywa gelegen, an der Nordseite von einem tiefen Wassergraben und hohen Mauern umgeben, ragten an den Enden mächtige Bastionen hoch über die Werke empor, den Häusern zum Schutz, den Feinden zum Verderben erbaut. 24 Kanonen, 2500 größere und kleinere Feuergewehre, 600 Zentner Pulver, bedeutende Vorräthe an Kugeln, Eisen, Blei und sämmtlichen Kriegsbedürfnissen, Le-

bensmittel auf ein Jahr, noch mehr als dieſes alles der bekannte unerſchütterliche Muth des Befehlshabers und ſeines wackern Lieutenants Gabriel Pekry, ließen für die Veſte nichts beſorgen.

Mit 20,000 Mann erſchien der Ofner Paſcha Ali, als Vortrab des ganzen Heeres, oder vielmehr in der ſichern Überzeugung, ganz allein das Chriſtenhäuflein zu erdrücken, vor Szolnok, und ließ es nach vorgegangener hochmüthiger, jedoch vergeblicher Aufforderung, durch acht Tage von allen Seiten beſchießen. Allein an dem Widerſtande ſah er bald mit wem er es zu thun habe, und mußte ſein Feuer, nach dem unnützen Verluſt vieler Leute, einſtellen, und den Vezier um Verſtärkung angehen. Achmet rückte auch alſobald mit ſeinen unzähligen Scharen in das Lager, und ward mit fürchterlichem Geſchrei, ſo wie mit Freudenfeuern aus ſämmtlichem Geſchütz, von ſeinen Glaubensgenoſſen bewillkommt. Eine ganze Meile bedeckten die zahlloſen Heerhaufen, im bunten Gewirre der Fahnen, Zelte, Lanzen, Roßſchweife und Standarten, in einen unförmlichen Klumpen von unberechenbarer Größe zuſammen geſchmolzen. Und als endlich der ſchreckliche Lärm der Glöckchen, Schellen, Trommeln und Trompeten, das Schreien und

Toben der Soldaten, das Wiehern und Stampfen der Pferde, sich vernehmen ließ, Menschen und Thiere, in wildem Getümmel durch und unter einander rennend, den Belagerten von ihrem erhöhten Standpunkt tausendfach vervielfältigt erschienen, ergriff alle, nur den muthigen Nyáry ausgenommen, ein panischer Schrecken.

Nicht ohne tiefe Besorgniß über diesen ungünstigen Eindruck, doch mit anscheinender Ruhe versammelte er alsobald die Mannschaft, und sprach zu ihr Worte voll Kraft und Muth, sich selbst mit gräßlichem Eidschwur dem Tode lieber weihend, als der Ergebung. Nicht ohne Erfolg blieb die begeisternde Rede, denn freudig schwuren alle in Noth und Tod mit dem geliebten Heerführer aushalten zu wollen. Doch schon den zweiten Tag — wie manches große Ereigniß gebar nicht eine einzige Nacht! — war der Eindruck verwischt, und es zeigten sich Spuren der schrecklichsten Empörung. Auf verschiedenen Wegen hatten die Türken nämlich Aufforderungen zur Ergebung an die Soldaten ergehen lassen, die mit den glänzendsten Verheißungen, so wie für den Fall fortdauernden Widerstandes mit den fürchterlichsten Drohungen verbunden waren. Den größten Eindruck

machte auf die nun schon einmal erschreckten Gemüther das Beispiel der Temeswárer Besatzung, die eben ihres langen, heldenmüthigen Widerstandes wegen zusammengehauen, und ihrem Kommandanten Lossontzi die Haut lebend abgezogen wurde. Man berathschlagt sich über die Art, wie man der drohenden Gefahr entgehen könne. Einige wollen mit dem Feinde kapituliren, andere die Veste heimlich verlassen, endlich erklärt sich die größere Menge, zuerst die Italiener, denen diese Art und Weise am besten zusagt, für die letztere Meinung, und sofort dringt der Haufe zu dem Befehlshaber, ungestüm freien Abzug fordernd. Mit Würde verweiset sie dieser zur Ruhe, und will die Meuterer zum Gehorsam treiben. Doch alle Bande der Subordination sind bereits gelöst, seine Befehle werden nicht mehr befolgt, lärmend und schreiend umringt ihn die Mannschaft, erklärt sich durchaus entschlossen, in der Dunkelheit der Nacht das Schloß verlassen zu wollen, und fordert ihn auf, sie in Castaldo's Lager zu führen.

Mit zerrissenem Herzen und Thränen in Augen, die in schweren Tropfen über den ehrwürdigen Bart hinab rieseln, bittet und beschwört Nyáry die Empörer bei allem, was groß, theuer und heilig seyn kann,

von ihrem unſeligen Entſchluß zurückzukommen, und zu ihrer Pflicht zu kehren. Doch als alle Vorſtellungen vergebens ſind, ſtets nur dasſelbe ungeſtüme Geſchrei wiederhallt, verſiegen plötzlich ſeine Thränen, hohes Roth überfliegt ſein Antlitz, finſter faltet ſich die Stirne, dräuend erhebt ſich die Rechte, und im Ausbruch des höchſten Zorns ſchilt er ſie Feige, Elende, des Soldaten-Namens unwürdig, vor Mit- und Nachwelt unehrlich, beſchimpft, als niederträchtige Verräther an König und Vaterland gebrandmarkt. Er ſchließt mit dem wiederholten Schwur, die Veſte, — und ſollte er ganz allein bleiben — lebend nicht zu verlaſſen, in ihren Abzug nie einzuwilligen, und ſich ihm vielmehr aus allen Kräften zu widerſetzen.

Doch auch dieſe Drohungen — nur zu wohl waren ſich die Meuterer ihrer Stärke bewußt, — fruchteten nichts weiter, als daß Nyáry's tapferer Lieutenant Pekry, ſich laut und öffentlich an ſeinen Feldherrn anſchloß, und ihm den Eid der Treue bis in den Tod, freiwillig und feierlich leiſtete.

Endlich deckte die Nacht mit ihrem Rabenfittig Szolnok und ſeine wild tobende Umgebung, und die Elenden bereiteten ſich zum Abzuge. Ein wilder Haufe ſtürmt in Lorenzens Gemach, und fordert mit

rauhem Ungeſtüm die Schlüſſel zum unterirdiſchen Gange, der unter der Zagywa in beträchtlicher Ferne in das Freie führt, und durch mehrere Thüren und Fallgitter verſchloſſen iſt. Muthig verweigert er, in Ton und Geberde ſtets ſeine Würde behauptend, die Herausgabe derſelben, die man ihm nur mit dem Leben entreißen würde, und da ſich der Kühnſte erfrecht, die Hand gegen ſeinen General auszuſtrecken, um ihm mit Gewalt zu entringen, was er gutwillig nicht geben will, fällt ſie durch einen kräftigen Hieb, den Nyáry's geübte Fauſt führt, von ihrem Eigenthümer getrennt, auf den Boden. Nun ſtürzt die Menge auf ihn ein, und nur dieſes ungeſtüme Drängen des dichten Haufens, der ſich ſelbſt im Wege iſt, und ſeine Waffen nicht gebrauchen kann, rettet den muthvollen Mann vor dem Tode von ſeiner eigenen Soldaten Hand. Allein gedrängt, und der ſich auf ihn wälzenden Menge zu widerſtehen unfähig, reißt ihn dieſe zu Boden, die Nächſten bemächtigen ſich der Schlüſſel, und überhäufen ihn mit Mißhandlungen, denen er nur mit Mühe von Pekry entriſſen wird.

Zufrieden mit dem Fange, eilen die niederträchtigen Flüchtlinge zur Thüre hinaus, und verſammeln ſich mit den übrigen Kameraden auf dem Schloßhof.

Auf einen Diener gestützt, schleppt sich der Zerschlagene zu einem Erker des Gemaches, und erhebt noch einmal seine abmahnende Stimme. Etwa 20 der Pflichtvergessenen werden in diesem letzten entscheidenden Augenblick gerührt, sie kehren zur Ehre und ihrem heldenmüthigen Anführer zurück, während die übrige Menge schimpflich entweicht.

Mitternacht war vorüber, tiefe Stille folgte auf den tobenden Lärm, ernst und bleich blickte der Mond durch zerrissene Wolken auf die verlassene Veste, in düsterm Schweigen stand das kleine Häuflein beisammen, das zurück geblieben war; da trat Nyáry langsamen Schrittes herzu, sein wackerer Freund Pekry und der treue Waffenträger ihm zur Seite. Lange ruhten seine Blicke auf der auserlesenen Schar, dem Tode zur sichern Beute geweiht, und spähend durchliefen sie die ganze Reihe, auf jedem Angesicht mit sichtbarem Wohlgefallen weilend.

»In der tiefen Betrübniß,« hob er endlich an, »in die mich die Treulosigkeit eurer Kameraden gestürzt hat, dient mir zum einzigen Troste, eine zwar kleine, aber edle Schar von Männern um mich zu sehen, die sich für das Wohl des Vaterlandes, und um die tief beleidigte Ehre des ungarischen Namens

zu retten, dem Tode geweiht haben. Vergebens würde ich euch verhehlen wollen, was ihr selbst nur zu wohl seht, daß es für uns keine Rettung, keine Hülfe, keinen Ausweg gibt, als durch ehrenvollen Tod. So laßt uns denn in dieser feierlichen Mitternachtsstunde den heiligen Bund auf Leben und Tod schließen, einer für alle und alle für einen zu kämpfen, bis zum letzten Athemzuge.«

In hoher Rührung erhob der Held die mannhafte Rechte gegen den düster umwölkten Himmel, der erste zu sprechen die furchtbaren Worte. Da fiel ein Strahl des schimmernden Mondes auf sein geisterbleiches Antlitz, und Züge eines Verklärten enthüllten sich den Umstehenden. In feierlicher tief ergriffener Gemüthsstimmung, von heiligem Schauder durchdrungen, leistete jeder das ernste Versprechen, mit dem festen Vorsatze der treuen Erfüllung; denn vom Hauche des Todes angeweht, fühlten sie die Nähe des furchtbaren Mahners, der in kurzem mit unerbittlicher Strenge die ihm Verfallenen abrufen würde.

Nun dieses ernste Geschäft abgethan war, theilte der Befehlshaber die Posten aus, wo jeden am kommenden Morgen seine Pflicht finden, wo ihn sein

Schicksal ereilen sollte, für sich den gefährlichsten, jenen am Thore bestimmend. Mit heiterer Stimme befahl er nun Lebensmittel herbei zu schaffen, die Kämpfer zu stärken zum großen Werk der Vollendung, ging dann auf sein Gemach, der Geschäfte letztes hier auf Erden, jenes mit seinem Schöpfer zu enden. Nun brachte ihm der Waffenträger das beste seiner Kleider — geschmückt wollte er dem Triumph entgegen eilen — an den Leibgurt band er die Schlüssel der Veste, nahm seine Standarte, — noch einmal sollte sein Panier hoch aufflattern, ehe es untersank — und eilte in die Mitte seiner tapfern Genossen.

Kaum verkündete ein lichter Streif in Osten das erste Erwachen der Natur, als die Türken die Veste zu beschießen anfingen. Nur schwach ward ihnen geantwortet, und da dieses gegen die gewohnte Weise war, merkten sie bald, daß etwas Besonderes vorgegangen seyn müsse. Ali, hievon unterrichtet, ahnte so ziemlich die Wahrheit, und gab augenblicklich Befehl zum allgemeinen Sturm. Mit fürchterlichem Geschrei rückten die Feinde bis ganz nah an die Mauern, ungehindert von der kleinen Besatzung. Nun aber, als die gedrängten Scharen an dem auserſehenen Platze

waren, ließ Nyáry, die auf einen engen Fleck gerichteten Kanonen alle losfeuern, und ſtreckte ganze Reihen der Angreifenden nieder. Allein dies konnte ſie wohl auf einen Augenblick ſtutzen machen, nicht aber vom ferneren Stürmen abhalten, um ſo mehr als die Mauern von der Rückſeite, wo ſie bloß dem Schutze des Fluſſes überlaſſen und von Vertheidigern entblößt waren, alſogleich überſtiegen wurden.

Als Nyáry an dem ganz nahen Allah-Geſchrei dies bemerkte, ſtieß er in das Hüfthorn, ſeine Mannſchaft im Thore zu verſammeln, gegan deſſen Öffnung die größte der Kanonen, mit Eiſenſtücken, Ketten und gehacktem Blei geladen, den tödtlichen Schlund weit aufſperrte.

Unter den gewichtigen Schlägen der andringenden Türken, wichen in dem Augenblick, als die verzweifelte Schar im Rücken angegriffen ward, die ſchweren Thorflügel, und einem ſeine Ufer ungeduldig überſchreitenden Strome gleich, wälzte ſich die dichte Menſchenmaſſe heran. In demſelben Momente feuerte Pekry die Kanone und die Beſatzung ihre Gewehre in die Haufen ab, und ein durchdringendes Geheul erfüllte die Lüfte; denn ein ganzer Hügel von Dahingeſtreckten hemmte die Schritte der Nachdringenden.

Allein, von Ali vorwärts getrieben, ſchritten ſie muthig über die Leichen ihrer Brüder hinüber, und erdrückten endlich, nach wüthender Gegenwehr, den heldenmüthigen Befehlshaber ſammt ſeinem kleinen Gefolge. Mit ſiebzehn meiſt ſchweren Wunden bedeckt, ſank Nyáry zu Boden, neben ihm Pekry, von der umgeworfenen Kanone niedergeſchmettert, rund herum ihre tapfern Streiter, in einem Kreis feindlicher Leichen.

Triumphirend zogen die beiden türkiſchen Heerführer in das eroberte Szolnok, das ſie mit dem Verluſte von beinahe 8000 der ihrigen erkauft hatten, doch mit Erſtaunen, als ſie die kleine Anzahl der Vertheidiger wahrnahmen. Die Tapferkeit auch im Feinde ehrend, wollte Ali ſeinen mannhaften Gegner ſehen, und befahl, ſeinen Leichnam aufzuſuchen, und vor ihn zu bringen; und ſieh da! es zeigten ſich Spuren des noch nicht ganz entflohenen Lebens. Sorgfältig wurde er nun, ſo wie auch Pekry, der ebenfalls nicht ganz todt war, gepflegt, denn die Türken hofften großes Löſegeld von Beiden, und kaum in etwas genesen nach Temeswár geführt, um an einem ruhigen Orte die völlige Heilung ihrer Wunden abzuwarten.

Johann Siegmund Zápolya, der trotz der Ab-

tretung seiner sämmtlichen Lande an Ferdinand, dennoch die Hoffnung auf die Krone nicht ganz aufgeben konnte, suchte jede Gelegenheit zu benützen, sich einen Anhang zu verschaffen, und Männer, die durch Reichthum, Ansehen oder persönliche Verdienste ausgezeichnet waren, in sein Interesse zu ziehen. Er schickte daher, sobald ihm die Kunde von allen Umständen zu Ohren kam, einen Unterhändler nach Temeswár, um die beiden Gefangenen für sich zu gewinnen, und für diesen Fall ihre Loslassung von den Türken zu erwirken. Doch nur bei Pekry gelang der Auftrag, der auch alsobald nach Siebenbürgen abging, mit Nyáry dagegen, der Ferdinanden durchaus nicht verlassen wollte, war nichts zu machen, als ihn seinem Schicksal zu überlassen, das ihn noch einige Zeit, nämlich bis zu seiner völligen Genesung, in Temeswár festhielt. Als endlich die lang und schmerzlich entbehrte Gesundheit zurückkehrte, ließ Achmet Bascha, um den Sultan von seinen glücklichen Fortschritten recht augenscheinlich zu überzeugen und sich seiner Gnade nachdrücklich zu empfehlen, eine Menge Gefangener nebst verschiedenen Kostbarkeiten nach Constantinopel führen, darunter auch den heldenmüthigen Vertheidiger Szolnoks.

Mit mancherlei Beschwerden kämpfend, und von rohen, gefühllosen Menschen auf eine Art behandelt, die tief in die Seele des Helden schnitt, erreichte er endlich den Ort seiner Bestimmung. Hier, gleich einem gemeinen Sklaven in das Behältniß mit vielen andern, dem Viehe gleich eingesperrt, und zu harten Arbeiten genöthigt, setzte sich Lorenz, der sehr groß und dickleibig war, noch überdies dem Spotte des grausamen Aufsehers bloß, indem ihn dieser versicherte, er wolle ihn schon von seiner Dicke befreien. Und wirklich hielt er nur zu pünktlich Wort; denn nach ein Paar Monaten war Nyáry durch immerwährende schwere Arbeit so mager geworden, daß ihn gewiß keiner seiner Bekannten erkannt hätte. So seufzte der Bedaurungswürdige über ein Jahr (denn seine Familie hatte sich bei dem Pascha von Ofen vergebens um seine Freiheit verwendet) da ging ihm gegen Ende des Jahres 1553 ein Hoffnungsstern auf.

König Ferdinand, des Krieges längst müde, schickte nun den Bischof von Fünfkirchen, Anton Verantz, und den Franz Zay nach Constantinopel, um endlich einen dauerhaften Frieden, mit Berücksichtigung des jungen Zápolya, und aller sich sowohl seinetwegen, als wegen Siebenbürgen und den tür-

kiſchen Eroberungen in Ungarn ergebenden Anſtänden zu ſchließen. An dieſe wandte ſich der unglückliche Gefangene, um durch ihre Vermittlung die Freiheit zu erlangen. Sie unterſtützten auch ſein Geſuch aus allen Kräften, ſowohl bei Ferdinand, als bei dem türkiſchen Kaiſer. Doch obwohl ſie in Folge deſſen von ihrem Monarchen den ämtlichen Auftrag bekamen, ſich ausdrücklich für Nyáry und einige andere ausgezeichnete Gefangene zu verwenden, ſo konnten ſie es doch auf keine Weiſe dahin bringen, ihr Geſuch erfüllt zu ſehen, ſondern wurden ſtets mit dem Verſprechen abgefertigt, nach abgeſchloſſenem Frieden (deſſen Verhandlungen ſich in die Länge zogen) auch dieſes Geſchäft zu beendigen.

Die Verzweiflung des bitter Getäuſchten war grenzenlos, als ihm die Geſandten zuletzt geſtehen mußten, wie fruchtlos alle ihre Bemühungen geweſen waren, und wie entfernt noch die Ausſichten zum Frieden, wegen der immer höher geſpannten Forderungen der Türken ſeien.

Tief in ſich gekehrt, finſter und traurig brachte Nyáry ſeine Tage zu — denn das einzige letzte Gut des Unglücklichen, die Hoffnung, war ihm ja entſchwunden. — Da nahte ſich ihm einſt der Offizier

von der Wache, und knüpfte ein Gespräch mit ihm an, das anfangs gleichgültig, bald aber vom höchsten Interesse ward. Er bedauerte nämlich Nyáry's hartes Los und sein Unvermögen etwas zu seiner Erleichterung zu thun, und versicherte, hierzu den aufrichtigsten Wunsch zu haben, so wie die wärmste Theilnahme an dem Schicksal des Gefangenen zu fühlen; er erkundigte sich dann genau nach den Umständen, worin Lorenz sich in seinem Vaterlande befand, und suchte mit einem Worte dessen Vertrauen zu gewinnen. Schon wollte sich die dankbare Seele gegen den theilnehmenden Freund öffnen, doch bald gewann das finstere Mißtrauen die Oberhand, ob dies alles nicht etwa bloß eine Falle sei, in die ihn der Türke locken, und dann verrathen wollte. Er schwieg daher und beantwortete nur mit einzelnen, abgebrochenen Worten die immer dringender werdenden Fragen des Offiziers, und nur die schweren Tropfen, die seinen Augen bei der Erwähnung des theuren Vaterlandes entfielen, zeigten von der tiefen Rührung, worein ihn die Erinnerung an dasselbe mit allen seinen Verhältnissen versetzte.

Auch den Fragenden schien die innigste Rührung zu ergreifen, und plötzlich rief er auf ungarisch:

» Glaube mir getroſt, denn ich will dich nicht betrügen, ſondern vielmehr von hier befreien. Ich bin ſo gut ein Ungar, wie du, und ſehne mich nach meinem Vaterlande. Wenn du ganz vertraueſt, ſind wir beide in vierzehn Tagen gerettet. «

Sprachlos vor Staunen und Freude, die Töne der geliebten, heimiſchen Sprache zu hören, konnte Lorenz lange kein Wort für ſeine ſtürmiſchen Gefühle finden, und brachte kaum einzelne Laute hervor, über den nähern Zuſammenhang dieſer Begebenheiten zu fragen. Da erzählte der Türke, er habe in Ungarn Stephan Hußár geheißen, ſei als zehnjähriger Knabe mit ſeiner Mutter in türkiſche Gefangenſchaft gerathen, nachdem der Vater in einem Gefecht geblieben. Hierauf ſei er hierher geführt worden, die Mutter aber unterweges geſtorben. Hier habe ihn ein angeſehener Mann gekauft, und er ſei von demſelben in der türkiſchen Sprache, ſo wie im Glauben unterrichtet, ganz mit den Söhnen des Hauſes gleich erzogen worden, ſo daß ihm nur noch die Erinnerung ſeines Namens und einige Worte ſeiner Sprache geblieben ſeien. Als er die männlichen Jahre erreicht, habe ihn ſein Herr den Janitſcharen zugeſellt, wo er durch ſein Wohlverhalten zur Stelle eines Rottenanfüh-

rers, die er jetzt bekleide, emporgestiegen. Doch nun sei die Sehnsucht nach dem Vaterlande und einer andern Lebensweise neuerdings, und zwar mit einer Heftigkeit, die er nicht im Stande sei zu bemeistern, erwacht, obwohl er eigentlich keine Heimath habe. Von den übrigen Christengefangenen habe er vernommen, Nyáry sei ein tapferer Mann und ein guter Herr gegen seine Untergebenen gewesen, auch sei ihm die eifrige Verwendung der kaiserlichen Gesandten zu seinen Gunsten bekannt, daher habe er beschlossen, ihn mit sich selbst zu befreien, wenn er dann versichert sei, mit und bei ihm leben zu können.

Lorenz hörte dem Türken aufmerksam zu, und erwiederte dann, er nehme seinen Antrag nicht bloß an, sondern verspreche ihm, wenn er seiner Zusage nachkäme, und das Glück sie begünstige, seinem Befreier ein Dorf mit allem Zugehör auf ewige Zeiten zu schenken, und ihm durch seinen Einfluß und seine Verbindungen jederzeit nützlich seyn zu wollen.

Nun wurde der Plan zur Flucht verabredet, und bis zum nächsten Neumonde, wo der Offizier wieder auf die Wache der Gefangenen ziehen würde, anberaumt. Indeß verschaffte sich Nyáry noch einiges Geld von den ungarischen Gesandten, und Hußárn glückte

es, für sich und seinen Gefährten ein französisches Schiff zu miethen, das im Hafen segelfertig lag, und in einigen Tagen nach Venedig abgehen wollte.

Langsam verging dem sehnsuchtsvoll in die Zukunft blickenden Nyáry die Zeit, um so mehr, da er seinen Erretter nicht zu Gesicht bekam; endlich erschien der lang gewünschte Neumond, und mit selbem Hußár auf der Wache, der Lorenzen zuflüsterte, alles sei in Ordnung. Gerade an diesem Tage betrug sich dieser Offizier besonders rauh und hart gegen die Gefangenen, und wollte in verstelltem Grimm auch Nyáry sogar mit Schlägen strafen lassen, was nur auf vieles Bitten unterblieb. Als dann Abends die Gefangenen in ihr Behältniß gesperrt wurden, kam Hußár, und befahl dem Schließer, ihm Nyáry auszuliefern, indem ihn der Vezier rufen lasse, nicht undeutlich zu verstehen gebend, daß es sich um seinen Kopf handle.

Eilends gingen nun beide nach Hußárs Wohnung, wo Nyáry seiner Fesseln entledigt, und mit einem türkischen Anzug, so wie mit Waffen versehen wurde. Kaum war dies geschehen, so eilten beide nach dem Hafen, bestiegen das bereit stehende Schiff und landeten nach mancherlei Gefahren glücklich zu Ve-

nedig. Von hier ging die Reiſe zu Land nach der geliebten Heimath und endlich langte Nyáry zur unausſprechlichen Freude und Überraſchung ſeiner Familie, die ſchon die Hoffnung aufgegeben hatte, ihn jemals zu ſehen, in ſeinem Hauſe an.

Sobald er ſich nur etwas von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe erholt hatte, dachte er ſeines Verſprechens gegen ſeinen wackern Retter. Das Feſt der glücklichen Rückkehr zu feiern, wurden Freunde und Bekannte aus Nah und Fern in großer Anzahl nach Szutsán in der Thuroßer Geſpanſchaft, dem gewöhnlichen Aufenthalt Nyáry's, geladen. Den Anfang des durch drei Tage währenden, lärmenden und prachtvoll angeordneten Feſtes, machte ein Dankopfer in der Kirche, welches Nyáry unter Trompeten und Paukenſchall öffentlich dem Allmächtigen darbrachte. Hierauf ward der Türke in ſeinem morgenländiſchen Anzuge, von Nyáry und mehreren Magnaten umgeben, vor den Altar geführt, und mit großer Feierlichkeit wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen. Endlich brachte ein Edeldiener Lorenzens auf einem ſammtnen Kiſſen eine Urkunde, die in Gegenwart Aller vorgeleſen, und von Nyáry und vielen Zeugen unterfertigt wurde; und kraft welcher dieſer ſeinem

Befreier das Dorf Kreplan ſammt einem ſchönen Edelhof in Szutſán ſelbſt auf ewige Zeiten ſchenkte.

Nicht lange ließ der Eifer für des Vaterlandes Wohl Nyáry zu Hauſe ruhen, ſondern trieb ihn bald neuen Gefahren und neuem Ruhm entgegen. Hußár aber verheirathete ſich und ward der Stammvater einer noch blühenden Familie, die der Thurotzer Geſpanſchaft mehrere wackere Männer, beſonders aber einen noch heut zu Tage berühmten Vicegeſpan gab.

# Die Teufelsfurche.

Streit, Zank und Hader waren auf der Burg Karlathkö (Konradstein) einheimisch geworden, seitdem Herrn Oswaldens Bruder, Peter, heimgekehrt war aus vieljähriger türkischer Gefangenschaft, und nun seinen Antheil forderte an dem väterlichen Erbe. Höchst unwillkommen war Oswalden dieser Bruder, denn längst hatte das allgemeine Gerücht den tapfern Türkenhelden für todt ausgerufen. Die ihn unter den feindlichen Schwertern, unter den Hufen der feindlichen Rosse gesehen, hatten seinen Tod eidlich ausgesagt; mit Fug und Recht hatte Oswald sich des ganzen Erbes bemächtigt, nun sollte er die Hälfte abgeben an einen Bruder, den er nie geliebt und längst todt geglaubt. Zwar trug man sich ingeheim mit dem Gerücht, es sei ein Pilger einst zu Herrn Oswalden gelangt, der ihm die Kunde überbracht: sein Bruder für todt auf dem Kampfplatz gelassen, sei von schweren Wunden genesen und

schmachte in harter Gefangenschaft, des Lösegeldes sehnsüchtig harrend. Herr Oswald habe aber dem Pilger nicht geglaubt — oder nicht glauben wollen und bald darauf sei dieser verschwunden, ohne daß ihn Jemand die Burg verlassen gesehen. Aber dies Gerücht verlor sich, als Jahre vergingen, ohne daß der für todt gehaltene Bruder kam. Nun war er aber wirklich gekommen und durchblickte bald Oswalds finsteres Gemüth, als dieser kurzweg versicherte, keine der Nachrichten von Peters Leben, die er häufig gegeben zu haben behauptete, sei bis zu ihm gelangt, todt habe er ihn daher geglaubt und glauben müssen. Seines Irrthumes freue er sich zwar, doch Theilung sei ein wichtig Geschäft, schnell ließe sich dieses nicht abthun, mit Geduld möge er auf der Burg indeß den rechten Zeitpunkt abwarten.

Aber dieser Zeitpunkt wollte nicht eintreffen, so oft auch Peter frug und mahnte, denn immer war ein elender Grund zur Zögerung vorhanden. Oswald ward aber mit jedem Tag finsterer und mürrischer, als brüte er über geheime Dinge, und scheu irrten seine Blicke, besonders wenn sie auf den Bruder trafen. Diesem ward der Aufenthalt auf der Burg, wo er ein so höchst unwillkommener Gast war, endlich

lästig und er beschloß zu enden. Unangemeldet trat er in Oswalds Stube und hörte noch einen Schritt vor der Thür, wie dieser mit erhöhter Stimme rief: »Ja, du hast Recht, er muß sterben, da ist kein Ausweg.« Rasch öffnend sah er wie Oswald zusammenfuhr und die alte Haushälterinn erbleichte, obwohl sie mit freundlich und grinzenden Augen ihn verwundert willkommen hieß. Ohne auf sie zu achten, schritt Peter fest auf den Burgherrn zu und forderte bestimmte Erklärung, ob und wenn er gesonnen, sein Wort zu lösen? und als dieser mit Ausflüchten, wie immer antwortete, jener aber sich nicht damit begnügen wollte, erhitzten sich die Brüder immer mehr und schieden endlich mit wechselseitigen Drohungen im höchsten Zorn. »Nun seht Ihr, Herr,« begann die Alte, »daß Ihr enden müßt, wollt Ihr einmal Ruhe haben, und schnell vollführt soll werden, wozu Ihr Euch schon so lange nicht entschließen könnt. Ein Pülverchen in den Abendtrunk — und Alles ist gut.«

»So mache denn was du meinst,« entgegnete der Zürnende, »nur schaff' Ruhe.«

Und sie entfernte sich, das Bubenstück vorzubereiten. Es war aber die alte Frau Suse seit vielen

Jahren in der Burg, das Regiment führend über das Weibervolk mit eiſerner Ruthe, des Herrn Vertraute und Rathgeberinn, beſonders aber ſeit der Burgfrau Tod, unumſchränkte Beherrſcherinn. Selten nur wandte ſie ihren Einfluß zum Guten an, vielmehr reizte ſie den ohnedies rauhen Herrn zu mancher Gewaltthat, und hatte längſt die Flüche und Verwünſchungen des Geſindes und der Vaſallen auf ſich geladen, die ſich den Glauben nicht nehmen ließen, ſie habe durch geheime Zauberkünſte Oswalds Gemüth gefangen und ſtehe im Bund mit dem Böſen.

Überzeugt, daß er friedlich nimmermehr zu ſeinem Erbe gelangen würde, vielmehr daß ſeine Freiheit, wohl gar ſein Leben in Gefahr ſei, wenn er noch länger unter dem tückiſchen Dache weilte, machte ſich Peter ungeſäumt auf und entfloh.

Oswald wüthete, als er's vernahm und ward durch Frau Suſens Vorwürfe und giftige Bemerkungen vollends auf das Äußerſte gebracht, ſo daß er ſich in furchtbaren Schwüren hoch und theuer vermaß, ehe wolle er Alles verlieren, als dem Bruder eine Spanne Landes zukommen laſſen.

Peter war gerade an des Königs Hof geeilt und

flehte dort um Gerechtigkeit und Herausgabe des ihm widerrechtlich vorenthaltenen Erbes, das mit Gewalt zu gewinnen, wenn auch nicht der Muth, wohl aber die Mittel ihm fehlten. Oswald ward in die Königspfalz vorgeladen, weigerte sich jedoch zu erscheinen und Rede zu stehen. Da entschied das Gericht zu Peters Gunsten und die Vollstrecker des Spruches überantworteten ihm die Hälfte des Besitzthumes und bestellten ihn zum Herrn darin vor allem Volk in des Königs Namen, in dem Gerechtigkeit gesprochen wird in ungarischen Landen.

Doch als sie die Markung zwischen der Brüder Gebiet zu bezeichnen, im hohen Forst angelangt, überfiel sie plötzlich, aus dem Hinterhalt hervorbrechend, Herr Oswald mit Knappen und Reisigen und schlug den Bruder in Bande, sich freuend des köstlichen Fanges. Und als ihn des Gerichts Abgesandte mit des Königs Rache, mit des Gesetzes Acht und Bann gedroht, rief er in vermessenem Hohn: »König und Gesetz und Acht und Bann verlache ich; und wenn der Teufel nicht selbst erscheint, so soll keine menschliche Macht meinem Gebiet eine Grenze setzen, oder eine Handbreit mir davon entreißen. Das schwöre ich bei meinem Seelenheil.«

Da rauſchte und tobte es in den Lüften und eine dichte Finſterniß umgab alle Gegenſtände. Und es ging ein feuriger Rieſe hinter ungeheurem Pflug einher, gezogen von einer ſchwer keuchenden Weibergeſtalt, in der, trotz fratzenhaft verzerrten Zügen, Alles Frau Suſen ſchaudernd erkannte. In den Steinboden aber zog der gräßliche Ackersmann eine Furche ſo tief, daß ein Haus ſich darin bergen mochte und die Erde ziſchend hinauffuhr und ſich thürmte zum bergähnlichen Wall. Und als er ſein Werk vollendet, zerfloß das Bild in wolkenähnlichen Nebel — und Licht und Beſinnung kehrte dem Geblendeten wieder. Die Brüder aber mit ihrem Gefolge fanden ſich getrennt durch den ungeheuern Wall im Forſte. Und als Herr Oswald heimgekehrt war zur Burg, empfing ihn die Nachricht, Frau Suſe habe vor wenig Stunden auf der Treppe das Genick gebrochen, ihr Leichnam aber ſei alſogleich ganz ſchwarz geworden, vom Scheitel bis zur Sohle.

Da zitterte Oswald, ſchloß ſich in ſein geheimſtes Gemach und blieb viele Stunden allein. Als er heraustrat, bot er alle ſeine Mannen auf, ritt an ihrer Spitze dem Bruder entgegen zur Verſöhnung. Fortan lebten die Beiden in aufrichtiger Liebe und

Eintracht. Die Teufelsfurche aber überschritt keiner und als sich später einige Grenzirrungen zwischen den Gespanschaftsgebieten von Preßburg und Neutra in diesen Gegenden erhoben, ward sie durch beiderseitiges Übereinkommen auch als Scheidegrenze angenommen und besteht als solche noch, bloß an dem Punkt, wo die Straße durchfährt, so viel für diese nothwendig ist, geöffnet.

# Das Jungfernſchloß zu Schemnitz.

In der Zeit, da der zweite Wladislaw auf Ungarns Königsſtuhle ſaß, hatte der milde Himmel ſeine Hand aufgethan. Überſchwenglicher Segen ruhte auf dem Ertrag der Bergwerke zu Schemnitz, wie bis dahin noch nie. Tauſend und tauſend Hände förderten das Metall aus den Gruben, ſie wurden reich und der Berg nicht arm, unerſchöpflich ſchienen ſeine Adern. Von niederm Glück und Stand hatte ſich Eraſam Röſel hinaufgeſchwungen, daß ihn der Mund des Volks nur den reichſten der Reichen nannte und von ſeinen Gewölben die Sage ging, ſie ſeien ein zweites Bergwerk des gediegenſten Reichthums voll und ſchon über Zahl und Gewicht ſo hinausgewachſen, daß Röſel ſelbſt ihren Werth nie zu zählen, nur zu wägen und nur mehr nach den großen Tonnen zu ſchätzen vermöchte. Reich und König lagen in bitterer Noth, während das Glück der

Pächter und Unterbeamten blühte und ſich vermehrte, vielfach mit Unrecht, ſo daß es wie ein Fluch auf dem Mammon lag, deſſen Wenige froh wurden. Auch Röſel ſtarb ſchnellen Tod in nicht vorgerückten Jahren, als man eben gedachte, er habe endlich das Ziel erreicht, wo der Genuß und die Ernte langer Arbeit beginnt. Zwei Kinder waren ſeine Erben, davon der Sohn in erwachſener blühender Jugend, Vormund der unmündigen Schweſter ward. Treu wie ein Vater übte er die Pflicht manches Jahr, doch da er ernſtlich zu ſinnen begann, der indeß aufgeblühten Jungfrau einen Gatten unter der Jugend des Landes zu wählen, von dem ſie noch beſſeres Glück erwarten konnte als ihr Reichthum ihm bringen würde, ergriff ihn eine Seuche; er ſank frühzeitig in das Grab und Barbara ward in zarter Jugend unabhängige Herrinn eines königlichen Vermögens. Fernher ſtrömten die Freier und Bewunderer zu, denn die Schönheit ihres Leibes war wie ein köſtliches Juwel, deſſen Glanz die goldne Faſſung ihres Reichthums nur ſtrahlender machte. Ganze Scharen von Freunden und Freundinnen zogen ein in ihres Vaters Haus und nur zu bald ward ſie inne, wie Gold ein Mittel

ſei, jegliche Luſt frei und ohne ihre Mühen zu erkaufen und zugleich ein Harniſch, hinter dem man ſicher der böſeſten Zungen lachen könne. Sitte, Zucht und Ehrbarkeit wurden hinausgeſtoßen und mit ihrem ganzen Gefolge nahm die wildeſte Schwelgerei Beſitz von dem Hauſe, daß, wie es ſchien, unerſchöpflicher Reichthum ihr ewige Jugend und daurende Nahrung verſprach. Wie eine beſtändige Hochzeit taumelte Barbara's Leben, jede Luſt ward bis auf die Hefen geleert, Überdruß ſtachelte zu neuen Erfindungen und willkommen war jeder, der eine neue angeben konnte. Nur eines war, das oft mit häßlicher Mahnung in die lärmenden Feſte griff; aus ihren Fenſtern ſah Barbara gerade auf den Hügel, wo die Stadt das Hochgericht aufgepflanzt hatte, und da begab es ſich einmal, daß eine Rotte ihrer Freunde, die in trunkenem Muthe eine Kirche angezündet und geſchändet, an eben dem Orte, dem ſie ſonſt oft frevelnd zugetrunken, ihre Laſterthat mit dem Leben büßten, eine ſchaurige Warnung, wenn der Sturm ihre halbfaulen Leiber in tollem Reigen umherwarf für die Verirrten, denen ſie zu ſehr vor den Augen hingen, als daß dieſe den grauenvollen Anblick hätten vermeiden können.

Vielfach bemühte ſich Barbara vom Magiſtrat die Verlegung des Hochgerichts zu erhalten, aber lange umſonſt, bis ſie endlich verſprach, auf jenen Hügel ein feſtes Schloß zu bauen, das nach ihrem Tode der Stadt als freies Eigenthum heimfallen ſollte. So ward ihr Begehr erfüllt und raſch erhob ſich das ſtattliche Viereck mit eben ſo viel Thürmen geziert und befeſtigt. Unter andern rauſchenden Feſten, mit denen der Grundſtein verſenkt worden war, hatte Barbara auch ein köſtliches Mahl mit Spiel und Geſang unter Zelten an das Ufer der Gran geordnet, da kam ihr mitten unter dem Jubel ein Brief von ihrem Verwandten, einem frommen Mönch, der ſie mit ernſten, eindringlichen Worten zur Änderung ihrer Lebensweiſe und an die Vergänglichkeit des Irdiſchen mahnte: ſie las ihn, aber ihr Sinn war verſtockt. Höhniſch wandte ſie ſich zum Boten und ſprach, einen köſtlichen Ring von ihrer Hand in die Fluten werfend: »So ſicher ich dieſen Ring nimmer wiederſehe, ſo ſicher und gewiß bleibt mir mein Reichthum und mit ihm alle Luſt, die er erzeugt und nährt.« Da kam die Zeit, daß der Bau vollendet war und von ſeiner Herrinn in Beſitz genommen wurde.

Ein Diener ſtürzte in den Saal, wo zahlloſe Gäſte verſammelt waren, er hatte jenen weggeworfenen Ring im Bauche eines Fiſches wiedergefunden. Einen Augenblick wich Blut und Freudigkeit aus dem Antlitz der Jungfrau, doch hundert Stimmen erhoben ſich, die ernſte Warnung des Schickſals wegzuſcherzen und ſie zum Zeichen der Unwandelbarkeit ihres Glückes zu deuten; ſo ging ſie vergebens vorüber. Aber von da an ſchien es, als hätte der Reichthum Flügel bekommen; zwar blieb er noch ungeheuer, aber ſichtlich und unaufhaltſam war ſeine Verminderung. Wie Frühlingsſchnee ſchmolzen und ſchwanden die großen Tonnen, es war, als trügen unſichtbare Geiſter das Gold hinweg. Unmuthig ward Barbara dies inne, ihre Lebensart mochte ſie nicht ändern, nur ward ſie hart, der übermüthige Strom ihrer Freude hatte ſonſt auch viele Arme erquickt, willkommen war ihr jeder Mitgenießer ihres Glücks, das gleich der Sonne für alle ohne Unterſchied aufgegangen war, denen ward aber jetzt das Schloß verſperrt, düſtere Kargheit hielt Wache, wo es nicht unmittelbare Befriedigung eines Geluſtes galt. So wandelten ſich nach und nach auch die wenigen Segnungen, mit de-

nen ihrer gedacht wurde, in Flüche und langſam rückte das Gericht der Verſtockung heran. Alle Liebe hatte Barbara einem Schooßhund zugewandt, der nie von ihrer Seite kam, wer der Herrinn gefallen wollte, ſchmeichelte ihm und bald ward das Thier dies inne und quälte jeden, der ſich der Gebieterinn nahte, mit unerträglichen Launen, beſonders ſchien er ſeit dem Wiederfinden des Ringes ein ganz anderes Thier, ſelbſam ſtarrten oft ſeine Augen aus den buſchigen Brauen heraus und vorzüglich erbittert ſchien er auf die Armen, die er, wäre das Herz ſeiner Frau auch milder geweſen, unwiderſtehlich von ihr trieb. Mit einer Kraft, die weit über ſeine Größe ſchien, fiel er ſie an und die Wunden ſeiner Biſſe ſchienen wie vergiftet, denn ſie wollten nicht heilen und gingen in Eiter und Fäulniß. Unheimliche Sagen verbreiteten ſich über den Hund, an dem Barbara hing wie gefeſſelt durch zauberiſche Gewalt, und viele Behauptungen, es ſei der Böſe ſelbſt, der ſein Opfer bewache und von Werken der Barmherzigkeit abhalte. Der Schooßhund ſtarb und Barbara überließ ſich dem grenzenloſeſten Schmerz; lange wollte ſie die Leiche nicht von ſich laſſen und als es endlich geſchehen muß-

te, ordnete sie die herrlichste Todtenfeier an, in langem Zuge schwarz gekleidet von den Häuptern wallende Flöre nachschleppend, folgte sie mit dem ganzen Kreis ihrer Bekannten der Leiche unter den Trauerklängen verhüllter Pauken und dumpfer Posaunen. Mit beinahe heidnischen Gebräuchen von Räucherungen und Opfern, ward das Thier bestattet und reiche Thränengüsse benetzten sein Grab. In der folgenden Nacht schienen alle Stürme losgelassen und die Erde im Verscheiden zu liegen, das Schloß schien wie vom schwefelichten Lichte erleuchtet, gräßliche Gespenster umkreisten es in tollen Wirbeln. Auf den Zinnen lagen andere Gestalten gelagert, als ob sie Gericht hielten, eine stand auf und schien heftig zu reden, hohles Murmeln ging durch den Sturm, plötzlich hob sich aus dem Hundsgrab eine lange rothe Flamme gen Himmel, sank ziſchend zurück und ein gräßlicher Donnerschlag erfolgte, mit dem aber der Spuk verschwand und die Natur ruhig wurde, als wäre sie nie gestört gewesen.

Der Morgen brach mit seiner ganzen süßen Heiterkeit an und man hätte das nächtliche Toben für einen wirren Traum halten können, wäre nicht an

der Stelle des Hundsgrabs ein Loch von unergründlicher Tiefe gewesen. Jedem schauderte und viele wurden von dem schrecklichen Zischen bekehrt, nur Barbara verharrte in der Verstockung ihres Sinnes, aber die ihr schon lange gedrohte Armuth brach unwiderstehlich herein, das falsche Gold war entflohen, mit ihm alle Mücken, die seinen glänzenden Schein umflattert hatten. Den vormals so blühenden Körper überfiel schweres Siechthum, fern war jede liebevoll pflegende Hand. Die Glut des Fiebers zehrte Barbara auf und eines Morgens fanden Vorübergehende sie an einem Zaun, verschmachtet im Thau, wo sie wahrscheinlich in der nächtlichen Glut der Krankheit Kühlung gesucht. Mitleidige Leute beteten für die Seele und wollten den Leib in der Stille bestatten, da zog ein fürchterliches Unwetter herauf, es hagelte Steine, die Träger flüchteten sich unter schirmende Häuser und ließen den Leichnam im Stich; da schnitt ein gellender Pfiff durch die Luft und von allen Seiten, als wüchsen sie aus dem Boden und wären mit dem Hagel niedergegangen, stürzte unter gräßlichem Geheul eine Unzahl von Hunden jeder Art herbei, fiel wüthend über die Leiche, die sie zerrissen und

ſchleppten die Stücke, begleitet von einem Hohnlachen, von dem man nicht wußte, woher es kam, zu dem Abgrund des Hundegrabs, der ſich, als er den letzten Reſt der Unglücklichen aufgenommen, ſogleich zuſchloß. Die Hunde waren wie Nebel verſchwunden, ohne eine Spur zu hinterlaſſen.

Dies trug ſich zu im Jahre des Heils 1570. Es ward in die Chronik der Stadt Schemnitz verzeichnet und als Wahrzeichen iſt noch das Jungfernſchloß zu ſehen.

# Die Gründung der Helenenkirche.

Markus Graf von Czobor, Herr der Herrſchaften Holitſch und Saſſin in Ungarn, Göding und Pawlowitz in Mähren, lebte am Hofe Kaiſer Joſephs I., in deſſen Nähe er ſich als Kammerherr gewöhnlich aufzuhalten pflegte, und zeichnete ſich durch Glanz und Pracht beſonders aus. Unermeßlich reich, dabei ein Mann von der feinſten Bildung, voll Geiſt, Witz und manchen für ſein Zeitalter ſeltenen Kenntniſſen, begabt mit einer äußerſt glücklichen Geſtalt, die Majeſtät, Würde und Anmuth vereinigte, und jene trefflichen Eigenſchaften des Geiſtes nur noch bemerkbarer und einnehmender machte, war er die Zierde jedes geſellſchaftlichen Zirkels, von Jedermann geſchätzt, von vielen geſucht. Bei dem genauen Umgange mit Allem, was durch Geburt, Würde, Anſehen und Talent ausgezeichnet war, hatte er ſich viele zu Freunden gemacht, und ſelbſt die Gunſt des Kaiſers in hohem Grade erworben.

Im vollen Sonnenschein eines sorgenfreien, vergnügten Lebens, schien der Graf als auserwähltes Schooßkind des Glückes, den Gipfel desselben erreicht zu haben, als sich plötzlich ein Vorfall ereignete, der ihn um Ehre, Freiheit und vielleicht selbst um das Leben zu bringen drohte, und aus dem er sich bloß durch einen kühnen Entschluß, mit seltener Gegenwart des Geistes, glücklich herauszuziehen vermochte.

Karl der XII., jener abenteuerliche Schwedenkönig, war nämlich auf seinem, für König August von Polen unheilbringenden Zuge siegreich bis vor die Thore Dresdens gerückt, und hatte dort ein festes Lager bezogen. Nichts hatte bis dahin den nordischen Aar in seinem Fluge aufhalten können; herrschen wollte er, auch über seines Gleichen, und Gehorsam sich erzwingen durch die Kraft seines Armes. Rauh, unbeugsam und aufbrausend wie sein Gemüth, war auch sein Betragen gegen die europäischen Mächte, gegen die er theils in offener Fehde, theils in listigen Freundschaftsverhältnissen stand, durch die mancherlei Forderungen, die er an sie machte. Unter diesen letztern befand sich der Kaiser in einer ziemlich bedenklichen Lage. Mit den Türken und Mißvergnügten vollauf beschäftigt, entblößt von Truppen und

Geld, hart an ſeinen Grenzen ein ſiegtrunkener König, der erſte Feldherr ſeiner Zeit, deſſen zweifelhafte Freundſchaft ſich, bei der Sonderbarkeit ſeines Charakters, jeden Augenblick in furchtbare Feindſchaft verwandeln konnte, dabei ohne Mittel zum Widerſtand, blieb dem Kaiſer nichts übrig, als den oft ungeſtümen Forderungen Karls nachzugeben, und alles ſorgfältig zu verhüten, was deſſen Zorn reizen konnte.

So ſtanden die Verhältniſſe zwiſchen beiden Monarchen, als der Baron von Strahlheim, ſchwediſcher Geſandter zu Wien, ſeinem König zu Ehren ein großes Gaſtmahl gab, zu dem nebſt vielen andern Großen auch Graf Czobor geladen war. Den hohen Ton ſeines Herrn annehmend, ließ der Geſandte hier und da ein Wort fallen, das von unſerm Grafen und vermuthlich auch von manchem andern der anweſenden Gäſte ſchwer ertragen wurde. Dennoch überwand er ſich und ſtimmte mit in die Geſundheiten des ſchwediſchen Monarchen, die Baron Strahlheim ausbrachte. Bald darauf erhob Czobor den Becher, ließ den Kaiſer hoch leben, und bemerkte, nicht ohne Ingrimm, daß der Schwede der einzige war, der nicht Beſcheid that. Nun war kein Haltens mehr, augenblicklich ſtellte der Graf den Geſandten hierüber zur Rede.

Dieſer antwortete mit Stolz; der Streit erhitzte ſich, und endlich ſprang der Graf auf, und gab dem Schweden eine derbe Ohrfeige. Alles gerieth hierüber in Aufruhr; die beiden Gegner zogen die Degen, und nur mit Mühe gelang es den Anweſenden, die Wüthenden auseinander zu bringen und den Grafen nach Hauſe zu ſchaffen.

Der Baron von Strahlheim hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Vorfall ſeinem Monarchen zu melden, und Karl der XII., der die Beleidigung auf ſich bezog, weil der Geſandte in ſeinem Berichte dem Grafen Czobor vermuthlich Worte in den Mund gelegt hatte, die den König perſönlich trafen, forderte mit ſeiner gewohnten ungeſtümen Hitze, auffallende Genugthuung. Der Kaiſer, von dem wahren Hergang der Sache unterrichtet, ward durch dieſe Forderung nicht wenig in Verlegenheit geſetzt. Allein die Umſtände waren gebieteriſch; mit Karln durfte er es auf keinen Fall verderben; es erging daher an Czobor der Befehl, dem ſchwediſchen Geſandten vor Zeugen Abbitte zu thun, und das Hoflager während des in der Nähe tobenden Ungewitters zu meiden. Zu dem erſteren wollte ſich Graf Czobor keinesweges entſchließen, reiſte jedoch, um dem letzteren Befehle

Folge zu leiſten, augenblicklich auf ſeine Herrſchaft Holitſch.

Allein hiermit war der rachſüchtige Geſandte ganz und gar nicht zufrieden, und bewirkte von ſeinem König eine ſehr drohende Erklärung an den Kaiſer, worin derſelbe ſagte, daß, nachdem Se. Majeſtät einen ſeiner Unterthanen, der ſich ſo gröblich gegen ihn vergangen hätte, nicht zu ſtrafen wüßten, er es ſchon wiſſen werde, und ihn daher ausgeliefert haben wollte. Mit tödtlichem Schreck erfüllte dieſe Drohung alle Freunde Czobors, mit herzlichem Mitleid den Kaiſer, der den Grafen verloren gab, und nicht ohne Schmerz den Befehl zu ſeiner Verhaftung und Auslieferung ertheilte.

Dieſer war indeß durch ſeine Freunde von allem unterrichtet, und hatte den Rath erhalten, augenblicklich zu entfliehen, welches ihm zu erleichtern mit der Ausfertigung des Verhaftbefehles ſo lange als möglich gezaudert wurde.

Schon war Graf Czobor dazu bereit, ſeine beſte Habe zuſammengerafft, die nöthigen Anſtalten getroffen, da fuhr es ihm plötzlich durch die Seele: der Gefahr muthig entgegen zu gehen ſei rühmlicher, als ihr ſchimpflich zu entfliehen, und ſein Entſchluß war

gefaßt. Karl, dachte er, sei zwar aufbrausend und toll, doch auch muthig und tapfer, und selbst eines kühnen Unternehmens fähig, so werde er diese Eigenschaften auch an einem andern schätzen. Zu ihm beschloß der Graf geraden Weges zu reisen, vor ihm persönlich sich zu stellen und zu rechtfertigen. Gewagt war der Schritt auf jeden Fall, und konnte übel ausfallen, ließ Karl sich von seiner Hitze übereilen, und hörte wohl gar seine Rechtfertigung nicht an; auf jedes Ereigniß mußte man daher gefaßt seyn. Schnell entwarf Czobor seinen letzten Willen, machte alle nöthigen Anordnungen auf den Fall seines Todes, oder wenigstens einer längern Abwesenheit; gelobte, auf dem Berge, den er eben aus dem Fenster erblickt hatte, als er jenen muthigen Vorsatz faßte, eine Kirche zu bauen, falls er glücklich zurück käme, schwang sich auf sein Roß, und trat die Reise nach dem schwedischen Lager, bloß von ein Paar treuen Dienern begleitet, mit möglichster Schnelle an.

Bald darauf erschien das Kommando, dem der Auftrag geworden war, den Grafen zu verhaften, doch zu spät, und mußte unverrichteter Sache abziehen, zur unaussprechlichen Freude aller Freunde Czobors. In höchster Erbitterung berichtete Strahlheim

seinem König, man habe am kaiserlichen Hofe lange darüber debattirt, ob man den Grafen Czobor Sr. Majestät ausliefern solle oder nicht. Dieser müsse indeß hiervon Wind bekommen haben, und sei entflohen, so daß die zu seiner Verhaftung genommenen Maßregeln unwirksam geblieben seien. Karl war durch diese Nachricht in die äußerste Wuth versetzt; fürchterlich schwor er, sich zu rächen; denn nichts hielt er für gewisser, als daß man Czoborn mit Fleiß Zeit zur Flucht gelassen habe.

Indessen war dieser im schwedischen Lager angekommen, und dem König ward gemeldet: Graf Czobor bitte vorgelassen zu werden. Augenblicklich ließ er ihn kommen, fuhr ihn heftig an, und warf ihm in den härtesten Ausdrücken eines aufbrausenden Temperaments sein Vergehen vor. Mit ruhiger Ergebung ließ dieser den König austoben, und erklärte dann mit männlicher Fassung: freiwillig habe er sich gestellt, er habe entfliehen können, doch nicht wollen, in der sichern Überzeugung, der König sei gerecht, höre jeden an, und werde auch ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zu dem Beweise sei er erbötig, daß die Anklage des Gesandten falsch, und er bei Sr. Majestät verleumdet sei. Seines Herrn hätte er sich ange-

nommen, den der Gesandte verunglimpft habe, dies sei jeder rechtliche Unterthan seinem Monarchen schuldig. Nie sei es ihm in den Sinn gekommen, den König beleidigen zu wollen, sein Streit mit dem Gesandten sei daher bloß Privatsache, und diese auszugleichen sei er bereit, ihm jede Genugthuung zu geben, die er verlangen würde.

Mit Aufmerksamkeit hörte ihm der König zu, ernst, doch nicht mehr so rauh, entließ er ihn, jedoch mit dem Befehl, das Lager ohne seine ausdrückliche Erlaubniß nicht zu verlassen.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich der König um seinen Gefangenen zu bekümmern schien, während dieser zwar etwas beruhigt, doch nicht ohne Sorgen, mit den Schweden Bekanntschaft anknüpfte, und durch sein einnehmendes Betragen manchen Freund gewann. Sinnend, was denn endlich der Ausgang der Geschichte seyn, und wie lange sein Aufenthalt unter den Schweden dauern würde, oder was denn der König mit ihm vorhaben könne, traf ihn eines Tages der Bote, der ihn augenblicklich zu Karln berief. Vermuthend, daß sein Schicksal nun endlich entschieden würde, nahm Czobor seine ganze Standhaftigkeit zusammen, ward jedoch nicht wenig über-

raſcht, als er beim Eintritt in das königliche Zelt den Baron Strahlheim erblickte. Der Baron ward bei Czobors Eintritt äußerſt betroffen; denn eben hatte er Karln die Saumſeligkeit des kaiſerlichen Hofes bei dieſem Geſchäft, ja wohl gar deſſen Einverſtändniß mit der Flucht des Grafen neuerdings vorgeſtellt, und des Königs Unwillen auf das Höchſte gegen den Kaiſer zu reizen geſucht. Sehr gut war es ihm gelungen, einen ohnedies aufwallenden Monarchen in Harniſch zu jagen, doch nicht ganz nach ſeiner Abſicht, denn Karl merkte wohl, daß der Baron von Strahlheim nicht aus ganz uneigennützigen Abſichten ſpreche.

Kaum war Graf Czobor eingetreten, ſo trug ihm der König auf, ſich nun in Gegenwart des Barons zu vertheidigen, und las ihm die Depeſche Strahlheims vor, die ſeine Anklage enthielt. Der Beſchuldigte, der ſich indeß gefaßt hatte, vertheidigte ſich mit vieler Gewandtheit, machte den König auf manche kleine Umſtände aufmerkſam, die der Geſandte nicht läugnen konnte, erbot ſich nochmals zur Genugthuung für die perſönliche Beleidigung, bat aber auch um dieſelbe für die ſeinem Monarchen angethane Unehre, berief ſich auf Thatſachen, daß er des Königs mit

keiner unanſtändigen Sylbe gedacht habe, und wußte theils durch die Macht der Wahrheit, theils durch ſeine Unerſchrockenheit und Geſchicklichkeit, womit er jeden Umſtand und beſonders ſeine freiwillige Stellung zu ſeinem Vortheil geltend machte, den Geſandten ſo in die Enge zu treiben, daß der ſcharfſichtige König bald einſah, wie falſch der Bericht Strahlheims geweſen ſei, und daß er eine durch Hochmuth und Unvorſichtigkeit ſich zugezogene Beleidigung zur Sache ſeines Königs habe machen wollen.

Nun ging das Ungewitter über dieſen los. Ungeſtüm warf er ihm ſein Betragen vor, überhäufte ihn mit Vorwürfen und entließ ihn endlich mit dem Befehl, augenblicklich auf ſeinen Poſten abzureiſen. Czoborn dagegen erklärte der König, daß er mit ſeiner Rechtfertigung vollkommen zufrieden ſei, ihn als einen wackern Mann ſchätze, und ihm erlaube, nach Hauſe abzureiſen. Als dieſer in ſeinem Quartier ankam, erſchien bald darauf ein Offizier, der ihm einen Säbel und ein Paar Piſtolen im Namen des Königs zum Andenken überreichte.

Freudig eilte der Graf nach Hauſe, um die Seinigen, die in banger Erwartung auf Nachricht von ihm harrten, zu beruhigen, und legte in drei Mona-

ten darauf, obwohl auf einem andern Orte, den Grundstein zu der Kirche, die noch heut zu Tage unter dem Namen von St. Helena bekannt ist, und von den nach Schoßberg vorüberziehenden Wallfahrtern fleißig besucht wird. Das Geschenk des Schwedenkönigs aber, das zwar an sich von keinem großen Werthe war, aber durch die Umstände, die es begleiteten, besonders merkwürdig wurde, erhielt eine ausgezeichnete Stelle in der Waffenkammer, und ward stets von ihm und seinen Nachkommen in großen Ehren gehalten, und den Merkwürdigkeiten des Schlosses Holitsch beigezählt.

So ward durch Muth und Geistesgegenwart ein Vorfall friedlich und ehrenvoll beendet, der sonst unberechenbare, vielleicht für Nationen bejammernswerthe Folgen hätte nach sich ziehen können.

# Vergeltung.

In dem in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Ungarn gegen den großen Suleyman kämpfenden Christenheere, zeichnete sich Ladislaw von Keretsényi, ein edler Ungar, durch Muth, Stärke und Tapferkeit besonders aus und erwarb sich dadurch den Namen eines Helden. Leider verdiente er ihn nicht ganz; denn Schonung, Milde, Menschlichkeit waren ihm fremd. Ein von seinem Vater angeerbter Haß gegen die Türken, ließ ihn sogar der Gefangenen nichtschonen. Daher war Keretsényi's Namen ein Schrecken der Türken, und selbst unter seinen Glaubensgenossen, deren Stütze er war, fand er keinen, der Liebe oder Freundschaft gegen ihn gefühlt hätte; denn nur Scheue fühlte jeder vor dem »Türkenquäler,« wie man ihn nannte. Nicht minder hart war er gegen seine Unterthanen. Obgleich in Ungarn begütert, kaufte er 1560, von dem Verschwender Christoph von Liechtenstein, dessen Stammhaus und Hauptherrschaft

Nikolsburg in Mähren, das zeither nimmer an die Liechtensteine wiederkehrte. Hier pflegte, wenn freundlichere Tage eintraten, Keretsényi des Sommers einige Wochen zu weilen und seinem dreizehnjährigen Sohne Christoph, der hier erzogen wurde, gefangene Türken mitzubringen, die diesem zum Ziele dienen mußten, wenn er sich mit der Armbrust übte. So lehrte Keretsényi seinen Sohn alle Gefühle der Menschlichkeit unterdrücken, und pflanzte auch ihm seinen Haß gegen die Türken ein. Daß mancher Türke oft drei, vier Tage nach einander wiederholt an dem zum Ziele bestimmten Baum gebunden wurde, war sehr gewöhnlich, denn Keretsényi hatte die Grausamkeit, nicht nur die Brust, sondern mitunter auch eine Hand, einen Fuß oder einen andern Theil des Körpers zu bestimmen, den der junge Christoph treffen sollte. Schon seit längerer Zeit schmachtete in dem Gefängnisse des Schlosses Nikolsburg ein junger Moslemin, Namens Ali, der dem Burgherrn für seine Freiheit 5000 Gulden geboten und seinen treuen Diener Hassan deshalb an seinen Vater, der weit mehr als ein bloßer Aga seyn sollte, geschickt hatte. Der bestimmte Termin kam heran, aber Hassan blieb mit dem Lösegelde aus. Wüthend wurde nun Keret-

sényi; er machte ihm Vorwürfe, ihn genarrt zu haben, und bestimmte ihn sofort zur Zielscheibe seines Sohnes. Vergebens war das Flehen des jungen Ali; er ward unter dem Hohngelächter Keretsényi's an einen Baum gebunden, Christoph begann den Muselmann zu beschießen. Schon waren mehrere Pfeile in dem Körper Ali's und halb ohnmächtig hing er in den Banden, die ihn an den Baum festhielten, als eine plötzliche Erscheinung der Zusehenden Augen nach einem andern Punkt richtete. Es war Hassan, der athemlos auf beschäumtem Pferde herangeeilt kam, das mitgebrachte Gold zu den Füßen Keretsényi's warf, und zu dem wieder etwas auflebenden Ali trat, dem er die Fesseln lösen wollte. Dies ließ Keretsényi nicht geschehen. »Habe ich doch nur versprochen,« sagte er zu Hassan: »daß ich Ali seinem Vater wieder geben wolle; doch nimmer habe ich bestimmt, ob todt oder lebend? Nun soll meines Sohnes Kurzweil nicht gestört werden.« Und taub auf alles Flehen Ali's und Hassan's, mit tyrannischem Ernste die bittenden Mienen der Zuseher zurückscheuchend, gebot Keretsényi seinem Sohne fortzuschießen. Dieser that es noch einige Male, und Ali war todt. — Hassan

nahm nun weinend den Leichnam Ali's, und eilte damit seiner Heimath zu.

Als nach wenigen Jahren, und zwar 1565, die Anhetzungen des ungarischen Kronprätendenten, Johann Siegmund, Sohn Johanns Zápolya, Maximilian den II. mit dem großen Suleyman, der vor Jahren Wien selber bedroht, in Krieg verwickelt, und die an Siebenbürgen grenzenden Gespanschaften Ungarns bedroht wurden, verließ Keretsényi Nikolsburg, und begab sich nach Gyula, einer Stadt mit einem Schlosse, das nebst einem großen Gebiete ihm zugehörte. Da Gyula eine in jener Zeit bedeutende Festung war, so empfahl ihm Kaiser Maximilian die Vertheidigung derselben, ließ sie mit Geschütz, Munition, Geld und Proviant versehen, und der kaiserliche Feldherr verstärkte die früher daselbst unter dem Hauptmann Grünenwald bestandene Besatzung durch zwei Fähnlein deutschen Kriegsvolkes unter den Hauptleuten Jörger und Hoppenrath, und einige ungarische Truppen unter Holcha Zowist und Vizi János Kommando, die wieder alle unter Keretsényi's Stabe stehen sollten. Am 2. Julius 1566 erschien ein 5000 Mann starkes türkisches Heer unter der Anführung Persaff-Pascha's (nach andern Portaw-Pascha)

vor Gyula, das er, nachdem auch noch der Paſcha von Temeswár mit mehreren Kriegsvölkern zu ihm geſtoßen war, zu belagern begann.

Fünf Tage lang hielt Keretſényi den unabläſſigen Sturm der Belagerer auf die Stadt aus; als er aber ſah, daß es unmöglich wäre, ſich hier zu halten, zog er ſich in den Huzarwár (in das Vorſchloß) zurück; zu gleicher Zeit befahl er ſeinen Leuten, die Stadt an vier Ecken anzuzünden, damit die Feinde nichts als einen Schutthaufen finden möchten, wenn ſie in dieſe einzögen. Bald loderte die Flamme empor, und beleuchtete ſchaurig das weite Lager der Muſelmänner — und Gyula war zerſtört.

Keretſényi hielt ſich hier drei Wochen lang ritterlich. Nichts deſtoweniger gewannen die unabläſſig mit ihren Minen beſchäftigten Türken täglich mehr Vortheile über ihn, und es gelang ihnen, ſich auch des Huzarwár zu bemächtigen, nachdem deſſen Mauern in Schutt verwandelt waren, und Keretſényi ſich genöthiget ſah, ſeine letzte Zuflucht in's Innere des Schloſſes zu nehmen. Er wollte die Zugbrücke wegreißen laſſen; allein ſein Vorhaben vereitelten die Feinde, die ihr Geſchütz ſogleich in dies innere Schloß ſpielen ließen, eine Schanze in dem abgebrannten

Huzarwár aufführten, und ihr Hauptaugenmerk vorzüglich auf den innern Schloßthurm, ein prachtvolles Gebäude aus der alten Römerwelt, richteten. Nach einigem tagelangen Schießen, stürzte der prächtige Thurm zusammen, gleiches Schicksal erlitten die drei Basteien, so daß es nicht mehr möglich war, darauf Widerstand zu leisten. Mit Löwenmuth vertheidigten sich die Belagerten gegen die andringenden Moslims, noch war ihre Tapferkeit durch nichts erschüttert; als aber die Türken die einzige Quelle, durch welche das Wasser in's Schloß geleitet wurde, untergruben, und sich bei den täglichen Stürmen und Kämpfen, zu dem Mangel an Nahrungsmitteln auch noch der heftigste Durst gesellte, da begann allmälig ihr Muth zu sinken; doch schwuren sie feierlichst einander zu, den Platz so lange als möglich ihrem Kaiser zu erhalten.

Da ließ Persaff-Pascha an Keretsényi eine Aufforderung ergehen, das Schloß zur Übergabe zu bewegen; als aber Keretsényi davon nichts hören wollte, ließ Persaff-Pascha einen hohen, gut verwahrten Berg aus Holzstößen und sonstigen Geräthen gleich vor dem Schloßthore in gleicher Höhe mit dem innern Walle des Schlosses errichten, und von diesem

aus wagte er am 3. Auguſt einen Hauptſturm; aber Keretſényi ſchlug ihn muthig zurück, und fügte den Osmanen einen empfindlichen Verluſt zu; denn viele Hunderte bedeckten den Wahlplatz, noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter dieſen auch der Paſcha von Temeswár. Die Belagerten durch dieſen Sieg aufgemuntert, fingen an, ihre Wälle wieder aufzubauen, mehrere Verſchanzungen, unter beſtändigem Schießen der Feinde, zu eröffnen, um ſich deſto beſſer vertheidigen zu können.

Kurz darauf ſaß eines Abends Keretſényi, in Gedanken vertieft, auf einer Warte. Lange konnte ſich die Feſtung nicht mehr halten, dies ſah er wohl ein; die Liebe zum Leben erwachte jetzt mit neuer Stärke in ihm — doch bot ſich ihm kein Ausweg dar, um ſich zu retten; da trat Vizi János, ein ungariſcher Hauptmann, zu ihm. Seine Miene ſchon verkündigte eine traurige Botſchaft. So war es auch. Er hätte bemerkt, daß die Türken die Wälle des Schloſſes untergraben hätten, und damit umgingen, ſie des andern Tages in die Luft zu ſprengen. Ihre Zurüſtungen ließen keine Zweifel mehr übrig. Noch in derſelben Nacht ſchrieb Keretſényi einen Brief an den Vezier, worin er ihm die Übergabe der Feſtung gegen

freien, ehrenvollen Abzug versprach; er wickelte dies Schreiben um einen Pfeil und schoß damit in das türkische Lager.

Am andern Tage früh erschien ein Herold des Veziers vor dem Thore und begehrte Keretsényi zu sprechen. Als er erschien, meldete ihm der Türke einen Gruß von seinem Herrn, sammt der Botschaft, daß er noch heute eine Antwort erhalten sollte.

Ein leises Murren schlich durch die Krieger Keretsényi's, und kaum hatte er sein Zimmer erreicht, so traten die Hauptleute, Vizi János an ihrer Spitze, zu dem Kommandanten, um über die Rede des Türken Aufschluß zu erhalten.

»Was habt Ihr vor, Herr!« sprach Vizi, »daß Ihr in der Feinde Lager Schreiben schicket? Habt Ihr den Schwur schon vergessen, den wir thaten, entweder als Helden zu fallen, oder diesen Platz unserem Kaiser zu erhalten?« Keretsényi beruhigte sie dadurch, daß er ihnen sagte: »er hätte nur seinen Schwager zu sich bestellen lassen, um durch ihn vielleicht etwas zu erfahren, was ihnen Nutzen bringen könnte. Er meinte nämlich den Bruder seiner verstorbenen Gattinn, der verschiedener Fälle wegen aus Ungarn hatte flüchten müssen, und bei den Türken

den Turban angenommen hatte, Rebek hieß, mit im Heere des Veziers stand und Keretsényi's Todfeind war, weil dieser sich seiner Güter bemächtigt hatte. Als sich die Hauptleute, durch Keretsényi's Vorstellungen etwas beruhigt, entfernt hatten, schickte er, wie er vorgab, an seinen Schwager, eigentlich aber an den Vezier ein Schreiben. Anstatt des von den Vertheidigern erwarteten Rebek, erschienen zwei Diener des Veziers, die sich unverweilt zu Keretsényi begaben, und mit ihm Zwiesprache hielten. Nach einigen Stunden endlich kam wirklich auch Rebek, und verfügte sich in Keretsényi's Zimmer. Auffallend war es allerdings den Christen, daß die Feinde keinen einzigen Schuß in die Festung thaten.

Hierauf schickte Keretsényi einen Edelmann aus seiner Schar, mit einem silbernen Harnisch und einem großen Schlachtschwerte mit goldenem Griffe als Geschenk für den Vezier in das Lager. Dieser machte dem Kommandanten wieder mit einigen andern Sachen von Werthe ein Gegengeschenk. Nebstdem kamen noch drei vornehme Türken als Geißeln in das Schloß, und Keretsényi schickte zwei seiner Hauptleute zu dem nämlichen Zwecke zu den Belagerern.

Kurze Zeit darauf beschied Keretsényi die ganze

Besatzung zu sich, und machte sie, nachdem sich das ungarische und deutsche Kriegsvolk versammelt hatte, mit der mißlichen Lage des Schlosses bekannt, stellte ihnen die Unmöglichkeit, dasselbe länger zu vertheidigen und zu erhalten, lebhaft vor; erinnerte sie an die vielen Kranken und untüchtigen Krieger, die in der Festung seien, und ermahnte sie, da jeder Widerstand thöricht und umsonst sei, einen ehrenvollen Abzug dem sicheren Tode vorzuziehen. Er wies ihnen das beurkundete und mit vielen Siegeln des Veziers versehene Dekret vor, vermöge welchem sowohl den Kriegern, als den Kranken ein ehrenvoller Abzug gegen Übergabe des Schlosses verheißen wurde, und drang auf eine bestimmte Einstimmung zu seiner Unterhandlung.

Lange standen die tapferen Krieger lautlos da: sie wähnten zu träumen, daß ihr sonst so tapferer Anführer von Übergabe sprach; staunend sahen sie sich einander an, und endlich nahm Vizi János das Wort.

»Herr!« sprach er, »wie könnt Ihr einem Schreiben der Ungläubigen so viel Glauben beimessen? Haben uns nicht schon mehrere Beispiele bewiesen, was diesen ihr gegebenes Wort sei? Denkt an ihre Versprechungen, die sie denen von Ofen, Temeswár und

Erdent thaten, und wie schändlich sie ihr Wort brechen. — Und wenn sie ihr Versprechen erfüllten, so ziehe ich einen rühmlichen Tod nach meinem gethanen Eide einem solchen Abzug, den Ihr ehrenvoll nennt, vor. Kameraden! wer von euch gleiche Gesinnungen hegt, der schwinge sein Schwert zum Zeichen, daß er mit mir einverstanden sei.«

Mehr als die Hälfte der Krieger rissen die Schwerter aus der Scheide, und schwangen sie; doch den Übrigen schien der Muth gesunken zu seyn; mit zur Erde sehenden Blicken standen sie da. »Ich sehe,« sprach Keretsényi nach einer Weile, »daß die Meinungen getheilt sind. — Warum sollt ihr hier schon enden, da euch manche Lorbern noch blühen? Was nützt euer frühzeitiger Tod unserem Kaiser? Viel besser ist es, ihr erhaltet euch ihm, da er in der allgemeinen Noth solcher Helden bedarf. Überdies ist unser Abzug von dem Vezier des Sultans unterschrieben, und drei vornehme Bürgen befinden sich in unserer Gewalt; wir sind daher sicher. Glaubt ja nicht, daß Zaghaftigkeit mich zu diesem Schritte verleite; nur die Unmöglichkeit uns länger zu wehren, bestimmte meinen Entschluß.«

In diesem Tone sprach der Kommandant noch

lange zu ſeinen Kriegern, ſuchte alle nur möglichen Gründe auf, um ſie zu überreden, und es — gelang ihm. Sogleich ließ er die Kapitulation unterſchreiben, und ſchickte ſie in's feindliche Lager. Der Vezier war damit zufrieden, nur verlangte er eine monatliche Löhnung für ſeine Janitſcharen, um ſie für die Abziehenden zu gewinnen. Keretſényi ſchickte 4000 Thaler in das Lager, und des andern Tages geſchah der Abſchluß.

Kaum war der Tag (es war der 2. September des Jahres 1566) angebrochen, ſo war ſchon alles im Schloſſe lebendig. Die Pferde wurden vorgeführt, die Harniſche geputzt, und die Kranken aus ihren Stuben geholt und auf Wagen gelegt. Doch verzögerte ſich der Abzug bis gegen Mittag. Den Zug eröffneten des Veziers Räthe und Diener, gleichſam als Wegweiſer; dann kamen die Kranken und das Volk, das ſich aus den benachbarten Städten und Dörfern in die Feſtung geflüchtet hatte und erſt gegen Abend zogen die Krieger aus dem Schloſſe, das ſie zwei Monden hindurch auf das tapferſte vertheidigt hatten. Die deutſchen Lanzenknechte und Ritter zogen voran, ihnen folgte das ungariſche Fußvolk und die Reiterei, Keretſényi in der Mitte, die türkiſchen Geißeln machten den Beſchluß.

Als Keretsényi mit seinen Begleitern im feindlichen Lager angekommen war, beredeten ihn Letztere, sich zum Vezier zu verfügen, um ihm persönlich zu danken. Er willigte ein und ging mit ihnen. Kaum trat er in das Zelt des Veziers, als auf einen gegebenen Wink zehn Janitscharen über Keretsényi herfielen und ihn entwaffneten. Sprachlos stand er da. Der Schreck hatte seine Zunge gelähmt. »Nun Keretsényi!« sprach hohnlächelnd der Pascha, »du Schrecken der Muselmänner, du Stütze der Christen, du Mörder meines einzigen Sohnes, hab ich dich endlich in's Verderben gelockt? — Ali's Blut schreit um Rache. Nur mit deinem Tode magst du seinen Tod sühnen. Fort mit ihm nach Belgrad!« Keretsényi wurde fortgeführt; alles Lebensgefühl schien ihn verlassen zu haben. Noch denselben Tag wurde er nach Belgrad geschleppt und dort bis zu Persaff-Pascha's Ankunft in einem unterirdischen Kerker gefangen gehalten. Aber auch Keretsényi's Kriegsvolk ging es nicht besser. Kaum war ihr Anführer in des Veziers Zelt getreten, als auf Einmal sich die ganze Armee der Türken über die wenigen Christen stürzte, und sie sammt den Kranken fast gänzlich niedermetzelte. Nur wenige Ungarn entka-

men auf ihren ſchnellen Roſſen dem allgemeinen Blutbade, um die traurige Botſchaft den Chriſten verkündigen zu können. Triumphirend zogen die Feinde in das zerſtörte Gyula ein.

Nachdem der Vezier auch noch Jenö eingenommen hatte, begab er ſich nach Belgrad. Da ließ er Keretſényi in das Grabmahl Ali's bringen, und zeigte ihm dort den einbalſamirten Körper. »Kennſt du dieſen noch?« fragte finſter der Vezier den Gefangenen. »Wiſſe,« fuhr er fort, »daß ich es bei Muhameds Barte geſchworen habe, ihn nicht eher nach unſerer Sitte zu beerdigen, als bis ich ihn an dir qualvoll gerächt haben würde! Wiſſe ferner, daß mein einziges Abſehen auf dich gerichtet war, und daß eben Rebek, der Oheim deines blutdürſtigen Sohnes, dich verrieth; geh, deine Stunden ſind gezählt.«

Am andern Morgen ließ Perſaff-Paſcha den Unglücklichen in ein leeres Faß ſpünden, und nachdem er von allen Seiten Nägel hatte hineinſchlagen laſſen, dieſes von einem Berge in die vorbeiflutende Donau rollen.

Chriſtoph Keretſényi, Laſtows Sohn, ſtarb ſchon 1572 ohne Erben.

# Der ſchwarze Heerführer.

Die unglücklichen Streitigkeiten, die nach Ludwigs II. frühzeitigem Tode bei Mohács zwiſchen Ferdinand I. und Zápolya um den Beſitz der ungariſchen Krone ausbrachen, hatten die Türken, und mit ihnen Jammer, Elend und Noth nach Ungarn gebracht. Man hatte zwar gehofft, daß ein oder der andere Kronerbe bald über ſeinen Gegner obſiegen, und ſo dem verwüſteten Reiche Frieden und Ruhe werden würde; aber dieſe Hoffnung täuſchte lange, denn beide Theile waren durch einen ſtarken Anhang mächtig, und hielten ſich das Gleichgewicht. Endlich ſtarb Zápolya und ſeine Witwe ſchloß mit Ferdinand Frieden; die Ausſichten ſchienen nun etwas beſſer zu werden. Doch jetzt erſt zeigte ſich die treuloſe Politik der Türken. Bloß als Zápolya's Hülfsvölker waren ſie in das Land gekommen, doch nun erklärten ſie, den Krieg auf eigene Fauſt fortführen zu wollen, und gar nicht daran zu denken, die gemachten Eroberungen heraus zu ge-

ben. Dem gedrückten Lande ward daher weder durch Zápolya's Tod, noch durch den Vergleich zwiſchen Ferdinand und der Königinn Iſabelle einige Erleichterung, und die fortgeſetzten Schreckensſcenen mit den Türken brachten die Menſchen in Verzweiflung.

Unter dieſen jammervollen Umſtänden brach das Jahr 1569 an, von dem eine Prophezeiung geweiſſagt hatte, daß es den Türken in Ungarn höchſt verderblich ſeyn würde. Mit Sehnſucht ſah ihm deshalb die abergläubiſche Menge entgegen, und ſelbſt die Klügeren vereinigten ihre Wünſche mit jenen des Pöbels, wenn ſie auch ſeine Zuverſicht nicht theilen konnten.

Die erſten Monate verſtrichen, ohne daß irgend ein beſonderes Ereigniß, das auf die Weiſſagung Bezug gehabt hätte, vorfiel, und ſchon fing der Glaube daran zu wanken an, als ſich plötzlich die Nachricht verbreitete, zu Debretzin ſei ein ſchwarzer Heerführer aufgetreten, der unmittelbar von Gott geſandt ſei, um die Türken aus dem Lande zu vertreiben, und deshalb auf den ſichtbaren ihm verheißenen göttlichen Beiſtand rechnend, nur mit einer ſehr kleinen Anzahl Menſchen dieſes große Werk ausführen werde. — Nun waren

die Gläubigen plötzlich gestärkt, die Zweifelnden zum Schweigen gebracht, und der Untergang des halben Mondes mit lautem Jubel verkündet.

Mit diesem schwarzen Heerführer hatte es eigentlich folgende Bewandtniß. Ein gewisser Georg Karátson, ein gemeiner Mann von außerordentlicher Leibesstärke und riesenhaftem Körperbau, dabei von durchdringendem verschmitzten Verstande, und in den kleinen Künsten der List und des Truges wohl erfahren, von seinen Nachbarn gefürchtet und seiner dunklen Gesichtsfarbe wegen nur gemein hin der schwarze Mann genannt, hatte von der erwähnten Prophezeiung gehört, und die Leichtgläubigkeit der Menschen — auf die seit ihrer Erschaffung noch niemand vergeblich spekulirt hat — wohl berechnend, den Entschluß gefaßt, den Versuch zu wagen, ob er nicht daraus einigen Vortheil ziehen könnte. Er verließ daher seinen Acker, und trat zu Debretzin mit dem Vorgeben auf, Gott sei ihm erschienen und habe ihm befohlen, nach Debretzin zu ziehen, dort einige Mannschaft zu sammeln, und mit selber gegen die Türken zu ziehen, indem er ihn auserseben habe, das christliche Volk in Ungarn von dem heidnischen Joche zu befreien. Zwar habe er die erste Erscheinung für einen

bloßen Traum gehalten, daher ihr auch keine Folge geleiſtet; doch habe ihn Gott hierauf noch einmal gewürdiget ſein Antlitz zu ſchauen, und bei Wiederholung des vorigen Befehles ihm zugleich Vorwürfe über ſeinen wenigen Glauben gemacht, und auf den Einwurf, wie er, ein ſchlichter Ackersmann, ſo Großes vollbringen könne, geantwortet, er habe gerade deshalb, um ſeine Allmacht deſto auffallender zu bewähren, ihn, dieſes ſchwache unerfahrne Werkzeug, zur Vollführung ſeines Willens auserkoren und werde ihm in jeder Gefahr unmittelbaren Beiſtand leiſten.

Um dieſen Worten noch mehr Glauben zu verſchaffen und ſeine Sendung zu bewähren, brach er neue Hufeiſen von einander, krümmte Geldſtücke und Eiſenſtangen, zerriß Ketten und Stricke, zertrümmerte Mühlſteine, hob Laſten und zeigte mehrere derlei Kraftſtücke, indem er ſehr richtig den Eindruck berechnete, den das Ungewöhnliche auf den Menſchen macht, und ihn dem Willen des Stärkeren unterjocht.

Außer der Stadt ſchlug dieſer ſchwarze General ſein Lager auf, in das binnen wenig Tagen eine Menge liederliches Geſindel, von der Hoffnung des Raubes angelockt, zuſammenlief. Allein ſtets ſeinem Plane getreu und den Zweck des Myſtificirens vor

Augen habend, war dies Lager und dessen Soldaten in Sitten und Gebräuchen ganz verschieden von allen andern ähnlichen Versammlungsplätzen. Jeder Mann, der unter den Fahnen des von Gott ernannten Feldherrn dienen und sich unter seiner Anführung in dem Kampfe gegen die Ungläubigen den Himmel erwerben wollte, wurde von ihm mit besonderer Feierlichkeit aufgenommen. Nach einer langen Rede nämlich, in der er dem Ankömmling die Pflichten eines Streiters Gottes und unter selben hauptsächlich jene des blinden Gehorsams deutlich auseinander setzte, ergriff er ihn plötzlich am Haarschopf, zog ihn unter dem Hersagen unverständlicher Worte dreimal in die Höhe, gab ihm darauf drei sanfte Schläge in den Nacken und, nebst einem Kuß auf die Stirne, den väterlichen Segen. Von diesem Augenblick an erhielt der Neuaufgenommene den Namen Sohn, so wie der Heerführer den Namen Vater führte, und die Soldaten sich unter einander Bruder nennen mußten. Morgens und Abends ward zum Gebete getrommelt, wobei jeder auf die Knie fiel, und das von dem Anführer laut vorgesagte Gebet des Herrn nachsprach, der sich hierauf allein erhob, und von einem erhöhten Orte den Segen ertheilte. Kein Fluch oder Scheltwort

ward gehört, denn fürchterliche Strafe war darauf gesetzt, kein Spiel erlaubt, denn die Übung in den Waffen und das Zuhören bei den von dem Begeisterten gehaltenen Predigten sollten die Zeit des Soldaten hinlänglich ausfüllen. Wenn es ihm einfiel, sagte er Lust- und Festtage an, strafte und belohnte, und herrschte mit der unbegrenztesten Willkühr im Namen Gottes, der ihm, seinem Vorgeben nach, stets seine Befehle selbst ertheilte.

Obwohl nun dieser schwarze Feldherr auf der einen Seite seine Krieger sehr fromm zu machen bemüht war, so erlaubte er ihnen doch anderer Seits Vieh und Lebensmittel aus der umliegenden Gegend einzutreiben, auch hier und da Wohnungen und Reisende zu plündern, und entschuldigte dies mit der Nothwendigkeit, sie zum bevorstehenden Kampfe stärken zu müssen, wobei zehnfacher Ersatz aus der ganz unfehlbaren türkischen Beute jedem Beschädigten zugesagt wurde.

Bei 2000 Mann waren nun versammelt, doch bloß entlaufene Handwerker, arbeitsscheue Taglöhner, offenkundige Diebe und derlei Taugenichtse und müßige Menschen, zu großem Mißvergnügen des Befehlshabers, der darauf gerechnet hatte, daß auf den

durch seinen Mund erschallenden göttlichen Aufruf, der benachbarte Adel aufsitzen und mit seiner Mannschaft zu ihm stoßen würde. Da aber nichts hiervon geschah und bloß mit der eigenen undisciplinirten, des Krieges unkundigen Mannschaft sich nichts von Bedeutung unternehmen ließ, änderte Karátson seine Plane, verschob bei heranrückendem Winter den Angriff auf die Türken bis zum nächsten Frühjahr und entließ seine Armee nach Hause, jedoch mit dem strengsten Befehl, daß sie sich zu Anfang des künftigen Märzmonates unfehlbar wieder auf dem Lagerplatz einfinde.

Den Winter hindurch reisete der in Diensten des Himmels stehende General hin und her, unter dem Vorwande, Truppen zu werben und Kriegsbedürfnisse aufzuhäufen, eigentlich aber um seine schwarzen Projecte besser zu verbergen. Aus seiner Sphäre herausgetreten, wollte sich dieser ehrgeizige Mensch um jeden Preis emporschwingen, und da sein Versuch, als Held zu glänzen, keine glücklichen Resultate versprach, betrat er die Bahn des Verräthers. Mit vieler Schlauheit nämlich knüpfte er mit dem Szolnoker Pascha Unterhandlungen an, kraft welcher er sich anheischig machte, gegen eine bedeutende Summe

Geldes seine ganze Armee in die Hände des Pascha zu liefern. Kaum war dies Geschäft beendigt, und die gemeinschaftlich zu nehmenden Maßregeln verabredet, als der Betrüger in sein Hauptquartier zurückkehrte, die Rüstungen mit neuer Thätigkeit betrieb, und da indeß das Jahr 1570 angebrochen war, die entlassenen Soldaten, so wie manche neu Angeworbene, von allen Seiten in sein Lager zuströmen sah.

Nun war es Zeit, seine Prophezeiung in Erfüllung zu setzen, denn lange ließ sich die Täuschung nicht mehr fortsetzen. Nach geendigter Heerschau erklärte der Feldherr, daß er am dritten Tage gegen die Türken aufbrechen wolle, und indeß jedem befehle, sich still und eingezogen zu verhalten, und den Beistand des Himmels zu erflehen. Der Vorabend war zu einem Buß- und Festtage bestimmt, und mit öffentlichen Gebeten und Erbauungspredigten zugebracht. Endlich am Morgen des anberaumten Tages erschien der Mann Gottes ernst und düster, betrat einen erhöhten Ort, und gab unter Convulsionen und mancherlei Gaukeleien den Willen des Geistes Gottes kund. Dieser hätte ihm nämlich in der vergangenen Nacht befohlen, mit 600 Mann aufzubrechen, und gegen das den Übergang der Theiß bei Szolnok beherrschende

Schloß von Bala Szent Miklos zu rücken, mit dem Verſprechen, die Mauern würden bei dem Schalle der Trompeten und Trommeln einſtürzen, und zugleich Feuer vom Himmel die türkiſche Beſatzung verzehren. Daher brauchten die Soldaten nur ganz leicht bewaffnet zu ſeyn, und um ſchneller hineilen zu können, ſich mit Lebensmitteln nicht zu beſchweren, denn Gott werde für ſeine auserwählte Schar ſchon ſorgen.

Mit ungeheurem Enthuſiasmus wurde dieſe Rede aufgenommen, und jeder drängte ſich herzu, um an der leicht zu erwerbenden Ehre des Feldzuges Theil nehmen zu können. Sorgfältig wählte der Feldherr 600 Mann aus der ganzen Schar, beſonders jene berückſichtigend, die mit blindem Vertrauen ſeinen Weiſſagungen glaubten, rückte mit ihnen unter Abſingen von Pſalmen und geiſtlichen Liedern aus, und hinterließ den Überreſt im Lager, unter den Befehlen des Ladislaus Szüts, den er zu ſeinem Lieutenant ernannt hatte.

Den ganzen Tag ward marſchirt und der Hunger ſtellte ſich bei den himmliſchen Soldaten ziemlich merklich ein. Schon fingen ſie an zu murren und ſich ungebührliche Äußerungen gegen den Anführer zu erlauben, der in größter Ruhe vor ihnen herzog und

nur manchmal ein einzelnes ſtrafendes Wort verlor: endlich kam es zum offenen Aufſtand, indem die Soldaten erklärten, ſie könnten und wollten nicht mehr weiter gehen, denn Hunger und Ermattung habe ihre Kräfte aufgezehrt. Da trat der Gaukler voll Hoheit unter ſie, warf ihnen den Mangel an Vertrauen auf die Verheißungen Gottes in den härteſten Ausdrücken vor, ſchalt ſie Elende, warf ſich zur Erde, bat Gott um Verzeihung der großen Sünde, daß er gerade dieſe Ungläubigen zur Vollführung des ihm anbefohlenen großen Werkes auserwählt habe, flehte um ſeinen Beiſtand, dieſe große Verſuchung des Teufels, der das Verderben von den Türken, ſeinen Schützlingen, abwenden wollte — glücklich zu überwinden, und ſpielte, mit einem Wort, eine ſo ergreifende Komödie, daß er ſeine Truppen zum Fortmarſche bewog, indem er ihnen noch auf das Heiligſte verſprach, binnen einer Stunde ſolle aller ihrer Noth abgeholfen werden.

Genau hatte dieſer Liſtige dieſe ganze Scene im Voraus berechnet, und in dem unfernen Wald eine beträchtliche Menge Lebensmittel verbergen laſſen, um zu gehöriger Zeit mit dem Anſehen eines Wunderthäters prunken zu können. Jetzt war der Wald er-

reicht, und die herrlichſte Erquickung dem erſtaunten Auge der bethörten Menge, die begierig darüber herfallen wollte. Doch ein fürchterliches Verbot donnerte ihnen aus dem Munde des Anführers entgegen, der nun ſeine Strafpredigt anfing, ihnen ihr ſchlechtes Benehmen vorwarf, ſie zu größerem Vertrauen zu Gott und ſeinen Verheißungen nachdrücklich ermahnte und noch ein langes reuevolles Bußgebet herſagen ließ, bevor ſie ihren Hunger ſtillen durften. Nun brach aber auch das Geſchrei von allen Seiten los, man umringte den Theurgen, bat und flehte um ſeine Vergebung, und ſchwor künftighin blinden Gehorſam ſeinen Befehlen. Alſobald ward ein Paar Abgeordnete in das zurückgelaſſene Lager abgeſendet, um das Wunder dort zu verkünden, das die Truppen mit unglaublichem Eifer erfüllte, ſo daß ſie nur mit Mühe abgehalten werden konnten, dem wunderthätigen Führer nicht nachzuziehen, und ſeinem Lieutenant unaufgefordert den Eid der Treue und der unbedingteſten Ergebung leiſteten.

Mit neuem Muthe, und im Glauben ſo im Magen mächtig geſtärkt, ging indeß der Zug des andern Morgens weiter, und bald war das Kaſtell von Szent Miklos im Angeſichte. In geringer Entfernung und

größter Stille (jeder Laut war unter Todesstrafe verboten) stellte der Verräther sein Volk auf, und warf sich zu Boden, um von Gott die Erfüllung seiner Verheißung zu erflehen. Nachdem er einige Zeit unter Convulsionen und fürchterlichen Verdrehungen des Körpers sich herumgewälzt hatte, sprang er plötzlich auf, und stieß ein durchdringendes Geheul aus.

In demselben Augenblick sah man Feuer vom Himmel fallen, d. h. Raketen von der Rückseite des Kastells hineinwerfen, und bald darauf große Feuersäulen emporwirbeln, die von angezündeten Strohhaufen herrührten. Ein dumpfer Lärm der Besatzung, die ihre eingelernte Rolle meisterlich spielte, mußte als Ausbruch der letzten äußersten Verzweiflung gelten. Nun war also der erste Theil der Prophezeiung eingetroffen, und der zweite, nämlich das Einstürzen der Mauer bei Trompetenschall, ganz und gar nicht zweifelhaft.

Der Anführer befahl daher den Anmarsch mit langsamen abgemessenen Schritten, und wirklich schien seine Wunderkraft den Feind zu bannen, denn schon war der ganze Haufe hart am Thore und dicht unter den Mauern, ohne daß die vom himmlischen Feuer heimgesuchten Türken den geringsten Widerstand zu leisten oder sich nur blicken zu lassen versucht hätten.

Nun erſchallten auf des Schwarzen Geheiß alle Trompeten und Trommeln, aber nun öffnete ſich auch das Thor und alle Schießſcharten der Thürme und Mauern, und begrüßten die betrogenen Schlachtopfer in der Nähe von wenigen Schritten mit einem Kanonen- und Kugelregen, der die Angerückten in ganzen Reihen niederſtreckte. Zu ſpät wurden ihre Augen über die ſchreckliche Täuſchung geöffnet, um im nämlichen Augenblicke vom Tode für immer geſchloſſen zu werden. An Widerſtand war nicht zu denken, Flucht das einzige Rettungsmittel. Doch im nahen Hinterhalte lagen die Szolnoker Spahis, um den Flüchtigen jeden Weg abzuſchneiden, die denn gleich dem Vieh niedergemetzelt wurden, ſo daß von dem ganzen Haufen nur etwa dreißig Mann mit dem ſchwarzen Verräther ſich retteten.

Mit Schrecken erfüllte dieſe traurige Nachricht das ganze Lager, und obwohl ſich Georg bemühte, ſein erſtes Feuerwunder geltend zu machen, und das Mißlingen des anderen auf den Unglauben der Soldaten und ihre unlautern, nur nach Beute lüſternen Abſichten zu ſchieben, ſo ſank doch ſein Anſehen jeden Tag tiefer. Wenige nur wollten ſeinen neuen Gaukeleien Glauben beimeſſen, und mit ihm gegen den

Szolnoker Pascha ziehen, den er nach wunderthätigem Zusammensturz der Schloßmauern, mit allen seinen Weibern und ungeheuren Schätzen zu fangen, und seinen Getreuen Preis zu geben versprach. Niemand bezeigte Lust zum Ausmarsch, und that sehr wohl daran, denn der Verräther wollte seine Mannschaft neuerdings opfern, und dann selbst zum Pascha übergehen, um den Lohn seines Verrathes zu fordern — vielmehr riß Unordnung im Lager ein, deren Folge häufige Desertion und der Mangel an Bedürfnissen aller Art für die Zurückgebliebenen war. Diesem zu steuern, und sich in dem wankenden Ansehen zu befestigen, erließ der schwarze Befehlshaber an den Stadtrichter von Debretzin eine scharfe Aufforderung, ihm angemessene Lebensmittel, vorzüglich aber Wein, nebstbei Tuch, Leder und alle Arten von Kleidungsstücken abzuliefern. Dieser, der schon lange mit allen rechtlichen Bürgern dem Unfug nur nothgedrungen ruhig zugesehen hatte, und bereits den benachbarten Georg Báthóry um Hülfe gegen dieses tolle Gesindel gebeten hatte, achtete des Befehles nicht, und ließ die hungrigen Gäste vergebens warten.

Darob ergrimmte der schwarze Mann höchlich, und ritt spornstreichs mit seiner sechs und dreißig Mann

ſtarken Leibwache, aus lauter Atlethen von grimmigem Ausſehen beſtehend, in die Stadt und ließ den Stadtrichter vor ſich führen, warf ihm ſeinen Ungehorſam in den beſchimpfendſten Ausdrücken vor, und endete ſeinen erbaulichen Sermon mit dem Befehle an ſeine Soldaten, den Stadtrichter alſogleich vor dem gegen das Lager führenden Thore aufzuknüpfen. Trotz allem Sträuben wurde der Bedrohte gegen den bezeichneten Ort geſchleppt; da entbrannte die Wuth der Bürger, ſchnell ſperrten ſie die Thore, fielen über die Ruheſtörer her, ſchlugen ſie zu Boden, befreiten ihr gefangenes Oberhaupt, und nahmen den ſchwarzen General ſammt ſeinen Rieſen gefangen. Nun änderte ſich die Scene. Der vor kurzem noch mit dem ſchmählichſten Tode bedrohte Stadtrichter, auf das Höchſte erbittert und durch die Nähe der Báthóryſchen Hülfsvölker ermuthigt, ſprach alſogleich das Urtheil über ſeinen vorigen Tyrannen, und ließ ihn auf öffentlichem Markte, unter dem Zujauchzen des Volkes in derſelben Stunde enthaupten.

Mit wutherfülltem Herzen brach Sziits, der im Lager verbliebene Lieutenant, auf die Nachricht von dem Tode des Anführers mit ſeiner Mannſchaft auf, um ihn durch die Zerſtörung der Stadt zu rächen.

Doch die Bürger, dies vorausſehend, rückten ihm entgegen, und griffen ihn muthig in Vereinigung der Báthóryſchen Truppen an. Nicht lange dauerte die Schlacht, denn muthlos, hungrig und unzufrieden hielten die Himmelsſoldaten nicht lange Stich, ſondern zerſtreuten ſich nach allen Seiten hin. Nur Sziits ſelbſt mit einigen der Nächſten um ihn, bereits von ſeinen Truppen verlaſſen und von Feinden umringt, wehrte ſich tapfer, ward aber von der Menge überwältigt, und mit einem Kolbenſchlag getödtet, womit aller jener Unfug, der unter Benennung des Krieges vom ſchwarzen Manne über ein Jahr lang getrieben ward, ſein Ende erreicht hatte.

# Die Gründung von Zeben.

Auf der hohen Sároſer-Burg hielt der junge Stephan ſeinen Hof als Herzog von Sáros und der Zips, welcher reiche Landſtrich ihm durch die Güte ſeines Bruders, König Ludwigs des Großen, zugefallen war. War das Tagwerk der Herrſchaft gethan, ſo zog die Zeit wie ein freudiger Jüngling durch die Hallen der Burg; Feſte und frohe Gelage brachte ſie mit, und ließ auch die Freude ſich oftmals vergebens rufen, ſo lag es nicht am Eifer der Gäſte, die laut genug waren, gehört zu werden; doch es fehlte die Herrinn, die lebendige Seele dieſes Daſeyns, und ſo war dies lärmende Treiben mehr das Schäumen unbändiger Kraft, das aber gleich dem Gaul im Tretrad mit aller Bewegung nur ſich ſelber abmattete, ohne die Langweile los zu werden. So kam es auch, daß jeglicher gerne die Prunkſäle um den Wald vertauſchte, wo die wildeſte Jagdluſt doch den ganzen

Mann in erfüllenden Anſpruch nahm und das in jedem Augenblick auf's Spiel geſetzte und wieder gewonnene Leben einen Reiz gewann, der die Augenblicke ſeiner Dauer ungezählt vorüberrauſchen und vergeſſen ließ. Auf ſolcher Jagd begab es ſich einſt, daß Herzog Stephan von den Seinigen abkam und wie er den Heimweg ſuchte, ſich nur tiefer und tiefer im endloſen Forſt verirrte, bis die Nacht hereinbrach und er keinen Ausweg mehr ſah, als die matten Glieder auf den Grund zu ſtrecken und ſo des kühlen Morgens Ankunft zu erwarten.

Nach kurzem Suchen fand er einen Platz, der ihm bequem ſchien, und eben wollte er dem Roß den Sattel abnehmen, als es wiehernd die Ohren ſpitzte und der Hund ſchnuppernd die Schnauze nach Witterung in die Höhe hob. Sich umſehend, gewahrte Stephan durch die Zweige einen kleinen Schimmer, und ein heiſerer Laut, wie fernes Hundsgebell traf ſein Ohr. Freudig ſchwang er ſich wieder zu Roß, und indem er es ſeinen Weg ſuchen ließ, ſtand er in kurzem vor dem verſchloſſenen Thor einer kleinen Burg, welches ihm endlich nach langem Pochen, das alle Hofhunde aufjagte, mit wüthendem Geheul den

Schlaf des Pförtners zu vertreiben, geöffnet wurde, nicht ohne manch' vorläufiges Fragewort, und nicht, wie er am Auf- und Zugehen kleiner Fenſterläden vernahm, ohne mißtrauiſches Spähen. Wortkarg und mürriſch empfing ihn der alte Ritter Tharczay, dem er ſich einſtweilen nur als des Herzogs Lieblingsknappen Gergely ankündigte, und hieß ihm ein Gemach nebſt Abendzehrung und Lager anweiſen. Der Herzog nahm es hin ſo gut er konnte, denn der Alte galt in der ganzen Gegend für einen menſchenſcheuen Filz, und ſo zürnte er auch nicht ſonderlich über den ungaſtlichen Empfang, vielmehr gedachte er den beſten Nutzen aus dem Abenteuer zu ziehen, denn noch ein Gerücht zog im Land umher von Thorczay's wunderſchöner Tochter; aber niemand hatte ſie geſehen, denn er hielt ſie ſtreng verſchloſſen; nur der Ruf ihrer Schönheit und daß ſie Sabine hieß, war unter dem Volk verbreitet, gleich dem Mährchen vom Wunderſchatz in den ſieben Thürmen. Kaum war er mit dem Burgvogt auf ſeiner Kammer allein, als er dieſem zuzuſetzen begann, der, froh der ſeltenen Gelegenheit zum Geſpräch, ſie ſo reichlich benützte, daß ehe ein Paar Stunden verfloſſen waren, der.

junge Herzog Sabinen nach der Beſchreibung aus tauſenden heraus hätte finden müſſen, und von jeder Minute, jedem Schritte ihrer Tagesordnung ſo wohl unterrichtet war, wie von ſeiner eigenen. Innerlich voll Luſt über das gute Abenteuer, hatte er mit immer friſch gefüllten Bechern (denn mit kluger Vorſicht hatte der wackere Burgvogt ihm gerade nicht den kleinſten Krug hingeſtellt) deſſen Rede fließend erhalten, bis ſie endlich eben davon ſtockend wurde, ja zuletzt der gute Mann, ſelbſt nicht ohne Nachdenken und Zuhülfenahme der Hände, die Thüre fand. Indem ſich Stephan das Bild des Mädchens noch ausmalen und Anſchläge ſie zu ſehen erſinnen wollte, fiel er ſelbſt dem Schlaf anheim, der ihn feſthielt, bis ihn die Sonne mit ihren Strahlen wieder erweckte. Höflich, aber dringend, mahnte ihn der wieder nüchtern gewordene Burgvogt an die Abfahrt. Da gedachte Stephan einen raſchen Verſuch zu wagen, wie er Sabinen vielleicht zu ſehen bekommen könnte, und ſchritt ſchnell auf des Alten Gemach zu, wie um ihm ſeinen Dank abzuſtatten und, wie er vermuthet, Sabine ſtand in der Stube, indem ſie ihrem Vater eben den Frühimbiß gebracht hatte. Polternd fuhr

dieſer auf, aber in einem Blick hatte der Herzog den vollen Garten ihrer Reize überſehen und im Fliehen blieb auch ſie auf der Schwelle ſtehen und warf einen verſtohlenen Blick zurück, der zwar ſogleich zur Erde ſich ſchlug und von hoher Glut verdrängt wurde; aber wie eine Angel war er in Stephans Herz gefallen, der lange ſprachlos der Entſchwundenen nachſtarrte, ohne das Schelten Tharczay's zu hören, der ihn und ſeinen Dank zu allen Teufeln fluchte; endlich beſann er ſich und tiefaufathmend nahm er mit wenig Worten Abſchied, beſtieg ſein Roß und jagte, im innerſten Leben entzündet, heim auf ſeine Burg.

Dort ward nun ſein einziges Thun und Denken, wie er heimiſchen Zutritt auf dem unwirthlichen Tharkö gewinnen möge. Es gelang ihm auch unter mancherlei Vorwand endlich durch die Bundesgenoſſenſchaft des Goldes. Es ward ihm nicht ſchwer, die Liebe Sabinens zu gewinnen, die ſchon ſein erſter Anblick mächtig ergriffen hatte, und ſo verfloſſen den Beiden viele glückliche Stunden, die ſie nicht zählten. Da ward der Verrath wach, die ſtille, ruhige Seligkeit zerriſſen und es galt ein Äußerſtes, wollte der Herzog ſeine Geliebte aus der Gewalt des tyranniſchen

Vaters retten. Unter dem Vorwand der Unterhandlung über den Zuzug zu einem Kriege, mußte Bodo, der eine von des Herzogs Knappen, den alten Ritter in ein langes und hitziges Gespräch verwickeln, welches bald alle seine Leute herbeizog, denn Tharczay geberdete sich überaus seltsam bei der Zumuthung etwas zu geben; unterdeß erstieg Gergely, dessen Namen der Herzog an jenem ersten Abend trug, den verwahrlosten Burggarten und bald konnte er Sabinen in den Wagen setzen, dessen vier schnaubende Renner zu leiten er selbst den Sitz des Führers bestieg. Allein Tharczay hatte Wind bekommen und wie rasend jener auch fuhr, so waren ihm doch die wüthenden Verfolger schon auf den Ferſen. Schon hörte er das Keuchen ihrer Rosse, da hob er die Geißel, die letzte Kraft der seinigen aufzustacheln. Jetzt sollten sie erreicht werden, da kam ihnen Stephan selbst mit einer erlesenen Schar entgegen; jubelnd schwang Gergely noch einmal die Peitsche und hob zugleich drei Rosen hoch empor, zum Zeichen des Gelingens. Da durchbohrte ihm ein Pfeil den Arm, den Tharczay mit aller Wuth über den Raub seiner Tochter noch nachsandte; er ließ den Arm sinken, aber sein Ziel war erreicht, Sabina in

Stephans Armen, der auf dem Ort der Zusammenkunft die Stadt Sabinen gründete, deren Namen spätere deutsche Bewohner in Zeben verwandelten. Seinem Getreuen schenkte Stephan die Dörfer Ober- und Unter-Lak, von denen sich jene fortan nannten, und das erst im vorigen Jahrhundert ausgestorbene Geschlecht Gergellaky führte im Wappen einen pfeildurchschossenen Arm, der eine Peitsche und drei Rosen hält, zum Andenken der Begebenheit, der es seinen Besitz verdankte.

# Die gefährliche Wette.

Einer der mächtigsten Herren, die gegen Ende des sechszehnten Jahrhundertes in Ungarn aufrecht blühten, war Kaspar Seredy, ergeben den Herrschern aus dem österreichischen Hause, ihre Scharen oft zum Siege führend, eine mächtige Stütze ihrem durch die Türken und durch Zápolya gefährdeten Rechte, darum geschätzt und reich begabt. Oftmals hatte er, so lang seine Jugend zürnte, mit Feindesblut seinen Namen in das Heldenbuch eingezeichnet, das die bewegte Zeit stets offen hielt. Da beschlich endlich das Alter den kraftvollen Kämpfer und mahnte ihn zur Ruhe, vor der er sich zwar lange sträubte, doch als er sich ergeben mußte, stillen, für feurigen Lebensgenuß einzuwechseln, erkor er sich aus seinen zahlreichen Besitzungen die hohe Bergveste Makowitza, in der Sároser Gespanschaft, zum Aufenthalt. Wenn er dann aus den spitzen Bogenfenstern des lang gedehnten

Saales in die weite Ebene herabſchaute und Alles, was vor ihm bis an den fernen Horizont ausgebreitet lag, an Feld und Flur, Flecken und Weilern, Menſchen und Thieren, ſein eigen nennen konnte, zog ein wohlgefälliges Lächeln über das ernſte Angeſicht; und war ihm ſo das Herz aufgegangen, glich bald die Burg dem Hofhalt der Freude und wurde nicht leer von fröhlichen Gäſten.

Seredy's nächſter Nachbar und häufiger Geſellſchafter war Johann Rákotzy, Bewohner und Herr des Sároſſer Schloſſes. Auf einem prächtig geſchmückten ſiebenbürger Hengſt ritt er zum Beſuch kommend einher, von zahlreichen geſchmückten Edelleuten, die ihm als Lehensherr gehorchten, und einen Troß von Knechten umgeben; aber auch Seredy ließ es dann nicht fehlen an Pracht und feſtlichem Empfang, um ſeinen hohen Gaſt und jeden des Gefolges auf das beſte zu bewirthen. Gewöhnlich dauerten dann Bankette und Erluſtigungen mehrere Tage hindurch, bis man nach langem Streit über Verweilen und Abreiſen, ſich endlich mit der Zuſage baldigen Wiederſehens trennte.

Rákotzy war es nicht bloß um freundſchaftlichen

Umgang mit dem Waffenbruder und Freund, oder um lärmende Unterhaltung auf der gastlichen Veste zu thun. Ein listiger Plan beschäftigte ihn ernstlich und bewog ihn zu wiederholten Besuchen bei Seredy, um den günstigen Augenblick zur Ausführung schnell zu erfassen, vielleicht auch geschickt herbeizuführen. Der Burgherr auf Makowitza ermangelte nämlich eines Stammhalters, denn nur zwei Töchter erwuchsen ihm aus langjähriger Ehe mit Anne Mérey, die er des großen Erbes wegen, das an ihre Hand geknüpft war, geheirathet, nie sonderlich geliebt hatte und daher sie seit Jahren auf ihren Besitzungen in der fernen Trentsiner Gespanschaft ungestört hausen ließ. Nur auf die Söhne sollte Makowitza übergehen, mit Geld die Forderung der Töchter ausgeglichen werden, wenn nicht besondere Verfügung des Besitzers sie noch mehr begünstigte. Dies zu hindern und das beträchtliche, an seine Länderei grenzende Besitzthum sich eigen zu machen, war Rákotzy's unabläſſiges Augenmerk.

Einst saßen die befreundeten Nachbarn beim Mahl auf Makowitza, der Wein hatte die Gemüther bereits zur Fröhlichkeit gestimmt, da begann Rákotzy seines gefälligen Wirthes Macht und Ansehen zu preisen, der

Besitzungen Menge und die Eigenheiten jeder einzelnen aufzählend, deren Zusammentreffen jeden Wunsch zu befriedigen im Stande sei. »Wohl seid Ihr ein glücklicher Mann,« schloß er die schmeichelnde Rede, »daß Ihr so Viel und Mannigfaltiges besitzet; doch nur um diese Burg könnte ich Euch beneiden, wäret nicht gerade Ihr deren Herr, denn wißt, bevor Ihr sie erlangtet, bewarb ich mich um dieselbe, und 16,000 Stück Dukaten bot ich darum. Noch würde ich sie geben, wäre Euch das Besitzthum feil.« — »Ei, Ihr bietet ja eine gar ansehnliche Summe,« erwiederte Seredy, wohl könnte es Euch gereuen, nähme ich die Sache für Ernst.«

»Nehmt sie so, wenn Ihr wollt,« sagte Rákoczy schnell, »ich bin dazu bereit, und an Zeugen fehlt es wohl auch nicht,« auf die übrigen Gäste deutend.

»Wohl, es sei!« entgegnete etwas auffahrend der Burgherr, »doch eine Bedingniß setze ich: desselben Jahres Gepräge muß das Geld haben; findet sich nur ein einziges Stück mit anderer Jahreszahl, oder ist binnen einem Jahre die Summe nicht voll aufgezählt, seid Ihr mein Schuldner.«

»So ist's,« fiel rasch der Aufgeforderte ein, die

Rechte zum beſiegelnden Handſchlag hinſtreckend, zugleich die Anweſenden zum Wiederkommen binnen Jahresfriſt auffordernd.

Wie beflügelt dünkte Seredy die Zeit zu fliehen, nur tröſtete ihn noch die Schwierigkeit der Bedingniß, die ſein Gegner wohl nimmermehr zu erfüllen im Stande ſeyn werde. Doch war dies bei Rákotzy's Verſchlagenheit und Thätigkeit nur ein ſchwacher Troſt, und ſo zwiſchen Furcht und Hoffnung herumgeſchaukelt, ward der ſonſt ſo freudige Mann die Beute eines an ſeinen Lebenswurzeln nagenden tiefen Grams.

Endlich brach der geheimnißvolle Tag heran, deſſen erſte Morgenröthe Seredy'n am Erkerfenſter traf, von dem er die Straße weithin überblickte. Mehrere Stunden hatte er in höchſter Gemüthsbewegung zugebracht, ohne Etwas zu ſehen, und ſchon fing er an, ſich freudigen Gefühlen zu überlaſſen, da erhebt ſich eine Staubwolke am fernen Horizont und aus ihr ein Zug herrlich geſchmückter Ritter, in ihrer Mitte Saumthiere führend, die unter den goldgeſtickten Decken ſchwer belaſtet einher ſchreiten. Noch ein Blick und an dem mit blitzenden Edelſteinen umgebenen Reiger, dem Funkeln des Reitzeuges, dem

Glänzen des reichen Sammtpelzes, erkennt er den Gebieter von Sáros, der auf hohem Roß an der Spitze des langsam vorwärts schreitenden Zuges einherreitet. Seredy wirft sich in sein kostbarstes Sammtkleid, umgürtet sein bestes Schwert, besteigt den wiehernden Hengst und eilt von seinem ganzen Hofstaat geleitet, den Ankommenden entgegen, unter heiterer Miene, Angst und Reue, die sein Inneres zerreißen, bergend.

Zwischen Hoszuréth und Bartfeld begegnen sich die Ritter. Man springt von den Pferden, umarmt sich und wechselt einige Worte der Bewillkommung. »Hier sind die Dukaten,« spricht Rákotzy, auf die Saumthiere weisend. »Genau müssen sie durchgesehen werden,« erwiederte Makowitza's Gebieter, »denn findet sich auch nur ein einziger vom Gepräge eines andern Jahres darunter, habe ich die Wette gewonnen.« Ein Tisch wird herbeigeschafft, das Geld auf einen großen Haufen geschüttet, gezählt und dabei sorgfältig geprüft. Immer höher steigt Seredy's Beklemmung, denn jedes Stück ist den vorigen gleich, der Haufe zum Häufchen geschmolzen. Endlich ist der letzte Dukaten durch seine Hand gegangen, die Wette

verloren. »Du haſt geſiegt!« ruft er nun aus, wirft noch einen ſchmerzerfüllten Abſchiedsblick auf die hohe Burg, und — ſinkt entſeelt zu Boden.

Eine ſteinerne Denkſäule bezeichnet noch den Platz der unglücklichen Begebenheit. Die Inſchrift ſagt, hier ſei im Jahr 1570 Kaspar Seredy, ſeines mächtigen Geſchlechtes Letzter, eines plötzlichen Todes verblichen, das Denkmahl aber von ſeiner Tochter Suſanne, des Herzogs Johann von Oſtroi Gemahlinn, 1590 ſeinem Andenken geſetzt worden.

# Das blutige Gaſtmahl.

Beinahe volle drei Jahre hindurch hatte der furchtbare Krieg, der Ungarn größten Theils in die Gewalt Boczkay's gab, gedauert, da endete der Friede von Gſitwa-Torok den verderblichen Streit, und beſtimmte Siebenbürgens Zurückgabe an Kaiſer Rudolph II. nach Boczkay's erbloſem Dahinſcheiden. Allein kaum war dies erfolgt, als die türkiſchen Aufhetzungen und Drohungen die ſiebenbürgiſchen Stände vermochten, Siegmund Rákoczy zu ihrem Fürſten auszurufen. Dieſer, die dringenden Umſtände erwägend, nahm zwar die ihm aufgedrungene Würde an, allein um ſie bei dem erſten, ihm günſtig ſcheinenden Augenblick, an Gabriel Báthory freiwillig abzutreten.

So gelangte dieſer Fürſt auf den Thron zu ſeinem Verderben und zum Verderben des Landes, das ſich unter ſeiner Regierung goldene Tage verſprochen hatte. — Ein ſchmutziger Geiz und das ängſtige Be-

ſtreben, große Schätze aufzuhäufen, veranlaßte Bedrückungen, die in der Nothwendigkeit des an die Pforte abzuliefernden Tributs, Beſchönigung finden ſollten, aber bei dem bekannten Charakter des Fürſten Niemanden täuſchten. Dazu kam ein wilder, grauſamer Deſpotenſinn, der weder Freiheiten des Landes, noch des Einzelnen achtend, ganz nach dem Vorbild der türkiſchen Paſchen, die Willkühr zum einzigen Geſetz erhob und alle Hinderniſſe derſelben mit Blutbefehlen ebnete. Damit aber ja keine Klaſſe ſeiner Unterthanen unverletzt bliebe, geſellte ſich zu Geiz und Grauſamkeit auch noch eine, alle Schranken des Geſetzes und ſelbſt der gemeinſten Schicklichkeit überſpringende gemeine Sinnlichkeit, vor der weder Tugend, noch Hoheit oder Niedrigkeit des Ranges ſchützte.

So viele Laſter mit der Macht, ſelbe zu begehen, gepaart, erregten zuerſt dumpfes Murren, dann lautes Klagen und endlich offenen Widerſtand. Die erſteren verlachte, den andern unterdrückte der Gewalthaber, in furchtbaren Martern jene hinopfernd, die ſich gegen ſeine Tyrannei aufzulehnen gewagt.

Dieſe Erfolge ermuthigten Báthory auf der einmal begonnenen Bahn weiter fortzugehen, und da

derjenige, der im Blut einmal einhergeschritten ist, immer tiefer in demselben fortschreiten muß, war in Siebenbürgen bald keine Familie mehr, die nicht irgend eine Gewaltthat von ihm erlitten hatte.

Dieser Zustand war zu drückend, als daß er länger hätte fortdauern können; da die Siebenbürger aber sahen, daß sie nichts ausrichten würden, so lange der Sultan ihren Tyrannen beschütze, schickten sie eine ansehnliche Gesandtschaft nach Constantinopel, die alle ihre Unbilden vorstellen, und die Absetzung Báthory's verlangen sollte. Dieser, von dem Schritt der Stände unterrichtet, beauftragte den Andreas Gétzi mit seiner Rechtfertigung bei dem Sultan, begab sich aber, zugleich den Ausgang erwartend, auf sein festes Familienschloß Etsed, seine Person nicht weiter der Klausenburger zweifelhafter Treue anvertrauend; denn er wußte wohl, daß sie Bethlen anhingen, der zu Adrianopel bei dem Großvezier und Mufti ihn anzuschwärzen suchte.

Mit ängstlicher Ungeduld und in wilder Fieberhitze sah Báthory den Nachrichten von seinen Gesandten entgegen, allein Tag für Tag und Woche für Woche verging, ohne daß er welche erhielt. Da begab sich ein, noch im Munde des gesammten Volks

und in handschriftlichen Aufzeichnungen fortlebender Vorfall, der wenigstens vom Gemüthszustand und der Gewissensangst Báthory's zeugt. — Ein furchtbares Geschrei und ein Lärm, als sollte das Schloß zusammenstürzen, erscholl in dem unfernen Gemach, welches die jungfräuliche Schwester des Fürsten bewohnte, und schreckte ihn aus der Nachmittagsruhe auf. Hineilend, um der Hülfe Bedürftigen beizustehen, glaubte er sie von gespensterartigen Gestalten umgeben zu sehen, die immer auf sie zuschlagend, in widrig kreischenden Tönen, ihr jede Gewaltthat vorhielten, die sie bei der großen Macht, die sie auf des Bruders Gemüth ausübte, nicht verhindert, oder wohl gar veranlaßt hatte. Und als Báthory der Mißhandelten beispringen wollte, erhob sich ein so dichter Steinregen auf ihn, daß ihm bloß die Flucht zur Rettung seines eigenen Lebens erübrigte. Alsogleich darauf war Alles still, keine Spur von den Gespenstern aufzufinden, wohl aber bemerkte man mit unaussprechlichem Entsetzen, auf jeden der gegen den Fürsten geschleuderten Steine, ein blutrothes Kreuz, das wie eingebrannt fest aufsaß.

Die gewaltige Züchtigung hatte die Prinzessinn auf das Äußerste erbittert, und sie lag dem Bruder

immerwährend an, dieſes ſchreckliche Verbrechen zu beſtrafen, doch konnte weder ſie, noch ſonſt Jemand die Schuldigen angeben. Ihr beiderſeitiger Grimm ergoß ſich alſo über mehrere ſchuldloſe Diener, die eingekerkert und gefoltert wurden, um eine That zu geſtehen, die ſie nicht begangen hatten und Jedermann außer den beiden fürſtlichen Perſonen, für eine höhere Strafmahnung anſah.

Kurz darauf befand ſich Báthory mit ſeinen Auserwählten bei der Tafel, und wollte ſo eben nach der, ihm vom Kämmerling gereichten Speiſe greifen, als er mit allen Zeichen des Entſetzens zurückfahrend ausrief: »Was iſt das? Warum iſt die Speiſe mit dem blutigen Tuch überdeckt?« Doch als Niemand es geſehen zu haben verſicherte, beruhigte ſich der Fürſt und befahl, eine andere Speiſe zu reichen. Allein kaum hatte er die Hand darnach ausgeſtreckt, als ſich dieſelbe Erſcheinung wiederholte, und nunmehr kein Zweifel mehr war, blutiges Unheil bedrohe des Fürſten Haupt.

Raſch hob er die Tafel auf, finſter und in ſich gekehrt brachte er mehrere Tage hin. Aller Muth war von ihm gewichen und Verzagtheit an deſſen Stelle getreten. Da kam die Nachricht, Gétzi ſei an ihm

Verräther geworden, Gabriel Bethlen sei zum Fürsten Siebenbürgens durch die Pforte am 1. Mai erklärt und auch schon zum eisernen Thor eingedrungen, um Báthory zu vertreiben. Den Tod in der Schlacht in Folge jener Mahnung fürchtend, entfloh der Fürst in namenloser Angst zu Wagen nach Großwardein. Aber sein Geschick erreichte ihn dennoch; denn durch Meuchelmörder verlor er hier (27. Oktober 1613) schmachvoll das befleckte Leben.

# St. Simeons Finger.

Der Name Eliſabeth iſt einheimiſch in der ältern ungariſchen Geſchichte, eine hohe Königstochter, die heilige Eliſabeth, vermählte Landgräfinn Thüringens, hat ihn in alle Länder verbreitet. Ihn führten ſohin mehrere Königinnen und Königstöchter, die theils unmittelbar, theils durch die Verbindungen, in die ſie Ungarn mit ſeinen Nachbarreichen brachten, großen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Ereigniſſe hatten. Eine von denen, die ſich einen bleibenden Namen erworben, war des großen Ludwigs zweite Gemahlinn, des bosniſchen Deſpoten Stephan Tochter, die er 1353 ehelichte, nachdem er kurze Zeit von der mähriſchen Margarethe Witwer geweſen war. Mit einem kräftigen, männlichen Geiſt ausgeſtattet, herrſchſüchtig, unbeugſam, in der Wahl ihrer Mittel, wofern ſie nur zum Zweck führten, nicht bedenklich, würde ſie ſchon bei Lebzeiten ihres Gemahls einen bedeutenden Antheil an den Regie-

rungsgeschäften genommen haben, wenn Ludwig nicht jener kraftvolle Mann gewesen wäre, der durch sich selbst zu regieren verstand und mit seinem hellen Verstand sich aus den schwierigsten Lagen mit solchem Glück herauszuziehen wußte, daß ihm der Name »des großen« mit allem Rechte ward und sein Reich unter seiner Regierung auf eine Stufe der Macht und des Ruhms erhoben ward, wie vor und nach ihm nie wieder.

Elisabeth mußte wohl ertragen, was sie nicht ändern konnte und sich mit dem untergeordneten Rang einer Gemahlinn des Königs begnügen, der ihr wahrscheinlich schon damals nicht behagen mochte, wenigstens die Folge bewies deutlich, daß sie im Regieren einen mächtigen, ja beinahe unwiderstehlichen Reiz fand. Sie beschränkte sich daher, unter dem Scheine der Liebe und Anhänglichkeit an ihren Gemahl, so viel möglich um ihn zu seyn und dabei manche Gelegenheit zu benützen, um ihren Absichten, in Bitten und Schmeichelworte gekleidet, die Gewährung zu erwirken. Diesen Gang verfolgte die Königinn, besonders bei wichtigern Gelegenheiten, und vermuthlich mochte es auch nur die Hoffnung zur Befestigung ih-

res Ansehens und ihres Einflusses seyn, die sie bewog, Ludwigen nach Dalmatien zu begleiten, da sie doch kaum die Beschwerden des Wochenbettes überwunden haben konnte, denn die Geschichte meldet uns, der König sei bereits am 9. April 1371 zu Zara gewesen und seine dritte Tochter Hedwig (später Königinn von Polen) zu Anfang dieses Jahres zur Welt gekommen.

Franz von Carrara war gerade um diese Zeit von den Venetianern mit Krieg überzogen worden und sich wohl bewußt, daß es ihm ohne fremde Beihülfe nicht möglich seyn würde, der mächtigen Republik zu widerstehen, hatte er sich schon früher um Bündnisse beworben, die er nun geltend machte. So ward denn auch Ludwig von Ungarn, dem wegen der neapolitanischen Händel an Verbindungen in Italien viel gelegen war, von dem Herzoge von Carrara in ein Bündniß gezogen und nun um Beistand angegangen. Der König ließ sich hierzu um so bereitwilliger finden, als er die Venetianer ganz von der dalmatinischen Seeküste auszuschließen hoffte. Er ging daher nach Zara, um von dort eine mächtige Diversion zu Gunsten seines Bundesgenossen zu machen, während eine andere

Abtheilung seines Heeres zur Verwüstung der Trevisaner Mark abgesendet ward.

Während Ludwig hier mit Kriegsrüstungen zu Wasser und zu Lande vollauf beschäftigt war, brachte die Königinn, die ihn begleitet hatte, ihre Zeit mit Andachtsübungen zu. Mit besonderer Feierlichkeit und reichen Opfergaben, begab sich eines Tages Elisabeth in Begleitung ihres zahlreichen Hofstaates nach der Kathedrale, wo die Gebeine St. Simeons, des Hohenpriesters aufbewahrt wurden (der im Tempel zu Jerusalem die Freudenhymne »nun Herr, laß deinen Diener in Frieden fahren!« anstimmte, nachdem er den Erlöser auf seinen Armen gehalten hatte,) um an dem Grabe des Heiligen ihr Gebet zu verrichten und ihre Spenden niederzulegen. Nachdem dies geschehen war und sie den Leichnam zu betrachten näher trat, wandelte sie eine unwiderstehliche Begierde an, etwas von diesen kostbaren Überresten zu besitzen und nach Hause zu bringen. Sie ersah daher die Gelegenheit, wo die Aufmerksamkeit sie nicht verfolgte, um einen Finger vom h. Leichnam zu trennen. Froh über das gelungene Wagstück und den Besitz eines so seltenen, nach der allgemeinen Meinung, beständiges

Glück, langes Leben und Sieg über alle Feinde bürgenden Schatzes, wollte Eliſabeth nun davon eilen. Allein kaum an den Stufen des Altars, von dem ſie den Raub begangen hatte, angelangt, fühlte ſie ſich von einer unſichtbaren Macht feſtgehalten und gleichſam in den Boden gebannt. Ihre Augen funkelten, eine unnennbare Angſt befiel ſie mit dem heftigſten Zittern, die Zunge brachte nur einzelne, unzuſammenhängende Laute hervor, und in der heftigſten Bewegung aller Glieder ihres Körpers, fiel ſie ihren, zum Tode erſchrockenen Dienerinnen in die Arme. Vergebens wollten dieſe ihre erkrankte Königinn nach Hauſe ſchaffen, alle ihre Anſtrengungen konnten ſie nicht von der Stelle bringen. Sie klagte zugleich über unerträgliche Schmerzen. Mit Heftigkeit und unter zahlloſen Thränen klagte ſich zugleich die Königinn öffentlich der Entwendung von heiliger Stätte an, bat den Prieſter, ſie von der Sünde loszuzählen und durch ſeine Fürbitte von der ſchrecklichen Strafe zu befreien. Der fromme Prieſter von der aufrichtigen Reue der Büßenden überzeugt, hatte kaum die Losſprechung geendet und die entwendete Reliquie mit Ehrfurcht an ihren Ort zurückgebracht, als Eliſabeth aller böſen Zufälle los ward.

Bald verbreitete ſich die Kunde von dieſem wunderbaren Ereigniß in der Stadt. Die ungariſche Königinn eilte ſchnell hinweg, ließ aber einen kunſtreichen und ſchweren ſilbernen Sarg verfertigen, in dem St. Simeons Gebeine mehrere Jahrhunderte hindurch ruhten.

# Der abgehaute Fuß.

Zur Zeit König Bela's IV., der ſeinem Vater Andreas (wegen der Heerfahrt in das gelobte Land mit dem Beinamen Jeroſolimitaner bezeichnet) auf Ungarns Thron folgte, wälzte ſich aus dem fernen Oſt ein gewaltiges mongoliſch-tatariſches Nomadenvolk über die Länder des Weſtens, und gelangte, nach Rußlands und Polens Verwüſtung, bis nach Ungarn. Als Oberfeldherr ſtand der furchtbare Batus an ſeiner Spitze; den einzelnen Heerhaufen, in die das ganze Volk getheilt war, geboten Bochetor, Cadan, Coacton, Seican, Peta, Hermeus, Chech und Ocadar, Anführer, ſo barbariſch wie ihre Namen und ſo grauſam und blutdürſtig von dem Ruf geſchildert, wie die Thiere der Wüſte, aus der ſie kamen.

Noch hatten die Schrecklichen des Reiches Grenze nicht überſchritten, als des Königs Aufgebot an Burgherren und kriegspflichtigen Adel erging, wohl bewaffnet mit Mannen und Knechten ſich bereit zu halten,

auf den erſten Ruf der Trommete in das Feld rücken zu können. Auch auf dem hohen Löwenſtein ward des Königs Befehl verkündet und Ritter Emrich, der Burgherr, wollte nicht der letzte ſeyn, der bei der Kunde von des Vaterlandes Gefahr, zu deſſen Rettung herbeieilte. In rüſtiger Thätigkeit bewegte ſich alſobald ſo Herr als Knecht, alt und jung in der Burg, ſcheuerte, putzte und ſchärfte Waffen, Rüſtung und Geräthe, damit ungeſäumt der Zug angetreten werden könne. Wirklich hatte dieſes Ineinandergreifen ſchnell alles in den Stand geſetzt, ſo daß Ritter Emrich in ein paar Tagen, nach dem zärtlichſten Abſchied von der geliebten Gattinn und den Kindern, ſich auf das muthige Roß ſchwingend, an der Spitze ſeines Banners über die Zugbrücke ſtürmen konnte. Zu ſeinem treueſten Diener zählte der Löwenſteiner, Andreas Budiatſ, einen rüſtigen obwohl nicht mehr ganz jungen Mann, ausgezeichnet durch Fleiß, Treue und Muth, deshalb auch zum Burgvogt befördert. Allein da es nun hieß, der Herr wolle ſelbſt in das Feld ziehen, erſchien er vor dem Gebieter, bat inſtändig, ihm, der gewohnt ſei, den geliebten Herrn überall wo Gefahr drohte zu begleiten, dieſe Ehre auch jetzt wieder zu gönnen, daher die

weſen. Zu der kleinen Zahl der letzteren gehörte auch Emrich der Löwenſteiner ſammt ſeinem treuen Waffenträger Butiatſ. Nebeneinander hatten ſie gefochten, nebeneinander waren ſie zu Boden geſunken, als die tatariſchen Pfeile ſie ſchwer trafen. Doch auch miteinander kehrten ſie aus tiefer Ohnmacht in das Leben zurück, als räuberiſche Hände ſich ihrer Habe bemächtigten. Zur Sklaverei ſahen ſie ſich verurtheilt, das Los über ſich entſcheiden, weſſen Eigenthum ſie werden ſollten, und durch deſſen Ausſpruch Cadan als ihren unbeſchränkten Gebieter. Sofort die Theilung der Gefangenen vollendet war, nahm ſie ein ſtarker Haufe mit Beute heimkehrender Krieger in die Mitte und trieb ſie den fernen Wohnſitzen zu. Der einzige Troſt des Ritters beſtand noch darin, daß er durch eine ſonderbare Fügung des Schickſals, gerade mit ſeinem treuen Waffenträger an eine Kette geſchmiedet, ſeine Klagen in deſſen theilnehmenden Buſen ausſchütten konnte. Unter Mühſeligkeiten, die jede Vorſtellung überſteigen, gelangten ſie endlich in die Beſitzungen ihres Herrn; konnten zwar die ſchlecht geheilten Wunden beſſer pflegen, aber auch dem Schmerz deſto mehr nachhängen, den ihnen die Ausſicht ein elendes Leben fern vom Vaterland und ge-

liebten Angehörigen in unwürdiger Sklaverei zubringen zu müssen, verursachte.

Die erste Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht am Saje, erfüllte das Herz der um ihren Gemahl zärtlich besorgten Frau Agnes mit bangen Sorge. Als aber nach einem Monat, durch einen dem Verderben entronnenen und auf Umwegen nach Löwenstein heimgekehrten Diener die Kunde erschallte, wie der Ritter und sein tapferer Waffenträger, nachdem sie Wunder der Tapferkeit gethan, endlich der Übermacht unterliegend, den Wahlplatz, von zahllosen Pfeilen getroffen, mit ihren Leibern deckten, da kannte der Schmerz der liebenden Gattinn keine Grenzen. Nachdem sie aber doch zu einiger Fassung gelangt, versammelte sie Dienstmannen, Vasallen und Hörige der Burg, und beging mit ihnen eine Todtenfeier, wie sie nur wenigen Gatten und Herren, so wahr, so innig und aufrichtig zu Theil wird. Auch später trug sie der zarte Fuß noch oft zu der düsteren Burgkapelle, um dort ihren Thränen freien Lauf lassen zu können, und dabei für die Ruhe des Abgeschiedenen heiße Gebete gegen Himmel zu senden.

Aber auch dieser saß trauernd an der Seite seines

mit ihm zusammengeketteten ehemaligen Dieners und jetzigen Leidensgefährten, in sehnsuchtsvoller Erinnerung gedenkend der geliebten Agnes und der theuren Söhne, des unglücklichen Vaterlandes, so wie seines gebeugten Königs, von deren Schicksal nur unvollkommene Erzählungen bis zu ihm gelangten. Bubiatsf mühte sich vergebens, den durch Entkräftung und langwierige Leiden niedergedrückten Muth seines theuren Mitgefangenen aufrecht zu erhalten, denn er konnte ihm keine Hoffnung geben, hatte er doch selbst keine, er mochte auch sinnen so viel er wollte. Viel und oft und lang hatte ihn der Gedanke der Befreiung beschäftiget, allein unübersteigliche Hindernisse thürmten sich jedem Plan zur Flucht entgegen. Und wie sollten auch zwei Aneinandergekettete an schnelles Entkommen nur denken, die bei jeder Bewegung sich wechselseitig aufhielten? — Dennoch blieb nach vielem Erwägen alles, wenn auch schwierig, wenigstens möglich, wofern es nur gelang, die furchtbare Kette zu sprengen.

Heimgekehrt von dem glücklichen Raubzuge war indeß Cadan, unermeßliche Beute mitschleppend, gleich den übrigen Anführern der Horde. Milder jedoch war sein Gemüth, somit auch erträglicher das

Los der ihm zugefallenen Gefangenen, die er zu verschiedenen Arbeiten, je nachdem es ihre körperliche Beschaffenheit zuließ, verwendete. An einem heißen Tage war es dem Löwensteiner gar so schwer gefallen, sein Tagewerk zu vollenden, und dankend hob er sein Auge zu dem Himmel, als endlich die Abenddämmerung einige Stunden Ruhe dem ganz erschöpften Körper verhieß. Kaum noch auf den Füßen sich zu erhalten fähig, schwankte er mit dem eben so ermatteten Gefährten, dem harten Lager zu, als dieser plötzlich ein Beil erblickte, das wohl einer der freien Arbeiter vergessen haben mochte. Ohne einem bestimmten Gedanken dabei Raum zu geben, ergriff er selbes schnell und barg es unter das Kleid.

Wunderbar schien dieser Fund auf Budiatſ zu wirken und seinen Muth bis zur Zuversicht zu erhöhn, mit der er dem Ritter, als sie nun auf das Lager sich hingestreckt hatten, die nahe Befreiung verkündete. Zwar konnte er ihm noch nicht angeben, wie diese zu bewirken sei, dennoch aber verhieß er ihm das Ende seiner Leiden, und war unerschöpflich in den Mitteln, durch die ihre Flucht nicht bloß bewerkstelliget, sondern auch gesichert werden sollte.

Ein Theil der Nacht und der ganze folgende Tag

ging über dieſen Entwürfen hin, da glaubten die beiden Sklaven nicht mehr zögern zu müſſen, und ſchickten ſich, als alles dem Schlaf ſich überlieferte, zur Ausführung an. Budiatſ zog das wohl verborgene Beil hervor, um damit die Kette zu zerhauen. Allein er mochte ſich noch ſo ſehr mühen, das zähe Eiſen widerſtand jeder Anſtrengung, die Ringe wollten ſich nimmermehr trennen. Mit immer ſteigender Angſt bemerkte Ritter Emrich die erfolgloſe Bemühung, und wollte zuletzt verzweifeln, als Budiatſ erklärte, auf dieſe Weiſe ſei die Kette durchaus nicht zu trennen, ſomit auch die Flucht keinesweges zu bewerkſtelligen. In laute Klagen über die getäuſchte Hoffnung ergoß ſich der Ritter, nahm Abſchied in herzzerreißenden Tönen, von allem, was ihm einſt lieb geweſen im Leben, und aus weiter Ferne wieder freudig angeblickt hatte, und rief den Tod als einzigen Retter aus dieſem endloſen Jammer herbei. Tief erſchüttert hörte ihm Budiatſ zu, leiſe ein Wort des Troſtes verſuchend, doch als Emrich Agneſens und ſeiner glühenden Liebe zu ihr in feurigen Zügen erwähnte und den grenzenloſen Schmerz für immer ihr holdes Antlitz meiden, ſie nimmermehr in Liebe umfaſſen, ſein treues Herz nicht an das ihre ſchließen

zu können, malte, da rief er plötzlich: »haltet ein, »o theurer Herr, Ihr tödtet mich mit Eurem Jam»mer, unmöglich kann ich länger deſſen Zeuge ſeyn, »ſterben will ich für Euch, doch durch meinen Tod »Euch befreien.« Und bevor noch der Ritter fragen, bevor er der Rede Sinn erfaſſen oder noch es hindern konnte, fiel Budiatſ gefeſſelter Fuß durch einen gewaltigen Hieb von dem Beine getrennt, zu Boden, mit ihm die hemmende Kette, der Flucht und Befreiung Hinderniß.

Starr vor Entſetzen über die ſchreckliche That, ſtand der Ritter wie betäubt einen Augenblick da, doch das ſtrömende Blut erweckte ihn aus der Bewußtloſigkeit, und beſtimmte ihn um Hülfe zu rufen. Doch mit Ernſt, der den krampfhaften Schmerz gewaltſam niederkämpfte, ſagte Budiatſ: »Willſt du »alſo, daß mein Opfer vergebens gebracht ſei, willſt »du, daß ich bereuen ſoll, es gebracht zu haben, weil »du nicht gerettet biſt. — Schweige ſtill, empfange »noch dieſen Händedruck, und eile ſo lange die Nacht »dich bergen kann, ſchnell der geliebten Heimath zu, »und ſage ihr, daß ſie Budiatſ auch noch im Tode »mit glühender Liebe umfaßt.« Noch wankte der Ritter unentſchloſſen. Nur noch die nöthigſte Hülfs-

leiſtung nahm der treue Diener ſchmerzhaft lächelnd über deren Vergeblichkeit an, und nöthigte ihn dann zur Entfernung. Unbemerkt gelang es dem Ritter auf eine gute Strecke zu entkommen, allein ſchon graute der Tag, er mußte daher ſuchen, eine waldige Anhöhe zu erreichen, die ihn den Augen der Späher entzöge. Hier fiel er erſchöpft von körperlicher und geiſtiger Anſtrengung in einen tiefen Schlaf, der ihn viele Stunden mit ſeinen eiſernen Armen umfangen hielt, und der nur durch die peinliche Empfindung des Hungers unterbrochen ward. Einige Waldfrüchte gewährten nothdürftige Labung, die wenigſtens hinreichte, um die mit der Kette noch immer mühſame Wanderung fortſetzen zu können. Unmöglich dürfte es ſeyn, alle die Mühſeligkeiten aufzuzählen, die Herr Emrich zu überſtehn hatte, bis er an einen Ort gelangte, wo man ihn von der ſchweren Kette befreite, nebſtbei als einen der heidniſchen Gefangenſchaft entronnenen Chriſtenſklaven — blieb auch Name und Stand verſchwiegen — mitleidig aufnahm, pflegte und mit einem Zehrpfennig verſehn, entließ. Nachdem er vor allem Gott für ſeine wunderbare Rettung gedankt, aber auch dem Schickſal ſeines treuen, ſich opfernden Gefährten manche Thräne der Rührung

und des innigsten Dankes gewidmet hatte, hüllte er die gestärkten Glieder in ein Pilgergewand, und zog stets froheren Muthes seiner Burg zu.

Schon sah er in dem vergoldenden Schimmer der Abendsonne ihre Spitzen glänzen, schon wurden seine Schritte hastiger, das Pochen des von liebender Sehnsucht erfüllten Herzens lebhafter, da traf fernes Glockengeläute sein Ohr, und hemmte den eilenden Fuß. »Was soll das Läuten auf der Burg,« fragte er mit Bangen im nächsten Dorfe, »hat irgend ein Unfall die Gebieter etwa getroffen?« »Ja wohl ein Unfall und zwar der größte,« war die Antwort, »denn der Burgherr starb. Es sind gerade morgen zwei Jahre, daß er als Held für das Vaterland streitend fiel, doch trauert die Burgfrau noch immer so innig, wie am ersten Tage, der ihr die Unglücksbotschaft verkündete und will morgen die Todtenfeier begehn, zu der alle Vasallen und Unterthanen aufgeboten sind. — Er war aber auch ein gar milder Herr, den jedermann liebte — doch tretet herein und ruht aus, denn Ihr möget wohl aus fernen Landen kommen. Ich will Euch dann weiters noch erzählen.« So trat denn der Ritter in die niedere Hütte, und hörte den Worten der geschwätzigen Wirthinn in unnennbarem Entzü-

cken zu, denn jedes derſelben galt als Zeuge der Liebe und Treue ſeiner geliebten Agnes, und der in gleicher Geſinnung von ihr erzogenen Kinder.

Am andern Morgen miſchte er ſich unter die zur Burg eilenden Landleute, und betrat zitternd die ſchwarz behangene Kapelle, in deren Mitte ſich ein Trauergerüſt, mit Wappen und Waffen des Verſtorbenen geziert, und von zahlloſen Lichtern erhellt, bis hoch an das Gewölbe erhob. Bald darauf erſchien Frau Agnes in weite Trauergewänder gehüllt, ein Bild des Grames, der aber die unendliche Lieblichkeit der holden Züge mit einem Schleier der Verklärung überziehend, nur noch erhöhte. An eine Säule mußte ſich Emrich ſtützen, um nicht bei dem Anblick der Geliebten vor freudiger Bewegung zu Boden zu ſtürzen, ſo ergriffen fühlte er ſich in ſeinem innerſten Leben. Endlich hatte der Gottesdienſt geendet, und Frau Agnes, den kleinen Geyſa führend, ſchritt langſam der Vorhalle zu, die reiche Spende unter die dort harrenden Armen mit eigener Hand zu vertheilen. Schon hatte ſie manches Dankeswort empfangen, da traf die Reihe auch den Pilger. Wie die mit unnachahmlicher Grazie ihm dargereichte Gabe in ſeine Rechte glitt, traf ihr Blick auf ein Bildchen der heiligen

Jungfrau, das ſie dem ſcheidenden Gemahl in der letzten Abſchiedsſtunde, an einer aus ihren Haaren eigenhändig geflochtenen Schnur, um den Hals hing. Erſtaunt wollte ſie den Pilger ſo eben fragen, wie er in den Beſitz dieſes theuren Andenkens gekommen, als dieſer ſeiner Gefühle nicht mehr mächtig, mit dem Ausruf: meine Agnes, in ihre Arme ſich warf. Allein nur eine Leiche hielt er umſchloſſen, denn der freudige, doch zu heftige Schreck, wirkte betäubend auf ihr Bewußtſeyn. Aber auch Herr Emrich bereute es ernſtlich, ſo ohne alle Vorbereitung aus der Reihe der Todten wieder hervor getreten zu ſeyn, und ſein lauter Hülferuf zog ſchnell die Zofen herbei, ſo wie die Kunde von dem unglaublichen Ereigniß alles, was nur ſich bewegen konnte, um die ſeltſame Gruppe verſammelte. Bald ſchlug Frau Agnes die holden Augen auf, aus denen ein Blick auf den zärtlich Geliebten fiel, mit dem ſich des Himmels volle Seligkeit in ſeine Bruſt ſenkte. Nun erſt fanden ſie Worte, Thränen, Freudenausrufe, als Dolmetſcher des überwallenden Gefühles, das ſich neuerdings ergoß, als die beiden Söhne Karl und Geyſa dem betrauerten Vater um den Hals ſich warfen. Zu heilig iſt ein ſolcher Augenblick, um ihn durch ſchwache Darſtellung

zu entweihen. Darum eilen wir ſchnell darüber hinweg, und finden den Ritter von allen ſeinen Lieben umgeben, die herben Schickſale erzählend, die ihn ſeit der Trennung von ihnen getroffen. Und als er nun die aufopfernde Liebe ſeines Dieners Budiatſ, dem er die Freiheit dankte, auf das lebhafteſte geſchildert hatte, da mußte er inne halten, denn lautes Weinen und Schluchzen ertönte rings umher, beſonders als die Vorſtellung zur Deutlichkeit ward, daß entweder Verblutung oder des erbitterten Tataren-Häuptlings Geheiß, dem Leben des heldenmüthigen Retters ein Ende gemacht habe.

Wohl war die Ohnmacht, die ihn bald nach Emrichs Entfernung befiel, dem Tode ähnlich, denn ſie hatte bis zum hellen Mittag gedauert, wo der Gefangenwärter das karge Mahl brachte, aber voll Schreck nur einen Sklaven und auch dieſen mit abgehauenem Fuß im Blute ſchwimmend erblickte. Haſtig eilte er zu Cadan, das Geſehene zu melden, und eben ſo ſchnell begab ſich dieſer zu Budiatſ, den er ohne Beſinnung auf dem blutigen Strohlager hingeſtreckt fand. Mit vieler Mühe gelang es, ihn zum Leben zurückzurufen, da bekannte er ohne Scheu und von dem Muth befeuert, den das Bewußtſeyn einer

edlen großherzigen That gewährt, wie er seinen Schicksalsgenossen, der sein milder guter Herr in der Heimath gewesen, zu befreien, ihn einer liebenden Gattinn und hoffnungsvollen Kindern zurück zu geben, alles und endlich auch das Schrecklichste vollbracht habe. Bereit sei er, den Tod von Cadans Hand zu empfangen, der ohnedies nicht lang säumen könne, Erlösung ihm zu bringen.

Immer finsterer zogen sich die buschigten Augenbrauen des Gefürchteten zusammen, unter ihnen schossen Blicke hervor, die mit Vernichtung drohten, aber den entschlossenen Budiatf nicht zu erschüttern vermochten. Endlich wandte er sich und sprach zu den Dienern: »dem Entflohenen setze keiner nach, um »diesen aber traget die höchste Sorge, damit er ge»heilt werde, wenn dies möglich.«

Durch die aufmerksamste Pflege und Behandlung gelang es wirklich, den schwer Verwundeten in ein paar Monaten so weit zu bringen, daß er mit Hülfe der Krücke sich aufrecht erhalten konnte. Da ließ ihn Cadan vorrufen, und Budiatf, der sich während seiner Heilung mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, sein Leben werde nur gefristet, um später in qualvollen Martern hingeopfert, andern Gefangenen den

Muth zur Flucht zu benehmen, flehte zu Gott um Stärke und Entschlossenheit auf diesem seinem letzten Gange.

Vor Cadan angelangt, fragte ihn dieser, ob ihn seine That nicht reue, und ob er nochmals bereit wäre, für seinen Herrn so große Schmerzen zu erdulden. Und als der Geheilte erwiederte, willig sei er, nicht bloß Schmerzen zu erdulden, sondern selbst das Leben für einen so guten, so väterlich ihn stets behandelnden Herrn zu lassen, da malte sich Rührung auf dem ernsten Gesicht Cadans, er belobte die seltne Treue, die er an ihm gefunden, schenkte ihm nicht bloß die Freiheit, sondern Waffen, Kleider, Geld und ein gutes Roß, und befahl einem Diener, den Freigelassenen bis an Polens Grenze zu geleiten, indem er ihn zugleich mit seinem Kopf für die Sicherheit desselben verantwortlich machte. Diese Großmuth war zu unerwartet, als daß sie die Zunge des überraschten Budiatf nicht hätte lähmen sollen. Er fiel zu den Füßen seines Wohlthäters überwältiget von der Heftigkeit der Empfindung, doch als er sich erhob, um seinen Dank auszusprechen, war Cadan zufrieden mit dem Bewußtseyn, edel gehandelt zu haben, verschwunden.

Budiatſ, von Sehnſucht nach Vaterland und Herrn getrieben, ſäumte nicht, das großmüthige Anerbieten Cadans anzunehmen, und begab ſich ſogleich auf die Reiſe. Langſam ging dieſe von Statten, denn für einen ſo entkräfteten Körper war ſie höchſt beſchwerlich. Aber der Schmerz des kaum geheilten Beines, Hitze, Kälte, Ermüdung und Entbehrung peinigten ihn nicht ſo ſehr, als der Zweifel, ob der geliebte Herr wirklich gerettet ſei. Jedoch überwand die freudige Ausſicht den Seinen wiedergegeben zu ſeyn, alles, und führte ihn glücklich bis an das Thor der Burg Löwenſtein. Während man Anſtalt machte, die Zugbrücke herabzulaſſen, ſprengten Reiter mit Hunden und zahlreichem Jagdgefolge den Berg heran. Es war Ritter Emrich mit ſeinem ältern Sohn Karl und mehreren Gäſten, der eben von dem beliebten Weidwerke heimkehrte. Wenn ſchon das erduldete Elend Budiatſ unkenntlich gemacht hatte, verrieth ihn doch die Haſt, mit der er vom Pferde herab dem theuren wiedergefundenen Herrn entgegenſtürzte. Augenblicklich erkannte dieſer in dem Fremdling ſeinen treuen Diener — Freund — und Retter. An ſeinem Herzen wies er ihm den geziemenden Platz an, und führte ihn im Triumph in die Burg, deren weite Räume von Freu-

benruf und den herzlichſten Begrüßungen wiederhallten. Als Frau Agnes die Urſache dieſes frohen Getümmels vernahm, eilte ſie dem Wiedergefundenen entgegen, und ſchloß den Retter ihres geliebten Gemahls vor allen Anweſenden mit Entzücken in ihre Arme. Nun ging es an ein Fragen und Erzählen über alles das, was ſeit der Trennung der beiden Männer ſich ereignet, wobei der raſche Karl ſo wie der kleine Geyſa als aufmerkſame und theilnehmende Zuhörer den Erzähler oft unterbrachen und wechſelweiſe mit Liebkoſungen überhäuften.

Aber nachdem man ſich verſtändiget hatte, und ruhigere Augenblicke eingetreten waren, dachte der Ritter von Löwenſtein mit Frau Agnes daran, ihre Dankbarkeit dem Freunde auf eine dauerhafte Weiſe zu bezeugen. In dem zur Burg gehörigen Dorfe Mikuſſotz, ſchieden die beiden Gatten mit freigebiger Hand eine nicht unbeträchtliche Zahl Gründe aus, die ſie, zu einer ſelbſtſtändigen Beſitzung erhoben, an Budiatſ für ewige Zeiten vergabten. Damit aber dem Verdienſte auch öffentliche Anerkennung werde, erhob der König auf des Ritters Vorbitte den ſeltnen Diener zum Adeligen, und verlieh ihm als Wappenſchild einen Löwen, in zweiter Abtheilung

aber einen abgehauten Menschenfuß mit herabhangender Kette.

Noch leben zahlreiche Nachkommen dieses Andreas, auf der von ihm so würdig erworbenen, wohl auch seither vergrößerten Besitzung als Erben des Adels, des Wappens, aber auch der Gesinnung, die sie im sturmbewegten Jahre 1809 bewiesen, indem mehrere freiwillige Männer sich zum adeligen Heerbann stellten, bereit für ihren Herrn und König Blut und Leben hinzugeben.

# Die Bluthalle zu Lockenhaus.

Kaum tausend Schritte außer den Thoren der kleinen, aber durch Juriſſits löwenkühne Vertheidigung wider den großen Suleyman (1532) hochberühmten Stadt Güns, öffnet ſich oſtwärts ein liebliches Thal von Ausläufern jener mäßig hohen Bergkette gebildet, die das fruchtbare Eiſenburger Komitat von dem benachbarten Österreich ſcheiden. In tauſend Schlangenwindungen drängt ſich zwiſchen üppigen Feldern und Wieſen ein Bach hindurch, deſſen harmloſem Geplätſcher Niemand zutrauen würde, daß er manchmal in verheerender Eile ſich über das ganze Thal ausbreitend, als furchtbarer Strom (unter dem Namen der »böſen Güns« wohl bekannt) ungeheuern Schaden anrichten könne. Folgt man der Leitung dieſes Flüßchens, gelangt man durch mehrere reinliche Dörfer, nach einer ſchnell von angenehmen Eindrücken hinweggezauberten Stunde, an den Fuß eines, von drei Seiten ſchroff abgeſchnittenen Felſens, deſſen

Haupt eine ſtattliche Burg krönt. Es iſt dies Lockenhaus, vormals den Grafen von Nádasd, gegenwärtig den Fürſten Eſterhazy gehörig, deſſen ſcheinbar wohl erhaltene Dächer den Reiſenden ſchon in der Ferne mit der ſüßen Wonne erfüllen, eines der wenigen, wohl erhaltenen Denkmahle einer glorreichen Vorzeit betreten und in den Umgebungen, die das kräftige Geſchlecht beherbergte, dieſem heimiſchen Leben näher rücken zu können.

Dieſe Hoffnung wird jedoch bei näherer Anſicht vereitelt, denn außer einigen Vordergebäuden, von armen Taglöhnern kümmerlich bewohnt, iſt das Übrige verödet und der mächtig einwirkenden Zerſtörung Preis gegeben. Ein Paar Gewölbe ziehen jedoch die Aufmerkſamkeit des Betrachtenden auf ſich. Das eine, vormals das Erbbegräbniß der Grafen von Nádasd, iſt ganz von großen Quaderſtücken erbaut, im runden Bogen eingewölbt, einem lange fortlaufenden breiten Gang nicht unähnlich, erhält ein ſpärliches Licht durch ein rundes Loch von oben, das mit einem mächtigen Stein geſchloſſen ſeyn mochte. Das andere ſcheint jedoch von höherem Alter zu ſeyn. Tief unter den ehemaligen Herrengemächern läuft ein langer gedehnter Saal hin, der von einer

Reihe kurzer Steinsäulen, die das weit hinunter sich senkende Spitzgewölbe tragen, in zwei Theile abgesondert wird und — wie dies noch vorhandene, halbvermoderte Holzreste beweisen, mit zierlichem Schnitzwerk ausgetäfelt war. Nur durch eine große Halle gelangt man zu des Saales Eingang, der von zwei schmalen Spitzfensterchen aus dieser Halle spärlich erleuchtet wird. Ein über 50 Klafter tiefer Brunnen, mit unsäglicher Mühe in den Fels gehöhlt, öffnet seinen grausen Schlund in der rechten Ecke und der Boden dunkelroth, als wäre die Erde so eben mit Blut übergossen worden, bezeichnet auch dem mit den Irrgängen der Burg unbekannten Wanderer die gräuliche Bluthalle. — Ja wohl ist dies Blut, und zwar edles, unschuldiges Blut, in schrecklicher Mitternachtsstunde, wie die Sage berichtet, von frevelhaften Händen vergossen, und darum unvertilgbar, so lange ein Stein noch auf dem andern stehen wird.

In altergrauer Zeit war diese Burg das Eigenthum des mächtigen Ordens der Ritter vom Tempel; von ihnen ist der domartige prächtig verzierte Saal, das Kapitelhaus, den Versammlungen im Gebete oder den Berathungen über wichtige Angele-

genheiten, das Wohl der Brüder betreffend, gewidmet.

In ruhiger Abgeschiedenheit und in Werken der Milde, wohl auch in Ausübung des ersten der ritterlichen Gebote, Rettung verfolgter Unschuld und Schutz gegen ungerechte Bedrückung, fanden die Ritter hinlänglichen Ersatz für jene Freuden der Welt, denen sie mit der Annahme des rothen Kreuzes entsagen mußten. Heiter und zufrieden in ihrem Gemüthe, geliebt von ihren Untergebenen, geehrt von allen Nachbarn, konnten sie von Ferne nicht ahnen, daß jenes Ungewitter, das sich im fernen Frankreich gegen ihren Orden erhob, so schreckliche Folgen nach sich ziehen dürfte. Wie ein plötzlicher Donnerschlag erschreckte sie daher die Nachricht von der Pein und Hinrichtung des Meisters und dem Vertilgungsfluch, den das Concilium von Vienne über ihre Verbrüderung ergehen ließ, so wie der argen List und unmenschlichen Grausamkeit, mit der man durch Folterqual und Scheiterhaufen gegen Einzelne, so wie gegen die ganze Gemeinde verfuhr. Auf die Erhaltung des nunmehr schwer gefährdeten Lebens bedacht, verließ keiner die Veste mehr, die mit Mannschaft und Kriegs-

bedürfniſſen aller Art wohl verſehen, gegen Überfall und Gewalt hinlänglich geſichert war.

In tiefer Trauer und banger Ahnung des künftigen Geſchickes, das unmöglich freundlich ſeyn konnte, da des Königs Carl Robert von Anjou Willfährigkeit gegen die Beſchlüſſe des die Templer zerſchmetternden Papſtes, deshalb nicht bezweifelt werden konnte, weil er ihm vorzüglich die Erhebung auf Ungarns Thron verdankte, vergingen einige Monate. Da kündete eines Tages der Thürmer die Ankunft eines Herolds, der vom Könige geſendet, Einlaß fordere. Als ihm die Thore geöffnet und er in die Mitte der vom Comthur verſammelten Brüder getreten war, begann er alſo: »Bekannt iſt Euch der Ausſpruch der Kirchenverſammlung von Vienne, der Euern Orden vertilget, bekannt die Gräuel, die mehrere Euerer Brüder mit dem Flammentode gebüßt; nicht frei von denſelben Beſchuldigungen ſeyd auch Ihr. Doch will der edeln Ungarn gerechter König den Unſchuldigen nicht zugleich mit dem Schuldigen vernichten; ein hohes Gericht hat er beſtellt, vor dem Ihr Euch rechtfertigen möget, wofern Ihr es könnt; die Vorladung Euch zu überbringen, bin ich geſandt.« Tiefe Stille herrſchte rund umher, als er geendet; alle

Blicke hafteten an den ehrwürdigen Zügen des greisen Comthurs, der langsam und feierlich, von dem erhöhten Sitz sich erhebend, begann: »Wohl ist uns der Beschluß der versammelten Väter der Kirche, wohl der Märtyrertod des erhabenen Meisters und so vieler unsrer Brüder, wohl die empörende Schuld, deren man sie und nun auch uns zeihet, bekannt. In dem beruhigenden Bewußtseyn unsrer Unschuld, scheuen wir keines Richters Auge. Allein da man so viele der Unsern mit Hintansetzung des Rechts und ohne überweisendes Urtheil gemordet, fordern wir sicheres Geleite mit des Königs heiligem Worte bekräftiget, ohne das Keiner die schützende Burg verläßt. Ist dies Brüder! Euer Aller Meinung, so erhebt Euch schnell, damit wir eilig entlassen den Herold.« Und die Brüder erhoben sich schnell und eilig ward der Herold entlassen.

Aber schon nach wenig Tagen kehrte er zurück, überbringend den Ächtungsbrief, der sämmtliche Tempelritter von Lockenhaus des Ungehorsams gegen des Königs Befehle und des stillschweigenden Geständnisses ihrer Schuld überwiesen, dem Tode anheimgefallen und vogelfrei erklärte.

Bald folgten dem unheilvollen Brief einige Fähn-

lein Fußvolk, die das Bergſchloß eng umſetzten. Vergebens wagten ſie Sturm auf Sturm; die feſten Mauern von tapferer Fauſt beſchirmt, ſpotteten der Gewalt und wieſen jeden Verſuch blutig und manchen rüſtigen Krieger niederſchmetternd zurück. Endlich gelang es dem, beinahe ſchon entmuthigten Feldhauptmann, einen Elenden mit ſchwerem Gelde zu erkaufen, der ihm in ſtiller Mitternachtsſtunde ein geheimes Pförtlein zu öffnen verſprach.

Verſammelt waren die Brüder im Kapitelhaus, vom Comthur berufen, die fernere Zukunft, denn der nächſten glaubten ſie auf ihren Muth vertrauend gewiß zu ſeyn, berathend in Erwägung zu ziehen. Bevor noch der Wache habende Bruder Servient in des Mondes zweifelhaftem Schimmer zu unterſcheiden vermochte, ob Freundes- oder Feindesgeſtalten ihm nahten, ſank er vom tödtlichen Geſchoß getroffen mit einem einzigen Schrei zu Boden. Hinausſtürmten die Ritter; doch ſchon in der Halle trafen ſie den verrätheriſchen Feind. — Dort fielen ſie alle, muthig, aber gegen die ungeheure Mehrzahl vergebens kämpfend, der greiſe Comthur der Letzte.

Tief drang das Blut der unſchuldig Gemordeten in den Boden und unvertilgbar ſind ſeine Spuren,

in erſter Friſche und Lebendigkeit noch jetzt, nach mehr als fünf hundert Jahren zu ſchauen. Als in ſpätern Zeiten einige Mal die Blutflecken mit vieler Mühe dennoch verwiſcht wurden, erhob ſich in der Nacht ein furchtbarer Sturm, der das Schloß aus ſeinen Grundfeſten zu heben ſchien. Kampfgeſchrei, Waffengeklirre, dann Ächzen und Röcheln durchbrauſte die ſchreckliche Halle (ſeither »die Blutthalle« genannt), blaſſe Geſtalten in weiße Gewänder gehüllt, auf quellende Wunden hinzeigend, ſchwebten mit dräuenden Geberden bald hinein, bald heraus — und am andern Morgen waren die Blutmaale wieder vorhanden.

Des ungeheuern Schreckens, mit dem dieſe gräßlichen Erſcheinungen die Bewohner der Burg bei ähnlichem Anlaß wiederholt erfüllten, wohl eingedenk, wagt es ſeit dem keine unheilige Hand mehr, ſich an dieſem grauenvollen Denkmahl zu vergreifen.

# Das Teufelsgemälde zu Preßburg.

Aus den Vielen, welche täglich über den großen Hauptplatz zu Preßburg, absichtsvoll oder gedankenlos, geschäftig oder im behaglichen Nichtsthun einherschreiten, haben wohl nur Wenige am Rathhause der Stadt das lebhafte Frescogemälde ober dessen Thore bemerkt. —Das Gebäude selbst reicht noch in die Tage der eingebornen Dynastie der Arpaden hinauf. Daß es seit 1388 immer das Rath- und Gemeindehaus dieser zweiten Hauptstadt des ungarischen Königreiches gewesen, ist urkundlich gewiß. Große Veränderungen und Verzierungen erlitt und erhielt dies Gebäude unter Ferdinand I. (1547), wo besonders jene hohen, spitz zulaufenden Gewölbe einiger Gemächer und der Einfahrt entstanden, die in ihrer ursprünglichen Gestalt noch bestehen. Eben diesem Zeitpunkte gehören auch die schmalen spitzen gothischen Fenster an, die sich an der ganzen Vorderseite zeigen, und deren zwei in vereinigter Zwillingsgestalt

ober dem Thore etwas hervortreten, und einen Erker bilden. Dicht an dem rechten dieser Zwillingsfenster (dem Beschauer gegenüber) lehnt ein, mit den lebendigsten Farben abgemalter Greis in langem schwarzen Faltenrock, mit silberweißem, bis an den Gürtel reichenden Bart, ganz vertieft in das vor ihm aufgeschlagene Buch. Die Gestalt ist lebensgroß, jedoch nur die obere Hälfte sichtbar, und mit dem Rücken gegen das kleine Seitenfensterchen des Erkers gewendet.

Wohl wendete ihm die Gestalt nicht immer den Rücken als sie noch unter den Lebendigen wanderte, als ihrer Unthaten Maß noch nicht voll war. Oft sah sie durch dasselbe in die menschenwimmelnde Stadt hinaus, wie die Spinne aus dem Netz nach den Fliegen, die sie darin verstricken will. — Dies seit Jahrhunderten der Zerstörung trotzende Bild ist nämlich das Conterfei eines Preßburger Bürgers und Rathsherrn, das der Teufel so künstlich und täuschend in einem Augenblick an die Wand hinriß.

Gegen den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts, in König Rudolphs unruhvollen Tagen, lebte zu Preßburg ein Mann, dessen Blick und Willen kein öffentliches und kein Privatgeschäft der Bürger entgehen

mochte, die ihn nicht liebten, nicht ehrten, aber scheuten und fürchteten. In dem düster strengen Antlitz sprach nichts als die Zunge, und diese möglichst leise, hohl, fast gespensterhaft. — Blitze unter den buschigten Augenbrauen hervorschießend, zerrissen manchmal auf eine nicht minder unheimliche Weise der Gesichtszüge schwarzgelbe Wetternacht.

Als ein armer Knabe war dieser Gefürchtete nach Preßburg gekommen, woher? wußte Niemand. — Er hatte sich in einer Reihe von Jahren zu den ersten Ämtern der Stadt emporgeschwungen. Wie? schien vielen ein unauflösbares Räthsel, denn er hatte nicht Freunde, nicht Verwandte, anfangs gar keine Mittel als in sich selbst. Aber was man ihm anvertraute, gedieh. Was gegen ihn auftrat, unterlag. Er wollte seinen Willen. Widerstand verzieh er nie. Das Verderben seiner Gegner sollte den Andern Lehre und Warnung seyn. Er erreichte sein Ziel. Alle suchten ihn, Alle fürchteten ihn. — Er lebte einsam und sehr dürftig. Er scharrte Schätze zusammen, Niemand wußte für wen? denn sein ganzer Haushalt bestand aus einer widrigen alten Magd. — Mancher Fluch und viele Thränen hingen an dem zusammengescharrten Mammon,

aber kaum vertraute dies der Bruder dem Bruder, so wurde der Gewaltige gefürchtet. — Der Stein der Weisen, und der Lauf der Sterne, und die geheimen Kräfte der Natur füllten die Stunden, welche die gemeine Nothdurft der Stadt nicht für sich in Beschlag nahm. Er galt allgemein für einen Schwarzkünstler, und der Verderber für seinen Bundesfreund, dem der graue Sünder für zeitliches Glück und Gut die ewige Seele zu eigen gegeben h[illegible].

Der hohe Rath der Stadt saß einst beisammen, Recht und Gerechtigkeit zu schenken dem Gedrückten, und frevlerische Eigenmacht niederzuhalten unter die eisernen Schranken des Gesetzes. — Da stürzte ein armes Weib jammernd in den Gerichtssaal: »Kümmerlich,« so lautete ihre Klage, »hätten sie und ihr Mann mit häufigen Unfällen und unaufhörlicher Verfolgung ringend, sich ernährt von der schweren Arbeit ihrer Hände und vom Ertrag eines kleinen Grundstückes, das an das Eigenthum eines reichen Bürgers grenze. Vor drei Tagen habe der Himmel ihr den Mann nach langem Krankenlager hinweggenommen, und der reiche Nachbar ihr das Feld zur Vergrößerung und Ausründung seines Besitzthumes gewaltthätig entrissen. Sie rufe zu Gott und zu den Vätern

der Stadt um Schirm wider das himmelschreiende Unrecht. Leider aber ſitze der Räuber mitten in ihrem ehrenwerthen Kreiſe. Es ſei jener gefürchtete Rathsmann.« Die Betroffenheit war allgemein, und die verſchiedenartigſten Regungen bewegten ſich wechſelnd durch die Verſammlung.

Der Beklagte allein blieb in der gewöhnlichen Verſteinerung. Der Ton ſteigerte, die Miene verzog ſich nicht, die Geberde blieb ſtumm. Ohne aufzuſehen, zog er eine Pergamentrolle aus dem Buſen, beweiſend: ſeit vielen Jahren ſei dies Grundſtück rechtmäßig von ihm erworben, aber einſt dem Manne der Klägerinn für einen geleiſteten Dienſt zu lebenslangem Nutzgenuß überlaſſen worden. Nun er todt ſei, nehme er ſein Eigenthum zurück, nach dem gewöhnlichen, natürlichen Laufe des Rechtes. Das könne Niemand ſtören, noch wehren!

Unbegreiflich, unmöglich ſchalt das bedrängte, jammernde Weib dies Vorgeben. — Offenkundig ſei es der ganzen Stadt, daß jenes Grundſtück nicht nur ihres Mannes von Jugend an, ſondern ſchon ſeines Vaters und Großvaters geweſen; beſage die Urkunde anders, ſo ſei ſie ein verfälſchtes Machwerk unheilvoller Lüge.

Wider alle Gewohnheit entstand ein lebhafter Zwiespalt der Meinungen im Rathe, und erhoben sich Zweifel über die Echtheit oder Unechtheit des vorgelegten Kaufbriefes, dennoch wogte endlich die Mehrzahl dem Unterdrücker zu. Da rief das Weib mit verzweifelndem Händeringen: »ihr mächtiger Gegner solle sein Recht durch einen feierlichen Eidschwur erhärten. Vermöge er mit festem Bewußtseyn seine Rechte zum Himmel empor zu heben, so möge das Feld sein bleiben, ihr aber nur die Barmherzigkeit Gottes!«

Langsam, aber fest erhob sich der finstere räthselhafte Mann, schritt an das Ende des Tisches mit nachdrücklichem Tritt, aber gesenkten Blicks vor das Ebenbild des Gekreuzigten, schlug auf das Buch des Gesetzes, und las mit seiner Grabesstimme die furchtbar ernsten Worte des Eides. Er hatte sie eben geendet, und erhob nun die Rechte zum Schwur.

Da machte auf Einmal ein Schlag, daß die Erde bebte und die Thürme sich zu neigen schienen, alle Anwesenden starr und blaß gleich aufgerichteten Leichnamen, Stürme pfiffen heulend durch die Ritzen, rüttelten und klingelten an den Fenstern, wunderliche Töne schrien aus den dicken Mauern hervor.

In wenigen Augenblicken war das Bewußtſeyn in die Verſammlung zurückgekehrt, aber der gefürchtete Rathsmann aus ihrer Mitte verſchwunden. Eine große Öffnung an einem Seitenfenſter bezeichnete die Stelle, wo der Böſe den Frevler für die Hölle hinweggeholt, und zur Warnung des Meineids — in lebendigen, ſo oft man es auch verſuchte, ſtets unvertilgbaren Zügen, ſein ſchaudererregendes Ebenbild zurückgelaſſen hat.

# Sanct Georgs Felſenſprung.

In tiefe Trauer war das ganze Volk der Walachen verſenkt, das von den weltherrſchenden Römern entſprungen, noch gerne mit ſeiner Abſtammung und mit dem Namen ſeiner tapfern Ahnen prangt. Ihr edelſtes Kleinod, die Tochter ihres Königs hatte ein tödtliches Fieber ergriffen. Langes Leid laſtete auf dem Volk, und Jeglicher erwartete fürchtend den Schlag, als ſollte er das eigene Haupt treffen! Viele weiſe Meiſter wurden berufen, doch ihre Kunſt war vergeblich, täglich wich das Leben mehr, bleicher und bleicher wurden die holden Wangen und Lippen, kaum glimmte noch ein ſchwacher Funke und verzweiflungsvoll beugte ſich jeder dem Unabwendbaren. Da erſchien noch ein altergrauer Arzt, und nachdem er lange des Lebens Spuren verfolgt, that er den Ausſpruch, die Königstochter ſollte pilgern zu den heiligen Brunnen, die lebenglühend dem Innern der Erde entquellen; vermöchte der Natur gewal-

tige Kraft nicht das Leben feſt zu bannen, dann ſei es auch der Kunſt unmöglich, des Todes gierigem Rachen ſein Opfer zu entreißen.

Freudig erglänzte der ſchwache Hoffnungsſtrahl, und unter der pflegenden Hut zarter Frauen, und dem gewaltigen Schirm rüſtiger Kämpen begann die Fürſtinn ihre Fahrt in das ſchauerliche Felſenthal der Lebensquelle.

Es wohnte auf den Höhen über dieſen Klippen ein frommer Rittersmann, Georg genannt.

Einſt ruhte er im Schatten einer alten Eiche, ſinnend über des Chriſtenthumes hohe Geheimniſſe, denen uns allen ſeinen Brüdern ſein Sinn zuerſt ſich erſchloſſen hatte, indeß im freudigen Sonnenglanz ſeine Roſſe auf der Weide ſich tummelten und wachſam ſeine getreuen Hunde um und neben ihm lauerten. Da ſcholl urplötzlich durch die Schwüle des Mittags dumpfes Getöſe aus dem Thale. Hoch auf horchten die Hunde, als der Ruf noch einmal hülfeflehend zum Himmel ſich hob. Da ſchwang ſich Georg auf ſeinen blendenden Streithengſt, die tapfere Fauſt mit dem ſiegreichen Speere bewehrt, ſprengte er dem Jammerflehen zu.

Doch plötzlich bäumte ſich ſein Roß, denn zu ſei-

nen Füßen gähnte der Abgrund und ein grausend Schauspiel bot seinem Blicke sich dar. Jammernd knieten edle Frauen umher, in ihrer Mitte die Tochter des Fürsten, ohnmächtig ob dem gräßlich drohenden Tode, ringsumher lagen zerschmetterte Leichen ihrer Ritter, und der übrigen geringes Häuflein zagte bebend zurück vor der schrecklichen Drachengestalt, die sich ihnen in furchtbarer Trägheit langsam als ein wandelnder Berg entgegen wälzte, nichts kündigte Leben an ihm, als das Vernichtung flammende Auge und die doppelgespaltene feurige Zunge, die in gieriger Lust ihren Opfern entgegen lechzte.

Nirgend sah Georg einen Weg, herzzerreißend drang zu ihm der Unglücklichen Hülferuf, die ihn für einen rettenden Engel des Himmels hielten. Da gab er ohne Zaudern dem Hengste die Sporen, und sprang im sausenden Fluge mit seinen getreuen Rüden den thurmhohen Felsen hinab, daß ob dem gewaltigen Sprunge der tosende Fluß erschrocken verstummte und einige Schritte zurück trat! — Nach wüthendem Kampfe verhauchte der Lindwurm sein Leben zu des Siegers Füßen sich windend, und heißer Dank der Geretteten lohnte das kühne Wagniß.

Auf daß nicht dem Leichnam neue Brut verder-

bend entwachse, löste Georg den Kopf, und stürzte in Serviens Gebirgen ihn hinab in einen bergetiefen Schlund, über dem nachhin die Burg Columbats ihre dräuenden Zinnen erhob; doch entqualmt noch alljährlich jenem finstern Abgrund ein ungeheurer Schwarm verderblicher Mücken, die über das Land sich verbreitend, das Vieh mit giftgeschwollenen Stichen tödten.

Noch schleicht in tiefem Schweigen der sonst im lauten Plätschern daherrauschende Fluß um den Fuß der Klippe, von welcher der Heilige den riesigen Sprung gewagt. Noch sind gewaltigen Felsblöcken die Spuren der Roßeshufen und die Fährten der Hunde eingeprägt, wo sie selbe zuerst im Sturz berührt, und mit inniger Andacht verehrt des Thales Bewohner diese Spuren, die vom kühnen Muthe seines Heiligen zeugen, seit mehr als einem Jahrtausend! —

# Die Sagen vom Stibor.

Im Waagthale viele Meilen entlang, herrſchte Herr Stibor, ein edler Pole, am Hofe König Ludwigs I. und ſeiner Tochter Maria hoch geſchätzt, von letzterer ſo wie dem Luxemburger Siegmund mit Land und Leuten reichlich begabt. Und wo der Blick auch hinfiel auf Berg und Fluß, auf Wieſ' und Flur, und Stadt und Burg, ſah er nur was dem Günſtling zu eigen, ſeines Winkes harrte, ſein Gebot verehrte. Mit gewaltiger Fauſt beherrſchte der gewaltige Mann die ihm untergebene Provinz, und nannte ſich einen Herrn der Waag, denn ſein Gebiet bildete ihre beiden Ufer. Auf ſeines Königs Ruf der erſte im Felde, wandte ſich ſein Banner nur dann heimwärts, wenn kein Streit mehr auszufechten, kein Feind zu bekriegen, keine Gerechtſame des gekrönten Gebieters zu verfechten war. Die eigene blieb von jedermann unangetaſtet, denn Furcht hielt jeden fern, vom ungleichen Spiel. Wenn dann die Zeit der Ruhe ein-

getreten, überraſchte wohl die Langweile auf Augenblicke den mächtigen Woiwoden, die ſich weder durch die Schwänke und Schnurren des Hofnarren, noch durch Hörnerſchall und Paukenſchlag oder Becherklang niederkämpfen ließ. Nur in der Flucht aus den düſtern Mauern, an die ſie feſtgebannt ſchien, war Heil zu finden; ſo ging es denn hinaus in das Freie, oder des Forſtes Dickicht in Begleitung von Mannen und Rüden im raſchen Kriegeszug die einſchlummernde Kraft zu wecken und zu üben, gegen die Bewohner des Waldes. Gar manch Abenteuer, das ſich unvermuthet geſtaltete, erhöhte die Luſt an dem edlen Weidwerk, dem die Palme vor allen anderen Beſchäftigung blieb. Herr Stibor würde nicht der Mann ſeiner Zeit geweſen ſeyn, hätte nicht die Jagd Zeit und Neigung vielfach in Anſpruch genommen. Einſt hatte er lange einem mächtigen Ur nachgeſetzt, bis er ihn gefällt, und ſaß nun unter prächtigen Gezelten, den Imbiß verzehrend, in Mitte des ſich herum lagernden zahlreichen Gefolges. Da nahte ſich neugierig eine Schar Kinder, die herrlichen Zelte, und prächtigen Waffen und ſtattlichen Pferde zu ſehn. Die Knechte befahlen ihnen barſch, ſich zu entfernen, doch der Woiwode durch ſein Jagdglück in

gute Laune versetzt, hieß die Kinder näher treten, ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, und fand besonders Wohlgefallen an einem Knaben, der sogleich vortrat, als sei er zum Anführer der kleinen Schar bestimmt, und des Gebieters Fragen muthvoll beantwortete. Speise ward auf Stibors Geheiß allein, ein Goldstück nebst Pfeil und Bogen, dem Redner gereicht. Am nächsten Morgen führte die Jagd den Woiwoden in ein fruchtbares, von Bäumen beschattetes Thal. Hier erblickte er die gestrigen kleinen Gäste beschäftiget, zeltartige Hütten aus Baumzweigen in großer Emsigkeit zu erbauen, in der Mitte aber den stattlichen kleinen Anführer mit Bogen und Pfeil geziert mit einem niedlichen Mädchen sitzend, und mit würdevollem Anstand Befehle ertheilend, durch die als leitende Vorschriften das Ganze gefördert ward. Ein beifällig Lächeln zog über das sonst finstere faltenreiche Angesicht des Dynasten, und nachdem er ein Weilchen an dem kindischen Treiben sich ergetzt, rief er dem gebietenden Anführer zu: »Was macht ihr »da, Kinder, soll das Eure Wohnung seyn?« »Ja »Herr,« erwiederte dieser unerschrocken, »wir spie»len Jagd, und ich bin so wie Ihr, Herr der Waag. »Dies hier ist unser Dorf, und Suse mein Weib.«

»Du ſollſt wahr geſprochen haben,« entgegnete der Woiwode, »ein Dorf ſoll auf dieſer Stelle erſtehn, »deſſen Name — wie heißeſt du Knabe — Thomas »Trebich — wohl — Trebichawa ſoll deſſen Name »ſeyn, dir aber das ſtattlichſte Haus, und Suſen »eine Ausſteuer werden. Und ſo viel ihr Kinder hier »ſeid, ſo viel Häuſer ſollen ſich hier erheben, mit »Feld und Wieſe und Wald begabt auf ewige Zei»ten. Dazu will ich einen Freibrief Euch geben, daß »Ihr Stibors gedenket, und des heutigen Tages, »und deſſen ſich noch freuen Eure Enkel und Ur»enkel.«

Wie es der Mächtige verhieß, ſo geſchah es alsbald, und obſchon Jahrhunderte ſeitdem verfloſſen, iſt der Brief doch noch vorhanden, auch freuen ſich deſſen die Urenkel der Erwerber, denn gar mancher Wohlthat und Erleichterung macht er ſie theilhaftig, die ihre Nachbarn entbehren, denen ſich die Gunſt des Herrn nicht in gleichem Maße zugewandt.

Wohl war es auch bei ähnlicher Gelegenheit, daß ein raſch geſprochnes Wort ein gewaltig Werk hervorrief, dem ſelbſt in ſeiner gegenwärtigen Erniederung der Bewunderung Tribut nicht verſagt werden kann, aber nicht freuten ſich deſſen die Vaſallen noch ihre

Nachkommen, denn nicht Wohlthat kam den einen oder den andern von dannen. Von den Beſchwerden der Jagd auszuruhn — ſo berichtet die Überlieferung — lagerte eines Tages der Waag mächtiger Gebieter im Freien, einem ungeheuren Felſenkoloß gegenüber, der im Hintergrunde von herrlich grünenden Bergen umgeben, kahl und nackt jenen gleichſam zum Hohn, als ahne er höhere Beſtimmung, ſich aus der Erde ſtolz in die Lüfte erhob. In emſiger Geſchäftigkeit mühte ſich der Höflinge Schar die Zeit mit Kurzweil, Lob und Schmeichelei um ihren trägen Gang zu betriegen, und des Herren Gunſt in heiterer Gemüthsſtimmung ſich zu erhalten. Den größten Aufwand an Witz und guten Einfällen machte Butzko, der Hofnarr, gerade heute vom Glück ſo ſehr begünſtiget, daß er ſich öfter des Beifalls ſeines ſonſt ernſten, ja meiſt finſteren Machthabers zu erfreuen hatte. Ihn dafür zu lohnen, erlaubte ihm Stibor, ſich eine Gunſt zu erbitten, und Butzko trat heran und bat, der Herr möge ein Schloß auf jenem Fels erbauen, und ihm zu eigen ſchenken. Da lachten die Höflinge, und einer meinte, wohl ſei die Bitte des Narren werth, denn Unmögliches erbittend, habe er die Gelegenheit verſäumt, Nützliches

zu erlangen. — »Unmögliches?« donnerte plötzlich des Woiwoden Stimme, indeß ſich die Stirne in finſtere Falten zog, »was iſt meinem Machtgebot un»möglich, oder iſt jemand da, der zweifelt?« — Wohl»an mein kluger Narr, deine Bitte ſei gewährt, in »Jahresfriſt die Burg erbaut, und Betzko nach dir »benannt.«

Alſobald regte und bewegte ſich eine Unzahl von Arbeitern und Leibeigenen rund um und auf dem Berg, zu verwirklichen, was kurz vorher als möglich nur dem Narren ſchien. Und da die Beſchwerlichkeiten ſich häuften, Thiere und Menſchen (freilich als Leibeigene nur geringer Beachtung werth) ermattet als Opfer der übermäßigen Anſtrengung hinſanken, und das Werk mit der kurz bemeſſenen Zeit nicht gleichen Schrittes wuchs, befahl Herr Stibor das Thal der Waag zu ſperren, und jeden Vorüberziehenden anzuhalten, damit er frohne und karre acht Tage lang, bevor ihm vergönnt iſt, ſeine Straße weiter zu ziehn. Selbſt Herren und Frauen, die den Wachpoſten in die Hände fielen, mußten ſich bequemen, Leute und Roſſe acht Tage lang bei dem feenhaften Bau verwendet zu ſehn, indeß ſie ſelbſt prächtige Bewirthung genoſſen. So gelang es dem des Wider-

ſpruches nie gewärtigen, das raſch geſprochene Wort zu löſen, indem er bewies, daß ihm nichts unmöglich ſei, als was der eigene Wille nicht begehrt. Noch war des Jahres letzter Tag nicht zu Ende, ſtand die neue Burg herrlich zu Schutz und Trutz und des Lebens Annehmlichkeit gerüſtet und verſehen da, des Narren Namen führend, und ihm huldigend. Aber eines edleren Gebieters ſchien ſie werth, zu groß war der Aufwand, um bloß ein Narrenſchlößlein gegründet zu haben, zu ſchwach die Hand, das in ſie Gelegte feſt und ernſt zu bewahren, darum vertauſchte Stibor mit Butzko die Burg gegen reichliche Entſchädigung an nutzbringenden Gründen, und erkor ſie zu ſeinem Hauptſitz, beſaß er gleich der Veſten und Schlöſſer wohl noch über dreißig im Lande.

Stets blieb ſie ihm auch im Verfolg der Zeiten werth und theuer; zu ihrer Verſchönerung bot er italiſche Künſtler und Meiſter aller Art auf, dagegen pries man ſie durch das weite Ungarn als ein Weltwunder des an Pracht und Glanz ſeines Gleichen nur wenige haben. Weitläufige Gärten mit edlem Wild bevölkert, von Lauben und Schattengängen durchſchnitten, durch Springbrunnen und künſtliche Waſſerfälle erfriſcht, gewährten Kühle und Labung in

des Sommers heißen Tagen, indeß Malereien, kostbare Waffen, Geräthe und Kunstgebilde in Menge manchen Stoff zur Bewunderung und angenehmen Beschäftigung in der Burg selbst gaben. Sie ward auch deshalb auserseh'n, die Vermählung des einzigen Sohnes, mit Frank des Woiwoden von Zechen gleichfalls einziger Tochter, Katharine, der Erbinn ungeheuren Vermögens und Besitzthums zu feiern. Groß waren die Vorbereitungen dazu, denn groß war die Anzahl, hoch der Rang der geladenen Gäste, und ein ganzes Jahr sollte das Fest dauern, denn die Zeugen der Trauung — so hatte Stibors Ladung besagt — wünsche er zugleich als Pathen seines ersten Enkelkindes zu begrüßen, und um dessen von ihrer Seite gewiß zu seyn, sie bis dahin gar nicht mehr zu entlassen. Ob diese Zumuthung allen Gästen gleich angenehm gewesen, berichtet die Sage keinesweges, daß aber die Festlichkeiten auf der Burg ein volles Jahr ununterbrochen währten, und nur nachdem die junge Frau Mutter geworden, zu Ende gingen, dies geht noch von Mund zu Munde, mit dem Zusatz, mehrere der Gäste habe dort der Tod, manche Frau das Wochenbett überrascht, allein dies alles auch nicht die geringste Störung verursacht, und

Sang und Spiel, Jagd, Turniere, Bankette und Gelage keinesweges unterbrochen.

An dieſe heitern Bilder einer uns unerreichbaren Vorzeit, knüpft ſich die Kunde von dem auf ſchauderhafte Weiſe herbeigeführten Tode des Woiwoden, und der Anblick jener ſenkrecht abgeſchnittenen Felſenkuppe, wo er Statt gehabt. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Unter den wenigen Gegenſtänden, die ſich der Zuneigung des finſtern rauhen Mannes (denn ſo ſchildert ihn des Volkes Erzählung trotz reicher Spende und Gabe an Kirchen und Klöſter) zu erfreuen hatten, ſtand keiner ſo hoch, als ein Jagdhund von ſeltener Schönheit und Güte. Dagegen beſaß er auch alle Untugenden eines verzärtelten Lieblings, die jedermann läſtig fielen, außer dem Herrn, gegen den er ſie durch falſche Schmeichelei und unbedingten Gehorſam zu verdecken wußte. Bei Tiſche ſaß einſt im Kreiſe zahlreicher Gäſte der Gefürchtete, als dieſer ſein Liebling, der ſonſt ſtets zu deſſen Füßen gelagert war, heulend und mit zerſchmettertem Bein hereinhinkte, in klagenden Tönen Schmerz verkündend, und deſſen Linderung von dem gewohnten Ruheplatz erwartend. Auffuhr Stibor von ſeinem Sitz mit einem Fluch, daß weit die Halle

ertönte, und banger Schreck die aufkeimende Munterkeit der Tischgenossen mit einem Schlag ertödtete. »Wer hat mir dies gethan,« erscholl es aus seinem Munde, und tiefes Schweigen von keinem Athemzug unterbrochen, fachte den Zorn des Wüthenden nur noch mehr an. »Wer hat mir dies gethan, ich will, ich muß es wissen, fuhr er neuerdings auf, furchtbar soll der Verruchte den Frevel büßen.« Da ward ein alter Sklave herbeigeschleppt, der seit Jahren den Dienst in der Küche versah, und sich des Anfalls jenes verwöhnten boshaften Thieres zu erwehren, ohne Absicht so schwerer Verletzung, den unglücklichen Schlag geführt. Sofort befahl Stibor ihn von des Felsens schroffster Spitze herab zu schleudern in die entsetzliche Tiefe, und nicht Bitten und nicht Flehn konnten den im Dienst des Grausamen gealterten Mann von dem gräßlichen Tode retten. Als alles vergebens gewesen, und die Schergen den Leibeigenen bereits an den Rand des furchtbaren Abgrundes hinrissen, erhob er, vom Todesschauder dieser Welt schon halb entrückt in lautem Ruf die Stimme, und forderte den Tyrannen binnen Jahresfrist vor das Gericht Gottes, dort zu verantworten den unmenschlichen Mord. Mit Hohn hatte Stibor und

ſeine eben ſo hartherzige Gemahlinn Dobrochna dies angehört, doch ſchrecklich ging die Vorladung in Erfüllung, denn unſchuldig vergoſſenes Blut ſchreit nie vergebens gegen Himmel um Rache.

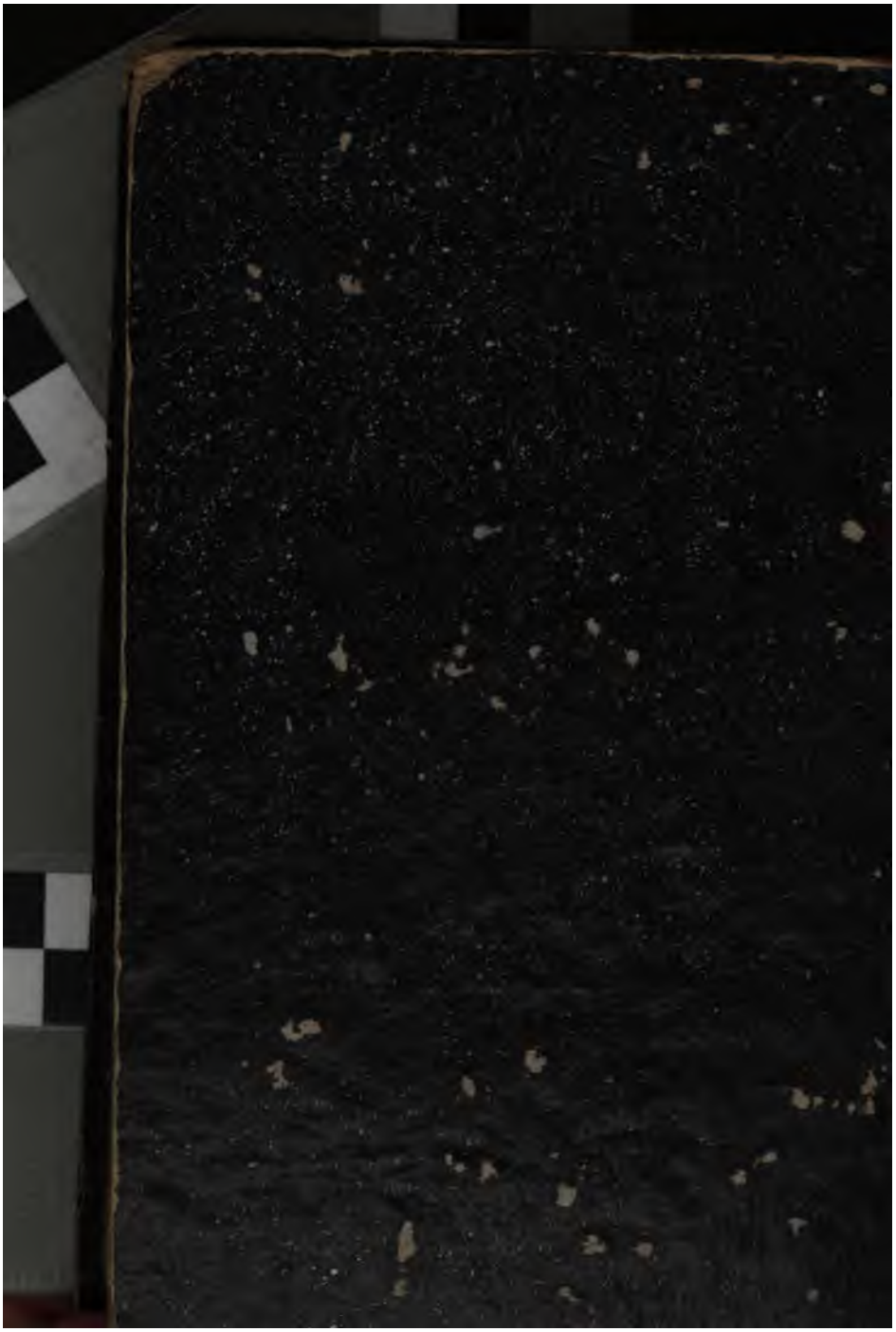
Am Jahrestag jener längſt vergeſſenen Frevelthat feierte der Burgherr ein großes Feſt auf Betzko, denn angeſehne Polen, an des Königs Hoflager abgeordnet, hatten eingeſprochen auf der Durchreiſe bei dem mächtigen Landsmanne, der ſie mit Rath und That zu unterſtützen wohl vermochte. Zwar hatte Herr Stibor dies nicht verweigert, doch wollte er dabei auch die werthen Gäſte nach Stand und Würde beſtens beehren, bevor weiter gegen Ofen ſie zögen. Das Mahl war durch feurige Weine gewürzt, wacker hatte man ihnen zugeſprochen, der Burgherr des Zutrinkens Sitte ehrend, mochte ihr ungewöhnlich gehuldiget haben, und wankte unſicheren Schrittes dem Garten zu, ein kühles Plätzchen zu ſuchen, wo er pflegen möchte der Ruhe. An der Quelle, die heute noch — vier Jahrhunderte ſpäter — den Dürſtenden erquickt, erwarteten ihn die Eumeniden. Denn als er feſt eingeſchlafen, beraubt ihn eine Natter des Geſichtes, und ſteigert den Schmerz bis zum Wahnſinn. Vergebens will er der ſchrecklichen ent-

fliehn, mit festem Zahn hat sie ihr Opfer erfaßt, sie treibt es in wilder Raserei von einem Ort zum andern, bis zu jener Felsenspitze, die, von des Knechtes Blut gefärbt, nun plötzlich in frischem Roth erglüht. Mit geflügeltem Schritt eilt Dobrochna, eilen Gäste und Diener ihm nach; doch zu spät — denn schon hat den gefolterten Wütherich der Abgrund verschlungen. Dobrochna will dem Gatten in die Tiefe folgen, und als man ihr dies verwehrt, endet sie an derselben Stelle mit dem Dolch ihre Verzweiflung und ihr Leben.

Dies sind die Sagen vom gewaltigen Stibor und seiner Burg Betzko, die längst in Trümmern liegt, und obschon so manches Geschlecht später in ihr gehauset, nicht dieser, sondern des Gründers Namen auf die Nachwelt brachte, in lebendiger Überlieferung und bilderreicher Mittheilung, indeß jene Erinnerung längst erloschen wäre, hielten nicht Urkunden sie noch fest.

GR 158 .M4
Erzahlungen, Sagen und Legende
Stanford University Libraries
3 6105 041 720 702

GR
15
M4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.